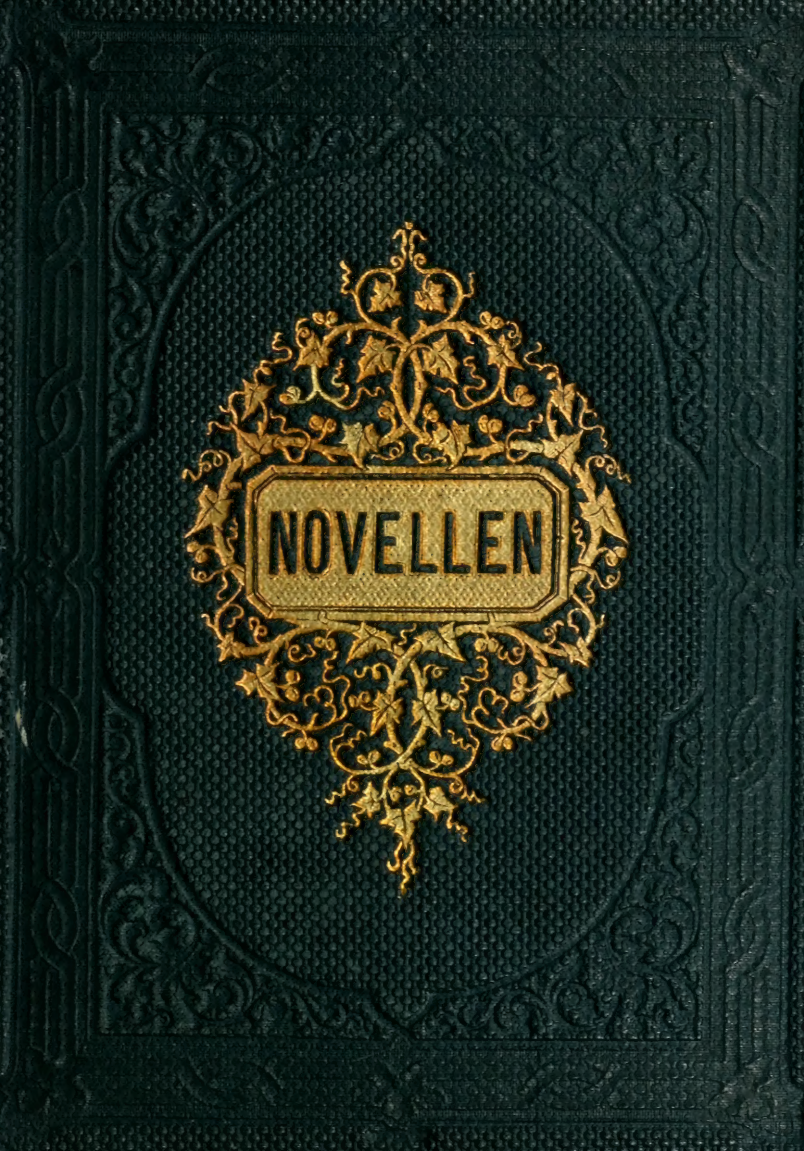
NOVELLEN

OTTO
STECHE
N°406.

LG
Z923

Ausgewählte

Novellen und Dichtungen

von

Heinrich Zschokke.

Fünfter Theil.

379806
6.5.40

Taschen-Ausgabe in zehn Theilen.

Sechste vermehrte Original-Auflage.

Aarau 1843.
Im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

L 525

Erheiterndes.

Rückwirkungen.
Der zerbrochene Krug.
Herrn Quints Verlobung.
Die Nacht in Brczwezmcisl.
Das Bein.
Hans Dampf in allen Gassen.
Tantchen Rosmarin.
Die Reise wider Willen.
Der Abend vor der Hochzeit.
Das Wirthshaus zu Cransac.

Rückwirkungen,

oder:

Wer regiert denn?

1.

Der Buchhalter.

„Ich bin verloren, Colas!“ sagte Herr Larmes, als er aus dem Büreau der Admiralität zu Paris, wo er Buchhalter war, zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kam und sich entstellt und düster in den Lehnsessel warf: „Ich bin verloren. Wir werden uns trennen müssen. Ich kann nicht länger für dich sorgen, Colas. Es thut mir leid, deiner Mutter nicht Wort halten zu können und lebenslang Vaterstelle bei dir zu vertreten.“

Colas Rosier, der seinen Herrn nie so gesehen, stand bei diesen Worten, wie vom Blitz gerührt. In der That war er ohne Herrn Larmes, der ihn seit anderthalb Jahren zu sich genommen hatte, der verlassenste Mensch von der Welt. Denn in dem Landstädtchen, wo er bei seiner Mutter, einer Näherin, gelebt, hatte er nichts gelernt, als zierlich zu schreiben; und mit dem Lohn, welchen er als Abschreiber verdiente, konnte er damals kaum die kleinen Haushaltungsbedürfnisse bestreiten. Herr Larmes, ein alter Freund der Mutter, noch aus Jugendtagen her, war so gütig gewesen, den jungen Menschen zu sich zu nehmen. Er behandelte ihn seitdem wie seinen eigenen Sohn, und gebrauchte ihn, wegen der schönen Handschrift, als Abschreiber. Colas war eine gute Seele; darum hatte ihn Herr Larmes lieb, der, weil er selbst ein sechszigjähriger Junggesell und ohne Familie war, ihn zum künftigen Erben seines mäßigen Vermögens bestimmt hatte.

„Sie sind verloren?“ sagte Colas: „Was haben Sie denn gemacht, Herr Larmes?“

„Ach, ich habe nichts gemacht, ich soll machen!“ erwiederte der Buchhalter und warf seine Brieftasche auf den Tisch vor sich hin: „Wir sprechen nachher weiter. Ich werde dir meine Baarschaft, als letztes Vermächtniß, geben. Siehst du mich morgen nicht wieder, oder werde ich verhaftet: so mache dich auf, suche Dienste, wo du sie finden kannst, und halte mich für einen ehrlichen Mann, was man auch von mir behaupten möge.“

Colas war außer sich vor Schrecken und Mitleiden. Er bat mit Thränen seinen Pflegevater, ihm anzuvertrauen, was geschehen sei. Er schwor, lieber zu sterben, als ihn zu verlassen.

Der Alte schwieg lange. Endlich nahm er das Wort und sagte: „Colas, dir, aber nur dir darf ich's sagen. Weh dir, wenn du wieder plauderst; es könnte dir auf immer die Freiheit, vielleicht das Leben kosten, wie mir. Aber es ist vielleicht gut, daß ich dir's anvertraue, damit wenigstens du an meine Unschuld glaubest, wenn sonst keine Seele. Aber sei verschwiegen wie das Grab. Und willst du es wagen, dich zu verderben, so rede erst dann, wenn ich verloren bin.

Colas versprach alles, was sein Pflegevater verlangte. Darauf sagte Herr Larmes: „Es ist in den Kassen der Marine ein Defizit von mehr denn einer halben Million. Die Sache ist ruchbar und nicht länger zu verheimlichen. Mein Chef, Herr von Gatry, hat sich durch ungeheure Verschwendungen zu Grunde gerichtet. Sich zu retten, möchte er nun einen andern, als den Schuldigen, opfern. Gott weiß es, wodurch ich's versündigt habe, daß Herr von Gatry mich dazu wählt. Er bot mir vierzig-, er bot mir sechszigtausend Livres, wenn ich mich in einem eigenhändigen Briefe an ihn, statt seiner, schuldig erklären wollte. Er lag vor mir auf den Knien. Er meinte, weil ich ohne Weib und Kind, mein eigener Herr wäre,

und Nichts dabei zu wagen, Alles zu gewinnen hätte, während er Stand, Würden, Ehre seiner angesehenen Verwandtschaft, Weib und Kinder, Alles zu verlieren habe, — er meinte, mir sei es ein Leichtes, ihm das Opfer zu bringen, ihm einen Brief zu schreiben, in welchem er mir jede Zeile mit zehntausend Livres vergelte, und in's Ausland zu flüchten. Er sprang wie ein Rasender auf, als ich armer, ehrlicher Mann in aller Bescheidenheit meine gerechten Bedenklichkeiten zu äußern wagte. Dann aber sagte er wieder ganz kaltblütig zu mir: „Es ist hier kein Rücktritt für Sie möglich. Ich fordere Ihnen die Kontrollen und Kassenbücher ab. Ich habe sie schon meiner Absicht gemäß geändert. Wollen Sie mich nun in den Abgrund stürzen — beim Himmel, Sie sollen den Hals erst vor mir brechen. Wählen Sie. Nun spielen wir Leben um Leben." — So ungefähr sprach er. Ich war so erschrocken, ich wußte nicht, wie mir rathen oder helfen. Ich vergeß Angstschweiß. Er schien mir in seiner Verzweiflung auf dem Punkte, mich zu morden. Dann hätte er nur sagen können, ich habe mich ihm schuldig gestanden als Kassenbetrüger, habe um seine Gnade gefleht, und da ich keine gefunden, mich auf der Stelle selbst umgebracht. Ach, Colas, wessen sind solche Herren nicht fähig!"

„Der leibhaftige Satan ist der Mensch!" schrie Colas: „Ich laufe zum Minister, zum Kardinal Bernis, zum König, und flehe um Hilfe."

„Willst du ein Kind des Todes sein?" rief Herr Larmes: „Du hast Schweigen gelobt. Wage mir keinen Schritt, keine Silbe! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich will nicht, daß du mit mir zugleich in den Abgrund stürzest. Ich habe Bedenkzeit gefordert. Herr von Gatry gewährte mir vierundzwanzig Stunden. Morgen früh um zehn Uhr muß ich Entscheidung bringen, das heißt, das Briefchen, welches er mir gab, als sei es von mir an ihn gerichtet, wörtlich abgeschrieben ihm bringen, und mit Extrapost flüchten, oder ich bin

um eilf Uhr Gefangener. Ich darf bis dahin das Haus nicht verlassen, auch du nicht. Er hat es mir verboten, wie dir. Er läßt uns aufpassen. Es geht um dein und mein Leben. Der Rasende wagt Alles."

„Und was wollen Sie thun, Herr Larmes?" fragte Colas ängstlich.

„Ich vertraue auf Gott; er läßt die Unschuld nicht zu Schanden werden, Colas. Ich schweige und harre getrost. Ich will erwarten, daß man mich verhafte. Ich werde in den Händen der Justiz wenigstens gegen Meuchelmord gesichert sein. Dann will ich reden. Es erfolge, was da wolle. Gott verläßt die Unschuld nicht. Bis dahin schweige! Ich gebe dir meine Baarschaft. Werde ich unschuldig verurtheilt, siegt der Bösewicht durch das Ansehen seiner mächtigen Verwandtschaft: gut, so bleibe ehrlich und sorge für dich. Dein Untergang kann mir nichts nützen."

Beide sprachen noch lange über diesen fürchterlichen Handel; der Buchhalter mit dem festen Muthe des reinen Bewußtseins, Colas mit Verzweiflung und Wehmuth eines dankbaren, liebenden Sohnes. Herr Larmes gewann in diesem Gespräche nach und nach Ruhe und Besonnenheit, je mehr Colas beide verlor. Jener, indem er seinen Pflegesohn tröstete, ward selbst getröstet. Er hieß diesen auf sein Zimmer gehen, arbeiten und sich zerstreuen, wie er könne, Colas gehorchte schweigend und traurig, und ging. Herr Larmes, der sich in der Lage eines Sterbenden fühlte, brachte seine Papiere in Ordnung.

2.

P a u l i n e.

Colas Rosier ging blaß und die Hände ringend durch den innern Hof des Hotels, wo Herr Larmes einige Zimmer des Hintergrundes

bewohnte. Das Hotel gehörte dem Grafen von Oron, der hier, mit seiner Gemahlin, eines der glänzendsten Häuser in Paris machte. Man sagte sogar, der Prinz Soubise mache der Tochter des Grafen den Hof. In der That war der Prinz ein fleißig erscheinender Hausfreund; in der That sehr um die junge Gräfin beschäftigt. Allein er selbst wußte besser, denn Alle, daß seine Besuche weniger der Gräfin, als deren liebenswürdigen Gespielin oder Gesellschafterin, Pauline de Pons, galten. Pauline, eine ältermlose Waise, ohne Vermögen, abhängig von der Gnade des Grafen, bekümmerte sich wenig um die Süßigkeiten, die ihr der vierzigjährige, in allen Hof- und Liebeshändeln vielversuchte Prinz zuflüstern mochte. Sie, in frischester Lebensblüthe, hatte desto hellere Augen für ihren schönen fünfundzwanzigjährigen Nachbar Celas. Sie hatte auch beständig mit ihm wichtige Geschäfte abzuthun. Er schrieb für sie oder die junge Gräfin bald Gedichte ab, bald Musikalien; das erwarb ihm manche kleine Einnahme. Aber daß er Paulinens Herz eingenommen hatte, ließ er sich gar nicht beifallen. Der Umgang mit Paulinen war ihm ein angenehmes Bedürfniß. Warum hätte er nicht gern in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens sein sollen? Doch die stille Gluth ihres Blickes verstand er gar nicht. Er ging ohne Herzklopfen zu ihr und mit aller Gelassenheit von ihr. Er wußte gar nicht, was Leidenschaft sei.

Pauline stand am Fenster gegen den Hof, als Celas blaß und händeringend über denselben hinging. Sie erschrack, wie sie ihren Liebling in seinem stummen Schmerze verloren sah. „Bst! bst!“ flüsterte sie gegen ihn. Er hörte nichts. „Celas!“ rief sie und winkte mit den Händchen, als er zu ihr hinaufsah. Er gehorchte seufzend.

„Was haben Sie, Celas? Um Gotteswillen, was ist Ihnen begegnet?“ rief sie, als er in ihr Zimmer trat und sie bemerkte, daß er geweint habe. Er schwieg und seufzte.

„Lieber Colas, reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich. Ist ein Unglück geschehen? Sagen Sie mir's, wenn es auch das Entsetzlichste wäre. Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir's.“ Er schwieg und seufzte.

Jetzt stieg Paulinens Angst auf's höchste. „Wie, Colas,“ rief sie, Sie würdigen mich keiner Antwort? Habe ich Sie beleidigt? Gelte ich Ihnen gar nichts? Lassen Sie mich nicht länger in der tödtenden Ungewißheit. Reden Sie!“

Colas zuckte die Achseln und sagte: „Fräulein Pauline, lassen Sie mich schweigen. Ich darf nichts sagen, als — wir werden uns nun trennen. Ich verlasse morgen dieses Haus, vielleicht Paris.“

Pauline ward bei dieser Ankündigung sterbensbleich. Sie setzte sich kraftlos nieder, starrte ihren Freund an, ergriff dessen Hand, als wollte sie ihn festhalten, daß er nicht von ihr scheide, und stammelte: „Colas, warum?“

Er schwieg.

Nach einer kleinen Stille wiederholte sie die Frage mit zitternder Stimme. Ihre Augen wurden voller Thränen. „Bin ich,“ sagte sie, „bin ich Ihnen so wenig werth, daß Sie mir nicht einmal sagen mögen, warum Sie Paris verlassen wollen? Colas, wenn Sie so dächten, ich würde Sie von ganzem Herzen hassen, wenn ich's könnte. Nein, ich könnte es nicht, Colas. Gehen Sie nur. Ich hatte auf Erden keinen Freund, als Sie. Gehen Sie. Sie finden der Freunde und Freundinnen genug, aber Niemanden, der innigern Theil an Ihrem Glück und Unglück nimmt. Gehen Sie!“ rief sie und verhüllte sich schluchzend das Gesicht.

Wie Colas die schöne Weinende ansah, verging sein ganzes Inneres in Schmerz. „Ach, schöne Pauline,“ sagte er, es ist ja nicht meine Schuld, daß ich fort muß. Wie gern blieb' ich! Wie sehr bewegt mich Ihre Theilnahme! Wenn Sie wüßten, was ich . . .“

Pauline blickte bei diesen Worten zu ihm auf und sagte: „O du

Heuchler, ich dir theuer, und quälst mich doch so gern? Ich danke dem Himmel, daß ich keinen Bruder habe; denn glich' er dir, ich wäre längst im Grabe."

„Und hätt' ich eine Schwester, versetzte er traurig, und sie gliche Ihnen — ja, dann wär' mir wohl, dürfte ich meinen Kummer in ihr Herz ausgießen. Aber . . ."

„Schütten Sie Ihren Kummer aus. Vielleicht, lieber Celas, kann ich mit gutem Rath helfen. Denken Sie sich, ich sei die Schwester. Hier ist die Schwesterhand!" Sie stand auf und bot ihm die Hand.

Er küßte ehrerbietig das Händchen und sah der schönen Schwester verlegen in die Augen, die so zärtlich um sein Geheimniß flehten. — „Was kostet es, diesen stummen Mund zu entsiegeln!" sagte sie, und klopfte ihm mit den Fingern auf die Lippen, und ließ die Hand nachlässig auf seine Schulter sinken. Man weiß nicht, wie es geschah, daß Bruder und Schwester Wange an Wange lehnten, dann Mund an Mund für den Augenblick die Worte vergaßen. Celas aber fühlte sich wie verwandelt. Er sah im Fräulein de Pons wirklich seine Schwester. Er hatte kein Geheimniß mehr. Er vertraute ihr, unter dem vorher abgelegten Gelübde ewiger Verschwiegenheit, Alles an, was er vor einer halben Stunde erst von Herrn Larmes erfahren hatte.

Pauline, wie erschrocken sie auch beim Anhören dieser Nachrichten war, fühlte sich doch dabei selig. Sie liebte, und wähnte, der Liebe sei nichts unmöglich.

„Beruhige dich, lieber Celas!" sagte sie: „du darfst, du sollst mich nicht verlassen. Es werden sich Mittel ersinnen lassen, deinen Pflegevater zu retten!"

„Aber," seufzte Celas ängstlich, „ohne etwas zu verrathen!"

„Wenn mir nur gleich etwas beifiele!" rief sie und rieb sich die Stirn: „Geh, Celas, geh! Laß mich allein. Ich will nachsinnen. Es muß etwas geschehen."

Gelas ging. Doch unter der Thür noch drehte er lächelnd mit dem Finger zurück: „Schwester Pauline, verräthst du mich, werde ich in meinem Leben der Bruder keiner Schwester mehr.“

3.

Prinz Soubise.

Indem fuhr der Wagen des Prinzen Soubise vor. Der Prinz kam die Stiege herauf, als Pauline aus ihrem Zimmer trat. Noch glühte von der schwesterlichen Unterredung ihr Gesicht. Der Prinz, welcher sie nie reizender gesehen hatte — und in der That, wie konnte sie anders im Glanze der ersten Liebe erscheinen? — verlor fast die Sprache beim Anblick des in Entzückungen schwebenden Mädchens.

„Mein Gott, wie schön Sie sind!“ sagte er, indem er ihre Hand küßte. Sie führte ihn in den Saal und beklagte, daß er den Grafen verfehlt habe, der mit seiner Gemahlin und Tochter ausgefahren sei.

„Sie beklagen mich, und ich wünsche mir Glück. Möchte mir im Leben jeder Unfall so schön vergütet werden, wie diesmal!“ sagte er.

Pauline, seine Schmeicheleien gewohnt, achtete nicht auf diese und andere seiner Artigkeiten. Sie war in Gedanken bei dem neu erworbenen Bruder, und sann umher, wie dem Herrn Larmes Hilfe geschafft werden könnte. Anfangs hatte sie im Sinn gehabt, sich dem Grafen Oron zu entdecken. Durch seinen Einfluß hoffte sie, wie durch seine Klugheit, das Unglück vom Haupte des alten Buchhalters abzuwenden, der im frommen Vertrauen auf den Himmel, und ohne Aussicht auf andere Rettung, dem Schicksal entgegenging. Allein der Muth entsank ihr wieder, wenn sie sich der trägen Selbstsucht und der stolzen Gefühllosigkeit des Grafen gegen fremdes Leiden

erinnerte. Die Ankunft des Prinzen brachte in ihr ganz andere Entwürfe zur Reife. Er, der Mann am Hofe, der sich dem Kardinal Bernis, dem damaligen allmächtigen Minister, der sich sogar dem Könige unmittelbar nähern konnte, er und kein Anderer konnte hier Retter werden.

„Gnädigster Herr," sagte sie zu ihm, „ich bitte Sie inständig, lassen Sie allen Scherz! Wir wollen von etwas Ernstem reden."

„Wie, schöne Pauline, rief der Prinz, „halten Sie denn in vollem Ernste die Liebe für Scherz?"

— Wenigstens die Ihrige.

„Wenn meine Liebe nur Scherz ist, so ist Alles, was Himmel und Erde Schönes haben, Scherz, und es ist nichts Wahres unterm Monde; Pauline, ja, so ist Ihre göttliche Gestalt, so ist Ihr Blick, so ist all der verführerische Zauber, der Sie umschwebt, Täuschung und Lüge."

— Oder Ihr Auge belügt Sie, das mehr sieht, als es sieht.

„Nein, zu wenig vom ganzen Umfang Ihrer Reize, zu viel aber schon für meine Ruhe."

— Ich bitte Sie, Prinz, warum sagen Sie mir das Alles? Weil Sie Langeweile bei mir haben? Lassen Sie uns von etwas Besserm plaudern. — Oder weil Sie mir beweisen wollen, daß Sie der geistvollste, artigste, gewandteste Mann sind? Ich weiß es schon, so gut, als es der ganze Hof und die ganze Stadt weiß. — Oder weil ich Ihnen Alles glauben soll, was Sie mir Verbindliches sagen? Ach, mein gnädiger Herr, Sie werden doch nicht so übel von meinem Verstand denken!

„Welche Sophistin Sie sind! Ja, wenn Sie jemals an eine Wahrheit glaubten, so glauben Sie an die Wahrheit des Gefühls, das Sie selbst einflößten; so glauben Sie, daß für die Wahrheit meines Wortes jeden Augenblick mein Leben, mein Blut . . ."

— Behüte mich der Himmel, Prinz; reden Sie mir nicht von

Blutgeschichten! Ich liebe dergleichen nicht. Wenn ich aber die Ehre hätte, einigermaßen auf Ihre Achtung Anspruch . . .

„Auf Alles, Alles!“ schrie der Prinz Soubise, und nun folgte eine Reihe von Betheuerungen und Schwärmereien, mit deren Hererzählung wir unsere Leser nicht behelligen wollen.

Fräulein Pauline de Pons aber zog nach ihrer Art den besten Nutzen davon. Sie trat mit einer bescheidenen Bitte vor, die der Prinz schon als erfüllt erklärte, ehe er sie nur gehört hatte. Nun erzählte sie ihm im tiefsten Vertrauen die Unglücksgeschichte des alten Buchhalters, die sie ganz zufällig vernommen haben wollte, und für den sie die lebendigste Theilnahme empfände, weil er im Hintergebäude wohne. „Sie, Prinz,“ fuhr sie fort, „Sie können hier den Ruhm Ihrer stillen Tugenden erweitern. Sie können die Unschuld retten; Keiner wie Sie, und diesmal kein Anderer, als Sie. Ihr Wort gilt beim Kardinal Bernis . . .“

„O still vom Kardinal!“ rief der Prinz: „Ich traue ihm nicht. Er ist der Gönner des verschwenderischen Gatry und, wenn ich nicht irre, ein Anbeter von dessen Tochter. Der Kardinal muß ganz aus dem Spiele bleiben. Aber . . .“ Der Prinz schwieg, sann, rieb sich die Stirn, ward plötzlich hell und sagte: „Mein Fräulein, ich verlasse Sie. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich bin eifersüchtig auf jeden, der mir die Gelegenheit rauben könnte, ein kleines Verdienst in Ihren Augen zu haben. Leben Sie wohl, reizende Pauline. Ich ruhe nicht, bis Ihr schöner, menschenfreundlicher Wunsch erfüllt ist.“

Er küßte des Fräuleins Hand und flog davon.

4.

Frau von Pompadour.

Er schwang sich in den Wagen und fuhr nach Hofe. Hier wandte er sich in den Tuilerien sogleich zu den Zimmern der Frau von Pompadour.

Alle Welt weiß, was Frau von Pompadour bei König Ludwig XV. allerchristlichsten Majestät galt. Sie war die unbeschränkte Gebieterin seines Herzens, seines Willens und seines Reiches. Zwar die Blüthezeit hatte für sie geendet. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Aber ihre Anmuth hatte darum wenig eingebüßt, und der eigenthümliche Werth ihres Geistes dabei nur gewonnen. Der König lag noch immer in ihren weichen Fesseln. Nichts vermochte wider sie der Wille der ganzen königlichen Familie, nichts die Klugheit des königlichen Hauptministers, des Kardinals Bernis. Man wußte das am Hofe, man wußte das in Paris, man wußte das im ganzen Reiche. Freilich ist es nicht gar erbaulich für eine Nation von Selbstgefühl, durch ein solches königliches „Nebenbei" beherrscht zu werden. Aber man muß nicht vergessen, daß die Franzosen damals nur noch Verse machten und Liederchen trillerten, und Alles für wahr, gut und schön hielten, sobald es der König dafür hielt. Frankreich lag also in anbetendem Entzücken mit einem Knie vor dem König, mit dem andern vor der Geliebten des Allerchristlichsten. Nur eine Partei, welche allenfalls Anspruch auf Eifersucht wagen durfte, zum Beispiel die Königin, der altadelbürtige Hof, oder so ein Hauptminister, wie Kardinal Bernis, bildeten, doch mit größter Schonung, eine Art Widerspruch.

Die kluge Königsgeliebte wußte das wohl. Sie fürchtete aber die Gegenpartei wenig. Die vorzüglichsten Herren des Hofes standen auf ihrer Seite, oder lagen zu ihren Füßen. Voltaire selbst wußte sich viel damit, daß sie ihn huldvoll angeblickt hatte. Aber,

nächst dem Könige, blickte sie doch Keinen huldvoller an, als den Prinzen Soubise.

In der That, der Prinz, obgleich ein Vierziger, war ein Mann ganz zum Gefallen geschaffen, witzig, sinnreich, verführerisch. Die Königsgeliebte, bei aller Schlauheit und Lebenserfahrung, konnte sich nicht erwehren, ihn lieber zu sehen, und lieber zu hören, als alle Uebrigen, und ihm am liebsten zu glauben, daß er sie nur ihretwillen liebe, und um nichts Anderes sonst. Der Prinz war einer von den starken Geistern, die Allen allerlei werden. So war er bei der Königsgeliebten ein von ihr bezauberter Liebhaber, der nur mit Gewalt den Ausbruch von einer Leidenschaft in sich zurückhielt, die — nicht da war. Frau von Pompadour bemerkte oft, nicht ohne zärtliche Rührung, seinen stillen Kampf zwischen Ehrfurcht und Liebe, und wider ihren Willen ward ihr Herz zu ihm hingezogen, da es doch dem König allein angehören sollte. Sie empfand für den Prinzen, was sie nicht empfinden mochte, und eben weil sie es nicht mochte, hing sie um so inniger an ihm. Doch hütete sich die feine Frau von Welt wohl, das von sich ahnen zu lassen, dessen sie sich, wie einer Lächerlichkeit schämte. Und wirklich fiel keinem Höfling dergleichen auch nur im Traume ein. Aber der Prinz wußte, was er wußte, spielte seine Seladonrolle fort und lachte dazu.

„Was haben Sie vergessen, Schmetterling?“ fragte sie ihn, als er zu ihr hereintrat, denn er war erst kaum vor einer Stunde von ihr gegangen.

„Ach, theure Marquise, bei Ihnen habe ich immer das Unglück, mich selbst zu vergessen. Wie kann man auch anders?“ sagte Soubise, und drückte ihre schöne Hand an seine Lippen: „Mich selbst, so wahr ich lebe!“

„Zur Sache, mein gnädiger Herr; denn die Sphäre Ihres Selbstes ist so groß, daß ich nicht immer weiß, wenn Sie von sich reden, ob Sie Frankreich oder ganz Europa meinen.“

„Sie wollen heute, liebenswürdige Marquise, ein wenig herbe sein, scheint es; und doch sagen Sie, ohne es zu wollen, statt der Ironie die reinste Wahrheit. Im Ernst, ich wollte von mir, nämlich von Frankreich, das heißt von Ihnen, reden."

„O, lyrische Sprünge!" rief Frau von Pompadour: „Sie haben Talent zum Odendichten, Prinz."

„Und wer denn nicht, der das Glück fühlt, in Ihrer Nähe zu stehen?"

„Aber Sie wollten von sich selbst reden, Prinz."

„Gut, gnädige Frau, von mir; aber mein Sein ist in dem Ihrigen aufgelöset. Was wider Sie ist, das ist wider mich. Und ich..."

„Prinz, ich werde heute nicht klug aus Ihnen. Reden Sie in Prosa; ich hasse das frostige Feuer der Odendichter."

„Wohlan, trockne Prosa! — Wissen Sie, in welcher Gesellschaft man zuerst das Gassenliedchen spendete und sang, worin eine gewisse unerhörte platte Niederträchtigkeit die Stelle des Witzes vertreten muß?"

„Sie meinen die Albernheit gegen mich? in welcher Gesellschaft? Vielleicht bei unserm poetischen Kardinal? Hab' ich's errathen?"

„Halb! Bei seinem Schützling, dem unflätigen de Gatry. Der Elende wird jetzt von allen seinen ehemaligen Zechbrüdern verrathen; denn er ist nahe daran, das Opfer seiner Schändlichkeiten zu werden — auf die Galeeren zu kommen."

„Wie? Was sagen Sie mir da?" rief die Marquise erstaunt.

„Es zeigen sich in den Kassen des Seewesens, die er zu verwalten hat, ungeheure Defizits. Man spricht von mehr, als einer Million. Und das war's, was ich vergessen hatte, Ihnen vor einer Stunde zu sagen. Ich hatte also Recht, es gehe mich an, weil es Sie und Frankreich angeht."

„Haben Sie auch recht gehört, Prinz?"

Der Prinz erzählte ihr nun Alles, was er von nähern Umständen kannte, schmückte daran nach Belieben aus und trug endlich auch die Geschichte des alten, unglücklichen Buchhalters Larmes vor. Er schilderte die Schelmerei des Herrn von Gatry und die Verzweiflung des bedrängten Larmes so lebhaft, das Leiden des armen, schutzlosen Greises so rührend, daß die reizbare Marquise in Thränen zerfloß.

„Nein," rief sie, „das darf nicht sein; dieser unschuldige, ehrliche Mann soll nicht das Opfer des Ungeheuers werden. Wir wollen die Wahrheit entdecken. Stehen Sie gut dafür, Prinz, daß sich Alles so verhält, wie Sie mir sagen?"

„Ich stehe für jedes Wort, das ich sagte."

„So gestatten Sie, daß ich mich von Ihnen beurlaube. Ich muß zum König. Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz, daß Sie mir den Weg zu einer edeln That zeigten. Dergleichen Abscheulichkeiten, wie de Gatry brütet, sollen Frankreichs Boden nicht besudeln. Der König denkt zu groß!"

„Und sein guter Engel weicht nicht von ihm. Erlauben Sie, daß ich diesem Engel die Hand küsse, um mich selbst ein wenig zu heiligen."

Der Prinz entfernte sich. Die Marquise ließ sich dem Könige melden.

5.

Der König.

„Ich habe Sie schon lange erwartet, meine liebe Marquise!" sagte der König, indem er ihr entgegen ging.

— Man hatte mir gesagt, Ew. Majestät hätten dem englischen Gesandten eine besondere Audienz gegeben.

„Ja; aber der Mensch hat mich mit seinen Geschäften aufs grausamste gelangweilt. Ich bin froh, seiner los zu sein. Ich habe ihn zuletzt kurzweg an den Kardinal gewiesen. — Aber, was fehlt Ihnen? Sind Sie unpäßlich, Marquise? Ich glaube gar, Sie haben geweint. Ist Ihnen nicht wohl?"

— Bei meinem König ist mir immer wohl.

„Gute Marquise! — Setzen Sie sich. Haben Sie Arbeit mitgebracht? Ich helfe Ihnen Perlen auffädeln. Ich kann Ihnen ein sauberes Geschichtchen vom Fräulein von Autun erzählen, ein Liebeshändelchen ohne Gleichen; Sie werden es kaum glauben. Ich habe dabei zum Sterben lachen müssen. Allein ich kann unmöglich die verweinten Augen meiner kleinen Antoinette sehen. Bekennen Sie mir erst, haben Sie einen Verdruß gehabt?"

— Wohl, Sire, Verdruß über die empörende Schlechtigkeit mancher Menschen, und Schmerz darüber, daß man unter dem besten der Monarchen die Unschuld auf grausame Weise zu mißbrauchen wagt. Denn . . .

„Erzählen Sie, liebes Kind. Ich will wahrlich einmal ein Beispiel von Strenge geben. Was bin ich denn? Was hab' ich denn, wenn ich mit aller königlichen Macht nicht einmal im Stande bin, zu verhüten, daß Sie andere, als Freudenthränen vergießen? — Wer also hat Sie beleidigt?"

— Der Sie, der die Würde und den Namen des gerechtesten und menschenfreundlichsten aller Könige beleidigt.

Der König stutzte und fragte mit gespannter Neugier weiter. Die Marquise erzählte ihm die Geschichte und die Plane des Herrn von Gatry, und wie er den ehrlichen Buchhalter zwingen wolle, sich schriftlich zu den Verbrechen dieses Ministers zu bekennen, der sich mit einigen tausend Livres davon frei machen möchte. Die Erzählerin trug die Begebenheit mit der ihr eigenen Beredsamkeit vor, und erhöhte mit dem Glanze ihrer Einbildungskraft die Farben im Bilde

von menschlicher Bosheit und hilfloser Unschuld. Sie selbst ward von neuem innig bewegt.

„Nun denn," sagte der König, als sie vollendet hatte, mit einer Art von Verwunderung in Ton und Geberde: „ist's nur das, und sonst nichts? Was geht das uns an? Lassen Sie doch die Gerichte dafür sorgen; die werden schon strafen. Jetzt hören Sie mein Geschichtchen vom spaßhaften Handel des Fräuleins von Autun."

— Ich wage nur die einzige Erinnerung, Sire, daß, wenn der morgende Tag kommt, die Gerichte nicht mehr helfen können. Hat de Gatry des Buchhalters schriftliche Erklärung in Händen, und ist dieser geflüchtet, so wird dieser verdammt, jener als treuer Beamter geehrt und Ew. Majestät um eine Million betrogen.

„Sie haben Recht. Man muß den Kardinal davon benachrichtigen."

— Er ist Gatry's besonderer Gönner, wie man mir gesagt hat.

„Oder den Polizeiminister. Er könnte verläufig einen Vertrauten zum Buchhalter schicken, um von diesem das Nähere zu erfahren. Dann mag er nachher thun, was recht ist."

— Vortrefflich, Sire; ich muß eben so sehr Ihren Scharfsinn, als Ihr wohlwollendes Herz bewundern. Daran dachte ich in der That nicht, daß, wenn die Polizei Gatry's eigene Handschrift erhaschen kann, dieser in seinem eigenen Netze gefangen und Alles verrathen ist.

„Natürlich! Sie sind ein Kind, Marquise, daß sie über den einfachsten Gang der Dinge erstaunen. So etwas macht sich leicht ab. Ich lasse den Minister oder — ich besinne mich, der Polizeichef ist noch in der Nähe!"

Der König läutete. Ein Kammerdiener erschien. Der König beschied den Polizeichef in's blaue Kabinet, wohin er sich sogleich selbst begab.

„Sie aber," sagte er beim Fortgehen der Marquise, „bleiben inzwischen hier. Wir müssen eins über das Fräulein von Autun lachen.

6.

Die Wirkung.

Es war schon spät Abends. Der Buchhalter Larmes saß düster in seinem Zimmer am Schreibtische und zeichnete Verschiedenes auf. Colas stand daneben.

„Jetzt, mein Sohn," sagte der Alte nach Beendigung der Arbeit heiterer, „habe ich nichts mehr auf dem Herzen. Alles ist abgethan. Es geschehe, was da wolle, ich werde mich nie, weder schriftlich noch mündlich, zu dem Kassenbetrug bekennen. Ich stehe in Gottes Hand. Es ist eine herrliche Sache, Colas, um ein reines Herz und Bewußtsein; man kann damit einem ganzen Heere von Schergen, Henkern und Folterknechten und der ganzen Hölle ins Angesicht spotten. Und würde ich auf die Galeere geschickt, ich wollte lächelnd gehen."

Es ward geklopft. Ein Polizeibeamter trat herein, und man sah deutlich im Halbdunkel der Thür, indem der Beamte sie öffnete, mehrere Bewaffnete stehen.

Der Beamte entschuldigte seinen Besuch mit höherm Befehl, und fragte dem Herrn Larmes nach. Dieser bekannte sich erblassend und mit zitternder Stimme zu seinem Namen. Colas bebte, wie im Fieberschauer, und konnte sich nicht auf den Füßen halten.

„Sie hatten diesen Morgen," sagte der Beamte zum Herrn Larmes, „eine merkwürdige Unterredung mit Herrn von Gairy?"

Der Buchhalter verneigte sich; er konnte die Silbe Ja nicht hervorstammeln.

„Sind Sie im Besitz eines Zettels, den er Ihnen zum Abschreiben gab?“

Der Buchhalter erstaunte über die Allwissenheit der Polizei, und sah den Beamten mit starrem Blicke und offenem Munde an.

„Wollen Sie mir gefälligst antworten?“ fuhr der Beamte ernster fort.

Der Buchhalter verneigte sich abermals.

„Antworten Sie, Herr, ich fordere Sie im Namen des Königs auf; und wenn Sie den Zettel haben, werden Sie mir ihn ohne Weigern übergeben.“

Der Buchhalter schwankte zu einem Nebentischchen, zog den Zettel aus einer Brieftasche und reichte ihn mit zitternder Hand dem Frager.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich zu begleiten, Herr Larmes. Es wartet Sie draußen mein Wagen.“

„Wohin?“ schrie Colas verzweifelnd: „Er ist unschuldig. Nehmen Sie mich auch mit. Ich weiß um Alles; ich will Alles sagen.“

Der Beamte sah den Jüngling verwundert an und sagte: „Ich habe zwar keinen Befehl, einen andern, als Herrn Larmes, zum Chef der geheimen Polizei zu führen; indessen kann ich Ihren Wunsch befriedigen. Sie, Herr Larmes, scheinen unruhig zu sein. Fassen Sie sich.“

„Lassen Sie den jungen Menschen hier zurück,“ sagte Herr Larmes, „wenn Sie keinen ausdrücklichen Befehl haben, ihn mitzunehmen. Er kann zur Sache nichts nützen. Ich werde die Wahrheit sagen ohne ihn. Es ist seine Freundschaft zu mir, die ihn zu der unbesonnenen Bitte veranlaßte. Ich weiß schon, wer mein Ankläger ist und warum ich fortgeschleppt werde. Es ist Herr von Gatry, mein Chef. Ich folge Ihnen.“

Der Polizeibeamte sagte: „Ich trete in Ihren Handel mit Herrn von Gatry nicht ein. Sie werden ohne Zweifel die Ehre haben, ihn zu sehen. Auch er ist in diesem Augenblick verhaftet. Hingegen muß

ich mir ausbitten, junger Herr da drüben, daß Sie mich ebenfalls begleiten wollen!"

„Herr von Gatry verhaftet?" sagte der Buchhalter mit halbfroher Bestürzung.

„Haben Sie denn nicht gehört?" schrie Colas freudig: „Gatry ist verhaftet. Sie sind gerettet. Nun merk' ich, seh ich, weiß ich Alles, Alles, Alles! Kommen Sie, kommen Sie! Oh!" fuhr der entzückte Jüngling fort und streckte beide Hände gen Himmel: „O du unvergleichliche, köstliche, himmlische..." bald hätte er gesagt Pauline. Aber er besann sich doch, und rief: „Justiz!"

Man nahm den Hut, folgte dem Polizeibeamten, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr davon. Der Minister des Seewesens war beim Polizeiminister. Der Buchhalter sagte, was er wußte. Herr von Gatry verrieth selbst beim stolzen Weglängnen im Verhör sein böses Gewissen. Als ihm aber seine Handschrift vorgewiesen ward, als ihm der Buchhalter vor die Augen geführt ward, verlor er die Besinnung und bat um Schonung seiner Familie.

Herr Larmes und Colas wurden noch denselben Abend wieder zurückgelassen. Colas schlich noch denselben Abend mit einem Notenheft unterm Arm zu Paulinens Zimmer, da er es erleuchtet sah, und schloß die schöne Schwester, welche im reizenden Tanzkleide vor ihm stand, um einen Ball zu besuchen, an sein frohes Herz. Noch denselben Abend drückte Pauline auf dem Balle, mitten im Tanze, dem entzückten Prinzen Soubise voll zärtlicher Erkenntlichkeit die Hand und flüsterte: „Sie haben eine himmlische That vollbracht!" Noch denselben Abend, früher vom Balle eilend, lag der Prinz zu den Füßen der Marquise von Pompadour und rief: „Ich muß Sie anbeten; Sie sind mehr als ein Engel!" Noch denselben Abend gestand Ludwig XV. im Arm der Geliebten: er sei von ihr noch nie schöner belohnt worden, als der einfältigen, närrischen Geschichte wegen.

7.

Die Erhebung.

Am folgenden Morgen war Gatry's Verhaftung die Tagesneuigkeit von Paris. Die Kassen und Rechnungsbücher des Seewesens wurden untersucht. Man entdeckte größern Verlust, als man vermuthete. Es entspann sich aus einer Untersuchung die andere, aus einem Verhör das andere, aus einer Verhaftung die andere. Gatry hatte sich während dessen wieder erholt und erneuerte die Betheuerungen seiner Unschuld. Es ward ein langweiliger Rechtshandel, dessen Ende der alte Larmes gar nicht mehr erlebte; denn Furcht und Schrecken jenes Unglückstages hatten seine Gesundheit tief erschüttert. Celas war untröstlich über den Verlust seines väterlichen Freundes. Zwar ward er Erbe von dessen mäßigem Vermögen; allein das erquickte ihn wenig. Gern wäre er Bettler geworden, wenn er mit seiner Selbstaufopferung den guten Vater Larmes aus dem Reiche der Schatten hätte zurückkaufen können.

Die Frage war nun: was weiter beginnen? Denn aus der kleinen Erbschaft allein konnte er unmöglich anständig leben. — „Ei," sagte Pauline, „willst du denn nicht an die Stelle des Herrn Larmes Buchhalter beim Seewesen werden?"

„Mein Gott, Fräulein, wohin denken Sie? Wie soll ich meine Gedanken so weit erheben? Buchhalter des Seewesens! — Es ist wahr, ich habe unter der Aufsicht des Herrn Larmes oft, besonders wenn er an Rheumatismen im Winter litt, seine sämmtlichen Geschäfte gethan; er hatte bloß zu unterschreiben. Allein, was denken Sie, Fräulein! Buchhalter im Ministerium des Seewesens! Herr Larmes schlug mich schon dreimal vergebens nur zu einer leer gewordenen Sekretärstelle vor. Nein, so weit schwindle ich nicht hinauf."

„O die liebe Bescheidenheit, wie sie dir so schön läßt!" sagte Pauline, und betrachtete den blöden jungen Mann mit stillem Wohl-

gefallen: „Du gibst doch zu, daß ich wenigstens so hoch im Range stehe, als ein Marine-Buchhalter?“

„Fräulein, Sie scherzen.“

„Nun, und deine Gedanken schwindeln doch selbst zu mir herauf?“

„Nein, nein, Ihre himmlische Güte läßt sich nur zu mir herab, schöne Pauline.“

Einige Tage nachher sagte Fräulein de Pons zum Prinzen Soubise, als sie ihn unbelauscht in einer glänzenden Gesellschaft sprechen konnte: „Wissen Sie auch, mein Prinz, daß Schreck und Gram den alten Buchhalter Larmes getödtet haben, daß er also dennoch das Opfer von Gatry's Ruchlosigkeit ward?“

„Kein Wort, reizende Pauline.“

„Wollen Sie Ihre herrliche That nicht vollenden? Sie sind im Stande, den Schatten des ehrwürdigen Greises zu versöhnen, wenn Sie sich seines Sohnes annehmen, der jetzt verloren und verstoßen ohne alle Protektion dasteht, nämlich eines Adoptivsohnes, Nikolas Rosier. Es ist derselbe junge Mann, der in dem berühmten Verhör um Erlaubniß bat, an der Stelle des Herrn Larmes in Gefängniß und Tod zu gehen, wenn es sein müßte.“

„Ich erinnere mich des tollen Einfalls.“

„Nun, dieser Rosier war eigentlich der wahre Buchhalter: der alte Larmes gab nur seinen Namen zu dessen Arbeiten. Erfüllen Sie einen Seufzer des Sterbenden, der mit Kummer um das Schicksal seines Sohnes aus dem Leben ging. Sie sagten mir einst selbst, der alte Larmes müsse für erlittenes Unrecht reichlich entschädigt werden. Wie wollen Sie ihn entschädigen lassen? Er ist nicht mehr. Gönnen Sie seinem Adoptivsohn Ihren Schutz. Dieser Erbe von der Redlichkeit seines Vaters verdient dessen erledigte Stelle beim Seewesen. Aber er steht einsam, kein Mund spricht für ihn.“

„Wie? Kein Mund spricht für ihn, wenn Mitleid und Erbarmen von so schönen Lippen für ihn sprechen?“ flüsterte der Prinz:

„Wie selig wär' ich, wenn diese Lippen nur mir so mitleidig einst ein Wort des Erbarmens sagten! Glauben Sie mir, ich verdiene mehr Ihr Mitleiden, als der Sohn des Buchhalters."

„Nun, gnädiger Herr, werden Sie nur erst recht unglücklich; ich will es nicht an Mitleid für Sie fehlen lassen, wie es Ihnen nie an Spott für mich fehlt."

„O!" rief der Prinz: „Es ist genug! Daß doch jetzt hundert überflüssige Augen auf uns sehen müssen! Wie gern sagte ich Ihnen auf meinen Knien, wie viel ich dulde! Aber ich nehme Sie beim Wort. — Wie heißt der junge Mann?"

Pauline nannte den Namen Nikolas Rosier; der Prinz schrieb ihn auf.

Zu rechter Zeit erinnerte er sich seiner, als er nachher bei der Marquise von Pompadour im vertraulichen Gespräche saß, die Marquise selbst von Gatry's Prozeß anfing und dabei mit Theilnahme des alten Larmes gedachte, der durch die Schändlichkeit seines Gebieters dem ewigen Kerker oder gar dem Tode nahe gebracht gewesen wäre.

„Nahe?" antwortete der Prinz: „Nein, sagen Sie lieber, in den Tod, meine Gnädige. Angst und Schrecken haben den schwachen Greis getödtet. Er steht vor Gott, und nennt, dankbar unter Engeln, den Namen des irdischen Engels, der ihn vom Untergang rettete."

Die Marquise erschrack und ward gerührt. Der Prinz bemerkte es und stimmte sich selbst in Trauer hinüber, indem er vom Lebenslose mancher edeln Menschen sprach. „Er hat ausgelitten!" fuhr der Prinz fort, indem wirklich eine Thräne in seinem Auge zitterte: „Ihm ist nichts mehr zu vergelten und zu ersetzen."

Die Frau von Pompadour sah im Auge des Prinzen eine Thräne. Dieser Anblick machte sie noch weicher. „Aber hat er Familie hinterlassen?" fragte sie: „Ich weiß, der König ist gut."

Der Prinz sprach von der erledigten Buchhalterstelle, von den ausgezeichneten Kenntnissen des Adoptivsohns Nikolas Rosier, und mit einer wahren Begeisterung von dessen strenger Rechtschaffenheit. Dann fuhr er fort: „Und dieser brave, junge Mann muß darben, weil er ohne Protektion dasteht. Er ist nur der Erbe von Tugend und Armuth seines Pflegevaters."

Die Frau von Pompadour ergriff voll inniger Bewegung mit beiden Händen des Prinzen Hand und sagte: „Prinz, als einen gewandten, liebenswürdigen Weltmann habe ich Sie immer gekannt, aber nicht als den guten, gefühlvollen Menschen. Schämen Sie sich Ihres nassen Auges nicht vor mir. Solche Thräne ehrt den Mann. Dafür nehmen Sie diesen Kuß. Der Rosier muß seines Vaters Stelle haben."

Als die Marquise dem Könige davon anfing, sagte dieser: „In der That hat mir der Marineminister da ein Portefeuille gebracht, Ernennungen, ich soll sie unterschreiben. Sehen Sie doch nach, ob der Mann dabei ist, von dem Sie mir sagen." — Die Marquise gehorchte, und fand unter den Ernennungen zur Buchhalterstelle beim Seewesen den Namen Meuron.

„Nun, so lassen wir's dabei. Der Minister muß ihn kennen. Er weiß das besser, als wir. Mischen wir uns doch in das Zeug nicht."

„Sire," antwortete die Marquise, „aber eben die Einmischung Ew. Majestät allein kann das edle Werk vollbringen, was Sie begannen, und das jetzt noch ganz Paris mit Freuden und Beifall erfüllt. Ew. Majestät hat den stolzen Verbrecher entlarvt, die Unschuld gerettet. Der letzte Gedanke des sterbenden Greises waren Sie, Sire, denn Sie haben ihn gerettet. Er trägt dankbar Ihren Namen zum Himmel."

Der König lachte laut auf. „Hab' ich's doch immer geargwohnt," rief er: „daß Sie mit der überirdischen Welt Korrespondenz pflegen;

wie könnten Sie sonst wissen, was die Buchhalters-Seele da mit hinüber geschleppt hat? Meinen Namen also? Aller Ehren werth. Ich muß ja wohl aus Gegenhöflichkeit den Namen seines Pflegesohns in's Büreau des Seewesens schicken." Er strich den Namen Meuron durch und setzte Nikolas Nesier.

„O wie Sie so böse sind, Sire, und doch so gut!" sagte die Geliebte, und küßte die Hand des Monarchen, welche den Namen geschrieben hatte.

8.

Die Ohrfeige.

Colas war vor Erstaunen außer sich, als er die königliche Ernennung empfing. Er machte sich sogleich auf, seinem Minister und den übrigen obern Beamten im Ministerium die ehrfurchtsvolle und dankbare Aufwartung zu machen.

„Ich schlug Sie dem Könige gern vor," sagte der Minister, „denn ich wollte in Ihnen das Andenken des Herrn Larmes geehrt wissen."

„Mein Verdienst bei ihrer Ernennung ist gering," sagte der Kanzler des Ministerial-Büreau: „doch gesteh' ich, einigen Kampf hatte ich deswegen. Mir waren aber Ihre trefflichen, in Herrn Larmes Namen gelieferten Arbeiten bekannt. Ich konnte als redlicher Mann, keinen andern, als Sie, dem Minister empfehlen."

So bemerkte Colas, bei seinen Besuchen, daß, wie diese Beiden, alle übrigen höhern Angestellten, ohne sein Vorwissen, auf die edelmüthigste Weise für ihn gearbeitet hatten. Als er es dem Fräulein de Pons erzählte, sagte sie lachend: „Du bist ein Närrchen, Colas. Die Hauptperson hast du vergessen. Bitte morgen den Prinzen Soubise um Audienz und küsse ihm die Hand. Vergiß mir's nicht."

„Und nicht der Prinz Soubise ist die Hauptperson," sagte Colas,

„sondern meine bescheidene schöne Schwester, der ich die Hand tausendmal lieber küsse.“ — Indessen Colas war klug genug, sie auch dem Prinzen am andern Tage zu küssen; und der Prinz, welcher in Colas einen angenehmen jungen Mann erblickte, war klug genug, ihm zu empfehlen, der Frau von Pompadour seine dankbare Verehrung zu bezeugen. Der Buchhalter des Marinewesens gehorchte und die Königsgeliebte blieb nicht unempfindlich gegen Huldigungen, die verdient zu haben sie sich allerdings bewußt war. Ihre That ward ihr noch um so lieber, da sie sie nicht nur einem erkenntlichen, sondern auch einem sehr hübschen jungen Mann erwiesen hatte.

Herr Nostier, der im Geschäftskreise der Marine-Buchhaltung nicht als Neuling lebte, gewann bald die Zufriedenheit aller seiner Obern und selbst des Ministers, nicht eigentlich wegen seiner Geschäftsführung, sondern weil man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, eine Stelle zu erhalten, für die Alle einen andern Begünstigten empfohlen hatten. Man vermuthete, er müsse bedeutende Verbindungen am Hofe haben. Jeder behandelte ihn folglich mit der größten Auszeichnung.

Colas, mit seinem Glücke gar wohl zufrieden und nun bekannt mit dem geheimen Weg, welchen das Schicksal wunderbarlich zwischen ihm und dem König Ludwig XV. angebahnt hatte, genoß die Gaben des Zufalls mit aller Bescheidenheit. Er hatte vorher Demuth genug gehabt, auf ein Loos, wie er gewonnen, keinen Anspruch zu machen, und jetzt nicht Uebermuth genug, mehr zu verlangen. Das war bei ihm nun freilich keine Wirkung eigenthümlicher Weisheit und Tugend, sondern eines glücklichen mit Leichtsinn gemischten Phlegma's. Man zog ihn in alle Gesellschaften, in die er als Bürgerlicher eintreten konnte, und manche artige Pariserin warf ihre Zaubernetze über ihn, die aber sein Leichtsinn und Phlegma wie Spinnengewebe zerriß. Denn empfand er doch selbst für die verführerischschöne Pauline nicht mehr, als ehrerbietige Zärtlichkeit; und das vertrauliche Verhältniß

zwischen ihm und ihr war mehr Werk der Gewohnheit, als Leidenschaft.

Pauline fühlte zarter und tiefer. Sie liebte mit Innigkeit. Und wie unzufrieden sie vielleicht oft mit seiner kalten Ehrerbietung sein mochte, dankte sie ihm doch im Herzen zuweilen, wenn sie besonnener war, für seine brüderliche Nachlässigkeit. Darum war sie nichts desto weniger überzeugt, daß sie von ihm mit einer Leidenschaft geliebt werde, die ihren Reizen gebührte. Colas beichtete ihr auch von allen seinen weiblichen Bekanntschaften und von manchen Bemühungen der Schönen. Wie konnte er sich besser als ihr Vielgetreuer beurkunden? Doch setzte sie an ihm aus, daß er anfange, den Zerstreuungen zu viel Zeit zu gönnen und sie weniger zu sehen.

„Beinahe reut es mich," sagte sie schmollend zu ihm, „dich zum Marinebuchhalter erhoben zu haben. Besser, ich hätte dich, als Notenschreiber, behalten. Du wärest mehr daheim geblieben, und ich hätte dich sprechen können, so oft ich wollte."

Er versprach Besserung und hielt bald Wort, freilich auf eine Art, die ganz wider seinen Willen war.

Als er sich eines Abends mit einigen Freunden in Drouets Garten begab, wo Erleuchtung und Ball war, und die ganze schöne Welt, selbst viele aus den höhern Ständen, sich einzufinden pflegten, fand er unter den Tänzerinnen eine seiner Bekannten, die Tochter des Buchbinders, der für das Marinebüreau zu arbeiten pflegte. Man kannte sie unter dem Namen der schönen Juliette. Das Mädchen war ihm sehr gleichgültig; aber sie tanzte wie eine Sylphide mit Herrn Browne, einem Engländer, welcher zum Gesandtschaftspersonal des britischen Botschafters in Paris, Grafen Albemarle, gehörte. Colas bewunderte sie, und fühlte sich geschmeichelt, als sie im Vorüberschweben ihn bemerkte, ihm freundlich zulächelte und im Tanze nicht unterließ, dann und wann einen freundlichen Blick hinüber zu senden. Sir Browne, ihr Tänzer, beobachtete dies

Augenspiel. Es schien ihm nicht halb so angenehm zu sein, als dem gutmüthigen Colas. Nach Beendigung des Tanzes, da der Brite sie zum Ausruhen nach einem Sofa begleitete und sich mit ihr in ein Gespräch verwickelte, trat auch Colas hinzu. Sie schien ihn erwartet zu haben, brach mit dem Briten ab, stand auf und folgte dem jungen Buchhalter, der sie nicht einmal bestimmt aufgefordert hatte, zum Tanze. Der Brite, finster an der Seite, verfolgte mit seinen Augen das Paar. Man sah, ihn verzehrte ein inneres Feuer.

„Ich habe doch nicht an dem Herrn da einen Raub begangen," sagte Colas zur schönen Juliette, „indem ich Sie zum Tanz führte? Er macht ein Gesicht, wie ein Ungewitter."

„Umgekehrt, ich danke Ihnen, Herr Neffer, daß Sie mich von dem langweiligen Menschen frei machten!" antwortete das Mädchen: „Es ist genug, daß ich den Sir fast täglich seit zwei Monaten im Hause sehen muß, wo er meinen Vater mit Geschenken überhäuft. Ich nehme nichts von ihm. Er ist mir verhaßt wie eine Spinne, und schleicht mir nach wie ein Schatten."

Colas kam vor anderthalb Stunden nicht von seiner Tänzerin los, die es auf Eroberung seines Herzens angelegt zu haben schien. Er war froh, als er sich endlich in den erleuchteten Garten retten konnte, welcher im bunten Feuer, wie eine Zauberwelt, funkelte. Hier in einer der artigsten Gesellschaftslauben ließ er Punsch bringen, da er sah, daß ihn Andere tranken. Es fügte sich, indem er an einem der Tische niedersaß, daß er gerade gegenüber dem unglücklichen Anbeter Juliettens Platz bekam; neben ihm saß einer seiner Bekannten, ein geheimer Sekretär de Bonnaye.

Man war in lebhaftem Gespräch über politische Dinge, und zwar, weil die Gesellschaft bunt aus Franzosen und Briten zusammengesetzt war, über dieselben Gegenstände, derentwillen Graf Albemarle nach Paris gekommen. Wie in den Kabinetten der Mächte, machte man sich auch hier in der Laube gegenseitig Vorwürfe: die Franzosen

den Briten, daß sie den ungeheuern Landstrich zwischen Neuengland und Arkadien ansprechen wollten; die Briten den Franzosen, daß diese am Ohio Forts anlegten, um Englands Handel mit den Wilden zu zerstören. Die Herren schienen nicht minder von Punsch und Wein, als von Vaterlandsliebe begeistert.

Weil Colas fremd zum Gespräch trat, schwieg er und gab einen gleichgültigen Zuhörer ab. Sir Browne, ihm gegenüber, der Mann mit dem Ungewittergesicht, ward noch heftiger und redseliger, als er des Buchhalters gewahr ward, der ihm seine Sylphide entführt hatte. Er donnerte nun ärger gegen Frankreichs diplomatische Anmaßungen; er schien zu glauben, wenn er ganz Frankreich mit seinem Zorn schlage, müsse er nothwendig auch den verhaßten Nebenbuhler treffen. Keiner aber fühlte sich weniger getroffen, als der harmlose Colas. Er überließ es seinen anwesenden Landsleuten, die stolze Derbheit des Briten zurückzuweisen, und um so lieber, da er gewahr ward, der Wortkampf werde mit mehr Hitze geführt, als eben in dieser Laube des Vergnügens nöthig sei, um sich Wein und Punsch behagen zu lassen.

Je ruhiger Colas blieb, je glühender stürmte der grimmige Sir Browne. Bei jedem kräftigen Fluch, den der Brite zur Betheuerung seiner Vorwürfe gegen die französische Staatsklugheit ausstieß, heftete er seinen Blick auf den unschuldigen Colas. Einer nach dem andern von den Franzosen schlich davon. Die Herren fürchteten, der Wortwechsel führe zu weit, und zumal, Sir Browne's politischer Geist habe zu viel Weingeist. Auch die übrigen Landleute spürten es ihrem Landsmanne an, und bemühten sich, ihn zu besänftigen. Dieser aber ward nur desto erhitzter. „Es ist wahr," rief er den Franzosen zu, „Das Kabinet von St. James, wie Ihr saget, versteht seinen Vortheil schlecht. Ich muß Euch Recht geben. Der König hätte, um als Diplomatiker zu siegen, nicht den Lord Albemarle,

sondern ein Londoner Freudenmädchen herschicken sollen. Und wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgeliebte Pompadour."

Als Celas den hier entweihten Namen seiner Wohlthäterin hörte, brach er das Schweigen, und sagte mit der größten Artigkeit zu dem Ungewittergesicht, doch, sich über den Tisch verlehnend, halbleise, um den Briten nicht zu beschämen: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie auf französischem Boden stehen!"

Sir Browne schnellte dem Buchhalter in dieser Stellung, statt aller Antwort einen gewaltigen Nasenstüber zu, und machte die Bemerkung: „Was streckt mir der junge Naseweis da die Nase entgegen, und läßt sich beigehen, mich zu belehren, ehe ich's von ihm verlange?"

Er hatte aber die letzten Worte, die er der Gesellschaft zuwandte, noch nicht vollendet, als ihm Celas eine gellende Ohrfeige zurückgab. Sir Browne stürzte bei dem Schlage, wie eine vom Sturm gebrochene Eiche, seitwärts mit dem Kopf gegen seinen Nachbar, der eben ein warmes Punschglas zu den Lippen führen wollte. Nun leerte sich das erschütterte Glas in gerader Linie über das Ungewittergesicht, also, daß dieses nicht anders glauben konnte, als es werde mit seinem eigenen, theuern Blute gefärbt.

Alle Briten sprangen auf; ebenso die Franzosen. Sir Browne zog den Degen, Celas den seinigen, um sich zu schützen. Ehe die Uebrigen dazwischen traten und schlichten konnten, hatte Celas schon einen Stich unterm rechten Arm, der, eine Spanne tiefer als die Achselgrube, das Fleisch durchdrang, ohne den Brustknochen zu verletzen. Alles war in wenigen Sekunden geschehen. Eben so schnell verschwanden die meisten Franzosen aus der Laube, um nicht wider ihren Willen in einen Handel verflechten zu werden, der um so bedenklicher war, weil er Mitglieder einer fremden Gesandtschaft betraf. Eben so schnell verschwanden die Engländer, um ihren wüthenden Landsmann, den sie mit sich nahmen, an größern Ausschwei-

fungen zu verhindern. Nur Herr de Bonnaye blieb bei dem verwundeten Colas zurück, begleitete ihn hinaus zum Wagen und führte ihn sogleich zu einem Wundarzt. Dieser erklärte die Wunde unbedeutend, weil sie nur durch's dicke Fleisch gegangen. Er verband sie, und Colas fuhr mit seinem treuen Gefährten zum Hotel des Grafen Oron in seine Wohnung.

9.

Krieg gegen England.

Herr von Bonnaye, der in der Laube einer der lebhaftesten Redner für Frankreichs Sache gegen England gewesen war, lärmte noch im Wagen fort gegen den Uebermuth der Briten. Colas, der keine Ursache hatte, sich ihrer zu freuen, schimpfte aus vollem Herzen mit. Herr de Bonnaye sagte: „Mich wundert, daß unser Hof so lange zaudert, den unverschämten Stolz des Londoner Kabinets zu züchtigen. Hinge es von mir ab, morgen müßte der Krieg erklärt sein.“ — Dieser Einfall war wirklicher Balsam auf des Buchhalters Wunde. Sein Entschluß war genommen. Er drückte die Hand seines Freundes mit Zuversicht und sagte: „Beruhigen Sie sich. Ehe vierzehn Tage durchs Land gehen, müssen alle Engländer aus Paris und muß der Krieg erklärt sein.“ Herr de Bonnaye lächelte still, denn er gedachte der Macht des Punsches; Colas aber gedachte der Macht Paulinens.

Der Verwundete mußte folgendes Tages Zimmer und Bett hüten, auf Befehl seines Arztes. Er hatte viel Blut verloren und Wundfieber dazu bekommen. In wenigen Zeilen unterrichtete er das Fräulein de Pons von seinem Unglück, ehe sie es durch das Gerücht erfahren möchte. Denn Colas zweifelte nicht, Hof und Stadt wären von seiner Begebenheit voll. Er irrte sich. Niemand sprach davon,

Niemand wußte darum. Die Engländer hatten weder die Franzosen am Punschtische, noch diese sich untereinander selbst gekannt, weil sie nur vom Zuge des Ungefährs zusammengeweht worden waren. Der Vorfall konnte übrigens nicht für mehr gelten, als eine der gewöhnlichen Helden- und Staatsaktionen beim vollen Glase.

Aber nicht so betrachtete es die liebende Pauline, als sie die Zeilen ihres Freundes gelesen hatte. Mit Seelenangst für das gefährdete Leben durchbrachte sie den langen Tag. Abends löste sie sich durch ein vorgeschütztes Uebelbefinden von der Verbindlichkeit, die Gräfin von Oron in Gesellschaft begleiten zu müssen, und schlich durch den Corridor am innern Hofe des Palastes zu den Zimmern des Herrn Rosier.

Im Erröthen der Unschuld und Liebe trat sie vor das Bett des Kranken. Der alte ehrliche Marcus, Diener des Colas, ein Erbstück aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn Larmes, entfernte sich bescheiden und klug, um Schildwacht zu stehen.

„Was ist Ihnen?“ lispelte Pauline ängstlich ihrem Freund zu, der seine Hand nach der ihrigen ausstreckte: „Was haben Sie gemacht? Wer hat Sie verwundet? Warum eigentlich? Hat Ihnen der Arzt das Reden nicht untersagt? Wann geschah es, daß Sie sich schlugen? Wo eigentlich? Fühlen Sie sich schwach? Wer ist Ihr Arzt?“

Stoffes genug, um einen ganzen Abend mit Antworten auszufüllen. Colas erzählte den Handel mit aller Umständlichkeit und nicht ohne gebührenden Weihrauch für Paulinens Schönheit in Bemerkungen über die schöne Juliette. Fräulein de Pons erkannte mit heimlichem Vergnügen die Treue ihres Geliebten an. Der Ruhm von Juliettens Reizen war ihr nicht fremd, aber auch nicht, daß Colas in der That wenig Wesens daraus machte, und das Haus des Buchbinders nie betrat, so vielen Anlaß er auch dazu haben konnte. Sie sah ein, daß der Engländer aus ungegründeter Eifersucht den guten Colas verfolgt, beleidigt und fast ermordet hatte.

„Der Elende!“ rief sie: „Er ist dir die schwerste Genugthuung schuldig. Wäre er Franzose, er müßte in die Bastille. Aber er gehört zur Gesandtschaft des Lord Albemarle. Wir müssen die Sache wohl überlegen.“

„Es ist da wenig zu überlegen, Pauline!“ sagte Colas: „Begegne ich dem Sir Browne, so durchbohre ich ihn; oder vielmehr bin ich genesen, so fordere ich ihn in das Hölzchen von Boulogne. Nicht, als ein Mann von Ehre, als Meuchelmörder griff er mich Unvorbereiteten an.“

„Möchtest du dich noch unglücklicher machen?“ rief Pauline ängstlich: „Denn wäre das Glück wider dich, o Colas, könnte ich dich dann überleben? Und brächtest du ihn um: würdest du nicht Frankreich und mich auf ewig verlassen müssen?“

„Er und ich können nicht in Paris beisammen leben!“ versetzte Colas: „Es ist am besten, man jagt alle Engländer fort. Man spricht davon, unser Hof schwanke zwischen Frieden und Krieg mit England. Der Kardinal Bernis ist für den Frieden; auch Prinz Soubise. Rede mit diesem. Man muß den Krieg gegen die übermüthigen Engländer erklären. Geschieht es nicht, so sehe ich Unglück voraus. Man muß den Prinzen stimmen. Er hat bedeutenden Einfluß.“

Colas und Pauline waren eben so schnell über die Kriegserklärung gegen England einig, als das Wort ausgesprochen war. Beide freuten sich ihrer Rache. Es war einem liebenden Mädchen wohl zu verzeihen, daß es im Zorn über das vergossene Blut des Geliebten ganz England zu Grunde richten wollte.

Sobald sich Pauline in einem der folgenden Tage dem Prinzen Soubise eröffnen konnte, geschah es mit aller ihr eigenthümlichen weiblichen Schlauheit. „Sie wissen, mein Prinz,“ sagte sie, „die Unglücksgeschichte des Buchhalters Rosier, der das, was Sie für ihn die Gnade hatten zu thun, dankbar und auf rühmliche Weise mit seinem Blut bezahlt hat.“

„Mit seinem Blute?“ entgegnete der Prinz erstaunt: „Kein Wort weiß ich.“

Fräulein de Pons mußte erzählen. In der Erzählung ward der schönen Juliette nicht gedacht, die mußte als Nebensache verschwinden; auch nicht des Nasenstübers, der allzu unpoetisch dastand, wo der Buchhalter Rosier als Held erscheinen sollte. Dagegen ward auf feine Weise dem Prinzen zu verstehen gegeben, daß die Engländer sich vorzüglich gegen den Prinzen und die Königsgeliebte ausgelassen, und dadurch des Herrn Rosier treues Herz empört haben. Wie? das ließ man dem Prinzen aus den Worten des Sir Browne über die Marquise de Pompadour bloß ahnen. Soubise, als er alles vernommen, verlangte mehr zu wissen, besonders was die Engländer Beleidigendes über ihn gesprochen hätten. Fräulein de Pons spielte die Verlegene, als trüge sie Scheu, das Unanständige zu wiederholen. Je hartnäckiger sie sich zu reden weigerte, je unruhiger ward der Prinz, je abscheulicher malte ihm seine Einbildungskraft den erlittenen Schimpf in einer schwarzen Reihe von Möglichkeiten.

„Und solchen Menschen schließen Sie sich an, Prinz?“ fuhr das Fräulein fort: „Was soll Paris von Ihnen denken, wenn Sie einer der Eifrigsten für den Frieden mit einer Nation sind, die sich ein Fest daraus macht, Frankreich zu verspotten vor der ganzen Welt, und selbst auf französischem Boden den liebenswürdigsten aller französischen Prinzen der Verachtung preis zu geben?“

Die Sache machte so tiefen Eindruck auf das empfindliche Herz des Fürsten, daß er darüber sogar die Zärtlichkeiten vergaß, die er sonst nie unter vier Augen gegen das Fräulein versäumte. „Aber von wem wissen Sie diese Umstände so genau?“ fragte er. — „Die ganze Stadt kennt sie und erzählt sie sich!“ antwortete das Fräulein: „Doch Ihnen, mein Prinz, wahrscheinlich am letzten. Der Grund ist begreiflich. Man möchte Ihnen keinen trüben Augenblick machen. Aber verzeihen Sie meiner Schwatzhaftigkeit, und wenn die keine

Gnade findet, meiner Eifersucht für die Unbeflecktheit Ihres Ruhmes."

Der Prinz bedeckte dankbar ihre Hand mit seinen Küssen. Er war allerdings bisher gegen den Krieg gewesen, weil er gegen den Herzog von Richelieu war, der Krieg wünschte, um den Oberbefehl des Heeres zu erhalten. Er wollte sich aber näher über den Vorfall in Drouets Garten unterrichten. Zum Glück erinnerte er sich aus Paulinens Erzählung des Herrn de Bonnaye. Er ließ diesen, als den gültigsten Zeugen, zu sich rufen, und befahl ihm, mit der schonungslosesten Offenheit zu berichten. De Bonnaye gehorchte. Der Prinz vernahm einige Umstände mehr, aber nichts von dem, was ihn selbst unmittelbar betraf. Er fragte. Herr de Bonnaye zuckte die Achseln, entschuldigte sich mit Unwissenheit, aber war aus Rache gegen die Engländer boshaft genug, durchschimmern zu lassen, der Prinz möge noch giftiger, als die Königsgeliebte angegriffen worden sein. Der Prinz machte sogleich dem Herzog von Richelieu einen Besuch.

„Ich habe," sagte er zu ihm, „Ihre letzte Denkschrift über die Anforderungen Englands gelesen. Sie haben mich mit Ihrer Feder überwunden, wie Sie die Engländer mit dem Degen überwinden werden. Ich vereinige mich mit Ihnen. Man muß die britische Gesandtschaft heimschicken, und das Kriegsmanifest hinter ihr her."

Der Herzog von Richelieu erstaunte vergnügt über die Sinnesänderung seines Gegners. Er umarmte ihn. Die Versöhnung war gemacht. Beide verabredeten ihre ferneren Schritte, den Kardinal Bernis, den ganzen Hof und den König umzustimmen. Der Prinz verhieß, sich des Einflusses der Frau von Pompadour zu versichern.

Das ward ihm nicht schwer. Das Wort des Sir Browne: „Der König von England hätte, statt des Lord Albemarle, ein Freudenmädchen nach Paris schicken sollen!" schlug durch. Aber der Zusatz: „Wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgelebte Pom-

vatour!“ rief eine dunkle Röthe auf die Wangen der Marquise und Todeshaß in ihre Brust.

Colas war nicht wenig verwundert, als einige angesehene Herren vom Hofe bei ihm gemeldet wurden. Sie waren von der Marquise abgeordnet, um den Buchhalter über das Ereigniß im Drouet'schen Garten zu vernehmen. Seine Worte wurden niedergeschrieben und von ihm unterzeichnet.

Drei Tage nachher empfing die englische Gesandtschaft ihre Pässe zur Rückreise über den Kanal. Der Krieg gegen England ward erklärt.

10.

Das Adelsdiplom.

Fräulein de Pons empfing die erste Botschaft des wichtigen Ereignisses aus dem Munde des Prinzen selbst. In ihrem Entzücken hätte sie an den Hals des Fürsten fliegen mögen. Er sah dies Entzücken. Er las in demselben nichts Anderes, als die Offenbarung eines für ihn schlagenden Herzens, und wagte, als ein unter den Fahnen des Liebesgottes erfahrener Mann, den Sieg zu benutzen, welchen die Einsamkeit begünstigte. Er drückte die blühende Gestalt an seine Brust und raubte ihren Lippen den ersten Kuß. Pauline erröthete, ward ernst und wies den Ungestümen mit jungfräulichem Stolze zurück. Nichts deste minder hielt er sich seines nahen Triumphes versichert, und verließ die schöne Spröde mit nur noch entzündeterm Gemüth.

Deste ungeduldiger erwartete sie die Abendstunde, um ihrem Freunde mit der Nachricht vom Kriege angenehme Ueberraschung zu gewähren. Unglücklicher Weise hatte Graf Oron Gesellschaft, in der sie nicht fehlen durfte. Sie sandte an Colas einige Zeilen mit der Botschaft, und bat ihn, sie, wenn auch spät zu erwarten.

Colas war schon halb geheilt und seit einigen Tagen außer dem Bette. Als Paulinens Zettel erschien, hatte er die Anzeige von der Abreise der englischen Gesandtschaft schon auf weit überraschendere Weise vernommen. Ein Angestellter von dieser Gesandtschaft war zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief folgenden Inhalts gebracht: „Mein Herr, erst im Augenblick unserer Rückkehr nach England erfuhr ich Ihren Namen, als den Namen eines Mannes, den ich im Drouet'schen Garten auf die unwürdigste Weise behandelte. Ich handelte im Rausche; Sie waren unschuldig, und ich vergoß Ihr Blut. Ich scheide nicht aus Frankreich, ohne meiner Pflicht genug zu thun. Erlauben Sie mir zu glauben, daß Sie mir verzeihen, und daß ich Ihnen beiliegende Papiere auf die französisch-ostindische Kompagnie, welche jährlich zehntausend Livres Renten tragen, als ihr Eigenthum geben dürfe. Ich will nichts aus dem mir verhaßten Lande mit mir nehmen, als Ihre Verzeihung. S. T. Browne, Esq."

Colas dachte groß genug, dem Engländer die Papiere zugleich mit den Versicherungen der Verzeihung zurückzusenden. Aber der Brite behielt nur diese, und schickte ihm die Papiere wieder.

Es war fast Mitternacht, als Pauline durch den Corridor schlich. Colas eilte ihr entgegen. Was hatten sich Beide nicht alles zu sagen! Er führte sie in sein Zimmer und zeigte ihr den Briefwechsel. Sie erstaunte und ward von des Engländers Großmuth gerührt. „Hätten wir dies voraussehen können," sagte sie, „wir hätten den Krieg gegen England unterlassen. Der Mann, den wir verfolgten, hat dich reich gemacht. Er handelte vielleicht eben so leidenschaftlich in seiner Großmuth, als in seiner Eifersucht, und beide Male mit Unrecht. Du bist nun reicher, als ich, Colas. Weißt du, was dir noch fehlt, eine glänzende Laufbahn zu machen?"

„Nichts!" sagte Colas, und schloß Paulinen an seine Brust: „Hab' ich doch Alles!"

„Wird es dir auch bleiben dürfen?"

„Wer kann es verbieten? Wer Bruder und Schwester scheiden? Wohl, Pauline, Eins fehlt mir noch: ein Adelsdiplom. Dann darf ich dich . . . ."

Er zitterte, mehr zu sagen, aus Furcht, durch Vermessenheit seiner Wünsche zu beleidigen, die Pauline aus seinem Verstummen verstand. Sie lehnte mit verschämter Liebe ihre Wange an die seine und flüsterte: „Du hast Recht, das Adelsdiplom ist dir nothwendig. Wir müssen es verlangen."

In Folge dieses Beschlusses empfing, wie gewohnt, der Prinz Soubise bei erster Gelegenheit die nöthigen Weisungen, als er zu Paulinens Füßen um ein freundliches Wörtchen flehte. Denn sie hatte nach jenem geraubten Kusse gar strenge Miene angenommen, und er fürchtete im ganzen Ernste, sie beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir wenigstens nur, göttliche Pauline, daß Sie mich nicht hassen!" rief er.

„Ich habe kein Recht, Sie zu hassen!" entgegnete sie: „Wie dürft' ich dies wagen wider Sie?"

„Sie sind, ich weiß es, durch meine Verwegenheit gekränkt worden, schöne Pauline!" fuhr er fort: „Aber wenn ich jemals einigen Werth für Sie hatte, wie können Sie mir alle Freundschaft, eines armseligen Kusses willen, entziehen? Warum sind Sie so schön? Klagen Sie Ihre Reize an, aber nicht die Wirkungen derselben. Sie wissen es, Sie müssen es wissen, ich bete Sie an."

„Erlauben Sie, gnädigster Herr," erwiederte Pauline, „daß ich Artigkeiten, deren Sie mich unverdienter Weise würdigen, in ihrem wahren Werth nehme. Ihr Edelmuth riß mich oft, wider meinen Willen, für Sie zur Bewunderung hin. Nun — ja, ich bekenn' es offen — haben Sie mir selbst gegen diesen Edelsinn allerdings einen Verdacht eingeflößt."

„Ich? Um des Himmels Willen, glauben Sie, Pauline, daß ich jemals vor Ihnen heuchelte?"

„Das kann ich nicht sagen, Prinz; wohl aber, daß Ihre gekränkte Ehrliebe thätig zur Wegschickung der rohen Engländer wirkte, ohne des braven Mannes zu gedenken, der sein Blut für Ihren beleidigten Namen vergoß. Ich erwartete von Ihrem Zartgefühl, diesen Mann würden Sie auszeichnen, für ihn vielleicht am Thron des Königs sprechen, ihm vielleicht für seine ritterliche That durch des Königs Hand den Adel geben, den er verdiente ... Sie haben ihn über Ihre befriedigte Rache vergessen."

„Den Buchhalter Rosier? Meinen Sie den?"

„Ich meine den Mann, der, als Ihr Name entheiligt werden sollte, als alle anwesenden Franzosen verstummten, allein den Muth hatte, zu reden und es mit dem stolzen Briten aufzunehmen; den Mann, der vermuthlich jetzt noch an seinen Wunden leidet, die er für Sie, und nur für Sie empfing."

„O, wie Sie ungerecht und hart über mich richten!" rief der Prinz, der sich getroffen fühlte: „Wissen Sie Alles? Hätten Sie mich gefragt, so würden Sie erfahren haben, welche Schritte ich beim König gethan; so würden Sie erfahren haben, daß es wirklich schon nicht nur um Erhöhung in den Adelsstand, sondern um das Ludwigskreuz für Herrn Rosier zu thun ist; daß vielleicht die Ausfertigung schon erfolgt ist."

Fräulein de Pons, überlistet vom Prinzen, trat angenehm überrascht einen Schritt näher: „Also hätte ich Ihnen Unrecht gethan? Dann ist's an mir, Ihre Verzeihung zu erflehen."

Die Versöhnung süßete sich, wie Versöhnungen dieser Art gewöhnlich; die Herzen traten einander näher, als sie vorher je gewesen. Soubise ging entflammter von hinnen, als er gekommen war.

Aber er vergaß nicht, daß er die Süßigkeit der Versöhnungsstunde mit einer Nothlüge erkauft hatte. Nie war ihm in Sinn gestiegen, sich Rosiers anzunehmen. Und wenn hundert Rosier für einen Prinzen bluten, wozu Dank dafür? Das bürgerliche Pack mußte

sich's zur Freude rechnen, wenn es für einen Mann von so erlauchter Abkunft Hals und Beine zu brechen die Ehre haben konnte. Aber den freundlichen Liebesblick einer Pauline zu erkaufen — ja, dafür mußte man wohl ein Uebriges thun.

Der Prinz hatte bei der Marquise von Pompadour leichtes Spiel, sie zu überreden, daß der schöne junge Mann, der sich für ihre Ehre so ritterlich in den Kampf gewagt hatte, auch Namen und Würde des Ritterthums verdiene. Es versteht sich, daß Nesiers Verdienst glänzender dargestellt ward, als es in der That war. Was liegt an einigen prächtigen Redensarten mehr oder minder in solchen Fällen?

Siehe da! Es erschien das Adelsdiplom und Ludwigskreuz. Der preishafte und vieltapfere Buchhalter, mit seinen Kindern und Kindeskindern, ward einer von Frankreichs edeln Rittern. Durch das Zauberwort der königlichen Majestät verwandelte sich seine Geburt in eine edle, und vergoldete sich seine armselige Wiege. Frischgebackener Adel gilt wenig; um ein paar Goldstücke konnte man ihn in einer Viertelstunde alt machen, dem ältesten gleich. Ein heraldischer Tausendkünstler ließ sogleich aus der Namensverwandtschaft Nesiers mit Rosny eine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Herzog von Sully, Baron von Rosny, Heinrichs IV. berühmtem Freunde, hervorgehen: und ein Stammbaum, dessen Wurzeln in den Nebeln des zehnten Jahrhunderts lagen, grünte herrlich für den Sohn der Näherin auf.

„Was fehlt dir noch?" sagte Pauline lachend zu ihm. Lachend erwiederte er: „Die Ahnen hab' ich, Gott sei Dank, gefunden, denen mein Stammbaum leider nichts mehr nützt. Nun fehlen mir nur noch die im Diplom ausdrücklich bemerkten Kinder und Kindeskinder, die doch von der ganzen Sache den besten Vortheil haben würden. Wir müssen überlegen, wie ich dazu komme. Da hilft keine Heraldik."

11.

Der Schleier.

Wohl fiel Manchem das Glück des Buchhalters auf, der als ein armseliger Abschreiber des Herrn Larmes aus seiner Dunkelheit in die verklärten Reihen des Adels emporgestiegen war. Und man hatte billig Recht, darüber zu erstaunen. Nicht daß dergleichen Erscheinungen eigentlich selten und unerhört gewesen wären; — o nein, man sah täglich unbekannte Gestalten aus dem Nichts hervorgehen zu Ruhm und Macht, und hinwieder ruhmreiche Personen unter dem Federzug eines Ministers in's alte Nichts verschwinden. Die Menschen spielten im Sonnenglanze der königlichen Willkür wahren Mückentanz. Die Einen flogen Adlerflug, die Andern stürzten mit versengten Fittichen nieder. Es waren damals noch die schönen Zeiten, die leider mit dem unseligen Vernünftigwerden der Nationen verschwanden, und von deren Lieblichkeit nur noch der sultanische Hof am schwarzen Meere oder der angebetete Souverain von Marokko ein verführerisches Bild darstellen. Es waren noch die Zeiten, da glücklicherweise das Verdienst um das Vaterland nichts galt, vielmehr wahre Verdienste gefährlich werden, und die blödesten Köpfe, die leersten Herzen noch Glück machen konnten, wenn sie sich nur durch eine artige Niederträchtigkeit, durch eine liebenswürdige Verrätherei, durch mächtige Verwandte und dergleichen Mittel, irgend eine Protektion zu verschaffen wußten.

Eben das war es, was bei den Riesenschritten des Herrn von Rosier auf der Glücksbahn gerechtes Erstaunen weckte; denn man sah für ihn keine erklärten Gönner und Gönnerinnen; man sah ihn in keinen Vorzimmern der allmächtigen Höflinge; man sah ihn nicht einmal unter den Anbeterschwärmen irgend einer am Hof gefeierten Schönheit. Denn an das arme, ältern- und güterlose Fräulein

de Pons dachte Niemand, welches selbst nur eine untergeordnete Rolle im Hause des Grafen von Oron spielte, der am Hofe ohne Bedeutung war.

Aber dem Herrn Kardinal Bernis entging nach langem Umherhorchen nicht, daß sich der Prinz Soubise mit besonderer Theilnahme des Marine-Buchhalters angenommen habe. Obgleich nicht zu begreifen war, was den Prinz zu dieser Theilnahme bewegen könne. Da man den Herrn von Nester in durchaus keiner Verbindung mit dem Prinzen fand, mußte doch der Buchhalter irgend einen Werth für denselben haben. Der Kardinal, der gern Alles benutzte, was seinem eigenen Vortheil früh oder spät zusagen konnte, warf daher seinen Gnadenblick auf den ehrlichen Colas und suchte ihn an sich zu ziehen.

Colas ward eines Abends zum Kardinal berufen. Dieser empfing ihn mit seiner ihm eigenen Artigkeit, und sagte: „Herr von Nester, schon längst war ich ein Bewunderer Ihrer glänzenden Talente. Sie sind zu einer höhern Laufbahn von der Natur bestimmt. Ich freue mich, ein Werkzeug in der Hand Ihres Schicksals zu werden. Empfangen Sie hier Ihre Ernennung als königlicher Rath. Sie werden künftig unter mir im diplomatischen Fache, als Angestellter in meinem Ministerium, arbeiten.

Allerdings war Colas angenehm überrascht. Es fehlte nicht an Versicherungen der Dankbarkeit und unbedingtesten Ergebenheit. Im Herzen aber dachte er an Pauline, und daß sie die Urheberin seiner neuen Erhebung sei.

„Mit nichten!“ erwiederte Pauline: „Dergleichen macht sich von selbst. So lange du nichts warst, hätte dich der Fuß jedes Lakaien mit allen deinen Tugenden in den Staub getreten. Jetzt bist du etwas geworden, und ehrerbietig weichen die Sklaven aus, um dir Platz zu machen. Es soll mich gar nicht wundern, wenn du endlich noch Minister, Graf und Herzog wirst. Du hast Anlagen zu Allem,

so gut wie der Kardinal Bernis, der ehemals nur ein kleiner Versemacher und froh gewesen war, eine Pension von fünfzehnhundert Livres zu genießen."

Das Beste von allen Standeserhöhungen ward für Colas die Möglichkeit eines freiern Umgangs mit Paulinen. Der Graf von Oron zog den königlichen Rath in seine Gesellschaft, — Pauline wußte dies gar gut einzuleiten. Der bisherige Hausgenosse, den man in seinen Hinterzimmern kaum beobachtet hatte, nahm in demselben Palaste einen ganzen Flügel zur Miethe, und ward dadurch unmittelbarer Nachbar von Paulinens bescheidenen Zimmern. Graf Oron hätte nichts dagegen gehabt, in ihm einen Anbeter von Paulinen zu sehen. Aber Colas und Pauline hüteten sich wohl, einstweilen öffentlich als das zu erscheinen, was sie einander im Stillen waren. Denn Paulme fürchtete Eifersucht des Prinzen Soubise, der, wenn er gewußt hätte, welch furchtbarer und beglückter Nebenbuhler Colas sei, ihn unfehlbar vernichtet haben würde. Und hingegen Colas begnügte sich mit seinem geheimen Glücke; öffentlich Paulinens Anbeter zu sein, konnte dieses Glück nicht vermehren.

Seine neue Laufbahn zog ihn in neue Verbindungen und Verhältnisse. Er lernte es bald aus, daß die Kunst der Diplomatie so schwierig nicht sei. Die mangelnden Kenntnisse konnte man ohne Mühe, durch einen geschickten bürgerlichen Sekretär, um Geld haben. Ein anmuthiger Gesellschafter sein, eine feine Intrigue durchspielen, sich in Jedermanns Laune einschmiegen, Leidenschaften wecken und nähren, aber selbst keine äußern; überall horchen, überall sehen, und doch überall wie taub und blind dastehen — das lernte sich bald. Colas dachte: „Wie man sich doch irrt, wenn man im Staube drunten steht und zu den Göttern der Erde hinaufschaut! Wahrhaftig, jeder lustige Perrückenmacher hat so viel Talent zur Diplomatik, als eine hübsche Wäscherin Talent hat, Favorite eines Königs und Beherrscherin eines großen Reiches zu sein!" Aber er dachte das nur,

und war schon zu guter Diplomat, um die Geheimnisse der Schule auszuplaudern.

Mit demselben treuen Eifer, wie bisher im Bureau des Seewesens, lag er nun der Erfüllung seiner neuen Amtsgeschäfte ob, auch der schwierigsten und ermüdendsten, zu welchen ohne Zweifel die zahlreichen diplomatischen Gastmähler und Besuche gehörten. Er fehlte bei keinem Essen, bei keiner Lustparthie. Die Anmuth seiner Gestalt gewann ihm das Wohlgefallen der Frauenzimmer. Er war also vollendeter Staatsmann. Durch die Verhältnisse des Prinzen Soubise mit dem Hause des Grafen von Oron geschah, daß auch die Familie des Grafen, und daß, nebst der Tochter desselben, auch deren Freundin und Gespielin Pauline, häufig in die Gesellschaftskreise auswärtiger Gesandten gezogen wurden. Colas und Pauline sahen sich hier mit erneutem Vergnügen; aber Niemand bemerkte an diesen beiden diplomatischen Personen, was sie einander im Stillen waren und galten. Daheim im traulichen Boudoir Paulinens ward dann Alles wieder verhandelt, was sie beide gethan, gesprochen, gehört und gesehen hatten.

„Und du, reizende Pauline," sagte Colas, indem er die geliebte Gestalt an sein Herz drückte, „du bleibst doch die Königin aller Schönheiten, die dort in mannigfaltiger Pracht glänzen."

„Aber, Colas," entgegnete Pauline, „hast du gestern die junge Gräfin von Staremberg beobachtet? Keine von allen Damen auf dem Balle kam ihr an Lieblichkeit gleich; und sie ist doch eigentlich nicht so wunderschön."

„Es ist wahr," sagte Colas," sie fiel mir beinahe neben dir auf."

„Fiel sie dir auf?" versetzte Pauline hastig: „Aber hast du ihren prachtvollen Schleier näher beobachtet? Ein wahrer Zauberschleier ist's, das Vollendetste, was ich in dieser Art je gesehen. Sie erweckte den Neid Aller. Paris zeigt nichts Aehnliches mehr. Himmel, wenn ich einen solchen Schleier . . ."

Colas lächelte und sagte: „Es wird doch nicht der einzige in der Welt sein? — Ich frage den österreichischen Gesandten, woher die junge Gräfin den Schleier hat, und wie theuer. Du mußt einen ähnlichen erhalten.“

„Ach, du gutes Kind,“ seufzte Pauline, „du verstehst dich auf den Werth dieses Schleiers schlecht. Als wir die junge Gräfin bewundernd umringten, erzählte sie, er sei ein Geschenk der Kaiserin-Königin. Nur drei solcher Schleier hat die Welt. Die Kaiserin selbst trägt den zweiten. Der dritte ist wahrscheinlich nicht für mich bestimmt.“

„Wer weiß?“ sagte Colas: „Es kommt auf den Versuch an. Sind wir Beide nicht allmächtig?“

„Colas!“ rief Pauline entzückt, und schlang ihre Arme mit Begeisterung um seinen Nacken: „Colas, wenn das möglich wäre! — Colas, in diesem Schleier wird Pauline ohne Widerstreben Frau von Rosier.“

Das war ein hoher Preis. Colas war längst nicht mehr der Gleichgültige. Wie hätte er auch in der gefährlichen Nähe einer so schönen Schwester unentzündet bleiben können? Er liebte. Sein höchstes Ziel war, Paulinen zum Altar führen zu können. Pauline war wohl geneigt, ihm ihr Herz, aber nicht ihre Hand zu schenken. Das adeliche Geblüt verläugnet sich selbst nicht im liebenden Mädchen einem bürgerlichgebornen Geliebten gegenüber.

12.

Die Allianz mit Oesterreich.

Der Graf von Staremberg, als Gesandter der Kaiserin-Königin Maria Theresia, hatte bisher sein Ziel am Hofe der Tuilerien ohne Glück verfolgt. Es war darum zu thun, den französischen Hof zu

einer Allianz mit Oesterreich gegen Preußen zu bewegen. Schon hatte der Fürst von Kaunitz, als außerordentlicher Gesandter des Wiener Hofes in Paris, dazu ziemlich vorgearbeitet; mehr noch König Friedrich der Große von Preußen selbst, welcher sich mit den Engländern, den Erbfeinden Frankreichs, in Bündniß eingelassen hatte. Dem ungeachtet verabscheute der Kardinal Bernis, so wie die Marquise von Pompadour und jeder vernünftige Mann, eine Allianz Frankreichs mit Frankreichs Erbfeind, mit Oesterreich, gegen Preußen, diesen natürlichen Bundesgenossen der französischen Krone.

Colas, mit dem Gedanken an den Schleier, trat zum Gesandten in's Zimmer, als dieser eben in halber Verzweiflung von einer langen Unterredung zurückgekommen war, die er mit dem Kardinal-Minister gehabt hatte. Es war an keine Allianz mehr zwischen dem Pariser und Wiener Hofe zu denken. Der Gesandte ließ indessen nichts von seinem Verdrusse spüren, um so weniger, da die Erscheinung des Herrn von Nosier ihm wieder einen schwachen Hoffnungsschimmer gab, der Kardinal sende diesen, um vielleicht auf irgend eine andere Weise Unterhandlung einzufädeln. „Vielleicht will Frankreich seine Allianz mir theuer geben!“ dachte der Graf, und empfing Herrn von Nosier auf die verbindlichste Weise.

Das Gespräch wandte sich bald auf den letzten Ball, auf die Schönheit der jungen Gräfin, auf den prächtigen Schleier, auf den Neid aller Schönen. Der Graf horchte, Colas lauerte. Man rückte einander näher. Der Graf erzählte gefällig, der Schleier sei von unermeßlichem Werth, und stamme aus den Niederlanden. Was die junge Gräfin gesagt, habe seine Richtigkeit. Es wären in der Welt nur noch zwei ähnliche Schleier vorhanden, beide in der Hand der Kaiserin. — Colas verhehlte jetzt nicht, daß dieser Schleier eine ihm theure Person bezaubert habe, und daß er seines höchsten Glückes gewiß sei, könnte er ihr einen solchen Schleier bieten.

„Bester Freund," rief der Graf, „so sind wir Beide zu beklagen. Denn es ist Ihnen so unmöglich, einen dieser Schleier zu gewinnen, als mir, Ihren König zur Allianz mit unserm Hofe zu bewegen."

„Man muß nie verzagen, Herr Graf!" sagte Colas und verstand sogleich den Preis, um welchen der brabantische Schmuck feil sei: „Wie Vieles ist in der Welt möglich, wenn man es nicht für unmöglich hält!"

Der Gesandte stutzte bei diesen Worten. „Freund, rief er, „halten Sie die Allianz für möglich, nachdem sich der ganze Hof einstimmig dagegen ausgesprochen hat, nachdem der Kardinal und die Marquise von Pompadour mir mit aller Bestimmtheit das Gegentheil erklärt haben?"

Colas sann einen Augenblick und überflog im Geiste Alles, was ihm schon möglich geworden war. Dies gab Muth. „Verzweifeln Sie nicht, so schwer es auch sein mag!" sagte er zum Gesandten.

„Freund," rief dieser entzückt und sprang auf, „und wie viel es kosten möge: gelingt die Allianz, so gelingt es mir, Sie durch den Schleier zu belohnen. Kann ich den innigsten der Wünsche meiner Kaiserin erfüllen, wird sie mir auch meine Bitte um einen Schleier nicht unerhört lassen."

Jetzt hatten beide Diplomaten sich gegenseitig verstanden. Man trat nun tiefer in das Geschäft ein. Colas ward von Allem unterrichtet. Er verhieß seine Verwendung beim Kardinal. Der Graf versprach sein Wort bei der Kaiserin.

Colas war beim Kardinal Bernis nicht glücklich, sondern wurde kurz abgewiesen und erinnert, sich als französischer Diplomat nicht durch Ausländer leiten zu lassen. Desto glücklicher war er im geheimen Rath seiner Pauline. Sobald sie den Preis kannte, um

welchen der kaiserliche Schleier zu erobern war, sagte sie: „Jetzt laß mich sorgen, Colas!“

Und sie sorgte redlich, sobald sie mit dem Prinzen Soubise ohne Augenzeugen reden konnte. Er, der nach seiner gewohnten Art in Zärtlichkeit zerschmolz, hatte ihr nichts Wichtigeres zu melden, als daß er von ihr geträumt habe, daß sie ihn im Traum zum Gott gemacht habe, daß sie im Traume noch unendlich liebenswürdiger gewesen sei, als sie im Wachen wäre, weil sie dort minder spröde als in der Wirklichkeit gegen ihn gewesen.

„Ach, mein Prinz!“ rief Pauline lächelnd und verlegen: „Fast muß ich fürchten, eine schadenfrohe Fee treibe mit uns ihr Wesen. Nun ja, denken Sie, auch ich sah Sie im Traume. Ja, auch ich sah Sie da im Glanze größerer Liebenswürdigkeit; ich sah Sie an der Spitze eines Heeres, in prachtvoller Uniform, umringt von Siegesfahnen. Sie kehrten als Eroberer und Held zurück. Ich stand unter den Millionen der Zuschauer, die Ihnen zujauchzten. Ich stand zitternd da, und glaubte mich von dem vergötterten Helden vergessen. Er aber bemerkte mich huldvoll. Er näherte sich mir. Ich war meiner selbst nicht mehr mächtig, und . . .“

Der Prinz riß die schöne Erzählerin mit aller Heftigkeit seiner glühenden Leidenschaft an seine Brust. Sie aber drängte ihn ernst zurück. „Nicht also, Prinz!“ sagte sie in einem Tone, der Ehrfurcht gebot: „Vergessen Sie nicht, daß wir nicht mehr im Traume sind; daß Ihnen das Heer, die Siegesfahnen und die Eroberungen fehlen. Könnte ich so schwach sein, Prinz, ich würde es nur gegen den Helden sein können, der Frankreich verherrlichte. Ja, und wären Sie als Mann minder liebenswürdig, als Sie sind, ich hielte es für Pflicht, — so gute Französin bin ich — den Helden Frankreichs mit dem Kranze meiner ganzen Liebe zu schmücken, wenn er ihn in der Glorie seines Ruhms noch anzunehmen würdigte.“

„O, Sie sind ein boshaftes, grausames Mädchen!“ rief Soubise: „eine Erzschwärmerin sind Sie, oder die schlaueste Penelope! Sie zeigen mir mein Glück im Hintergrunde der Unmöglichkeit.“

„Der Unmöglichkeit?“ fragte Pauline verwundert: „haben wir nicht den Krieg mit England?“

„Wenn auch!“ antwortete der Prinz: „Aber Sie wissen wohl, ich bin kein Seemann, und den Engländern kommt man nie zu Lande an. Ja, könnte ich von Calais eine Brücke über den Kanal schlagen, ich selbst wollte nicht eher auf den Lohn der Liebe zählen, bis ich meine Fahnen auf den Tower von London gepflanzt hätte. Aber, mein Fräulein, bauen Sie mir die Brücke!“

„Wenn Sie befehlen, warum nicht, gnädiger Herr?“ versetzte Pauline!“ Greifen Sie die Engländer in Deutschland an. Gehört nicht Hannover dem König von England? Warum wird dies geschont?“

„Fräulein,“ erwiederte Soubise lächelnd, „Sie sind in der Politik des Herzens bewanderter, als in der Politik der Höfe. Vermuthlich ist Ihnen unbekannt, daß der König von Preußen mit England einen Bund geschlossen hat, wodurch Hannover gedeckt ist.“

„Gedeckt? Von wem?“ fragte Pauline: „Von dem kleinen König von Preußen? Warum schließt unser Hof nicht die angebotene Allianz mit Oesterreich? Man beschäftige den König durch die Oesterreicher, so wird er sich wenig um Hannover bekümmern. Warum sind Sie selbst, Prinz, wider den Willen von ganz Frankreich, ja wider die Forderungen Ihres eigenen Ruhms, gegen die Verbindung mit Oesterreich und gegen den Angriff auf Hannover? Ach, wenn Sie wüßten, was Paris von Ihnen denkt!“

Der Prinz drohte schalkhaft lächelnd mit dem Finger: „Fräulein, Fräulein, ich höre den Grafen Staremberg von Ihren süßen Lippen.“

In dieser Art spann sich das Gespräch noch lange fort. Der Prinz aber wurde doch wider seinen Willen durch Paulinens Schmeicheleien

trunken vom künftigen Heldenruhm, und er sah die Verwirklichung aller der schönen Träume, die ihm Pauline vorgaukelte, nur möglich, wenn sich der Hof mit den Wünschen Oesterreichs zu einem Landkriege vereinigte.

Einige Tage kämpfte er mit sich selbst. Daß ihm ein Oberbefehl beim Heere durch die Huld der Frau von Pompadour nicht entgehen könne, dessen war er gewiß. Pauline hatte seinen Ehrgeiz geweckt. Ihn auf die Lorbeern des Herzogs von Richelieu und des Marschalls d'Etrees eifersüchtig zu machen, war der Schlauen so schwer eben nicht geworden. Er hatte schon halb und halb den Entschluß genommen, für die Allianz mit Oesterreich zu arbeiten, als ihn das Fräulein de Pons in einer spätern Unterredung vollkommen entschied.

Er, mit aller seiner Gewandtheit, machte sich nun an die Frau von Pompadour. Aber alle seine Gewandtheit blieb fruchtlos, diese Königsgeliebte für Oesterreich zu stimmen. Umsonst setzte er alle Triebfedern weiblicher Eitelkeit in Bewegung, um sie gegen den König von Preußen zu erbittern. — „Ich liebe diesen poetischen König gar nicht," sagte sie, „und weiß sehr wohl, daß ich in seinen Augen sehr wenig gelte. Aber ich habe eben so wenig das Glück, der Königin von Ungarn zu gefallen. Also wiegt eins das andere auf, und der Ruhm unsers Königs wiegt beide auf."

Der Prinz suchte vergebens, ihr gefälligere Vorstellungen von der Kaiserin Maria Theresia beizubringen, und versicherte umsonst, daß diese Monarchin in vertrauten Kreisen mit der lebendigsten Bewunderung und Achtung von ihr zu reden pflege.

„Nein," sagte die Marquise lachend, „Sie sind zu gutmüthig, lieber Prinz, und nehmen Starembergs schöne Worte für baare Münze. Trauen Sie ihm nicht. Ich wenigstens werde daran nicht eher glauben, bis mir's die Kaiserin selbst schreibt."

Prinz Soubise verbarg seinen Mißmuth. Er fühlte, daß er bei

der Marquise noch bei weitem nicht der Unüberwindliche sei. Alle Hoffnung wäre ihm geschwunden, hätte ihm nicht die letzte Aeußerung der Frau von Pompadour einen neuen Plan zugeschoben. „Alles hängt davon ab, den Stolz der Marquise in's Spiel zu ziehen!“ sagte er zu Paulinen: „Man muß die Kaiserin bewegen, der Marquisin einen freundlichen Brief zu schreiben. Das kostet der Kaiserin nichts. An dem Tage, da Staremberg diesen Brief überreichen wird, ist die Allianz so gut wie abgeschlossen. Aber wie dies dem österreichischen Gesandten beibringen? Niemand darf ahnen, daß der Antrag von mir kommt!“

„Ueberlassen Sie mir die Sorge!“ sagte Pauline: „Einem Mädchen verzeiht man einen solchen Einfall eher, als einem Prinzen. Und was würde ich für einen Prinzen wagen, wie Sie! Was nicht für den Gedanken, Sie an der Spitze eines Heeres, in den Reihen der ersten Feldherren Europens zu sehen! — O mein Prinz, an dem Tage, da Sie den Oberbefehl empfangen . . . ach, dann blicken Sie nicht mehr nach mir hin.“

Soubise lag ewige Treue schwörend zu den Füßen der schlauen Pauline, die unerschöpflich in Erfindungen war, die Einbildungskraft des Prinzen für seinen künftigen Siegesglanz zu entflammen. Der Gedanke an den Schleier erhöhte alle Kräfte ihres Geistes.

Nun ward sogleich Colas von ihr in das Geheimniß eingeweiht. Colas hingegen besprach sich mit dem Grafen Staremberg. Staremberg ließ Eilboten nach Wien fliegen. Ungeduldiger hoffte nicht Pauline auf den Schleier, als Prinz Soubise auf den Brief der Kaiserin Maria Theresia an die Marquise.

Eines Abends, als bei der Marquise Gesellschaft war, erschien auch der Prinz. Frau von Pompadour war ungemein heiter. Sie nahm den Prinzen auf die Seite und sagte mit anmuthigem Lächeln zu ihm: „Ich fürchte, mein Prinz, wir werden uns trennen müssen.“

„Und das können Sie mir mit frohem Lächeln sagen?“ erwiederte er betroffen.

„Wenn ich auch des Glücks beraubt werde, Ihren Umgang zu genießen, Prinz,“ antwortete sie, „wird mich die Freude doch trösten, die Sie in Erfüllung eines Ihrer edelsten Wünsche finden. Ohne Zweifel wird der König Ihnen nächstens den Marschallsstab und den Oberbefehl eines seiner Heere geben.“

Soubise's Antlitz glänzte in stummer Freude. „Aber wie ist das möglich?“ rief er.

„Der König ist geneigt, die Allianz mit Oesterreich anzunehmen. Aber die Kaiserin hat auch das Unmögliche gethan. Ich gestehe es, sie ist weitaus die geistvollste Fürstin unserer Zeit. Sie sollten nur die liebenswürdigen Zeilen lesen, mit denen sie mich beehrte.“

„Die Kaiserin schrieb Ihnen?“

„Still davon, Prinz. Morgen erfahren Sie mehr.“

Spät noch desselben Abends, um Mitternacht, ward an Paulinens Thür mit leisem Finger geklopft, als das Fräulein eben die Gesellschaft der Familie Oron verlassen hatte. Es war Colas. Er trat freudeglühend herein. Er breitete entfaltend den prachtvollsten Schleier über sie aus. Sie stand mit dem Entzücken der Befriedigung ihres höchsten Wunsches vor ihm da, wie ein Engel im Lichtgewölk. Sie warf den Schleier zurück, und sank in den Arm des begeisterten Lieblings.

Nach wenigen Tagen ward die Allianz des französischen Hofes mit Oesterreich unterzeichnet. Der Kardinal Bernis hatte sich vergebens mit aller Beredsamkeit dagegen gesträubt. Er konnte es nicht begreifen, wie der König, wie die Marquise von Pompadour, wie der Hof so plötzlich umgestimmt worden wären. Aber er mußte den Bundesvertrag unterzeichnen, wenn er nicht sein ganzes Ansehen, vielleicht sein Ministerium einbüßen wollte. Er verwünschte im

Herzen den Herzog von Choiseul, den er für den Urheber des unglücklichen und widernatürlichen Bündnisses hielt. Er ahnete nicht, daß die Lüsternheit eines artigen Mädchens nach einem schönen Schleier alle Kunst der Diplomaten vereitelt, und daß einer der subalternen Angestellten in seinem Ministerium die Angelegenheiten großer Höfe entschieden habe.

13.

Sehnsucht nach Einsamkeit.

„Die verwünschte Allianz macht mich krank!“ sagte der Kardinal, als Rosier kurz darauf mit einer von ihm ausgearbeiteten Denkschrift in das Kabinet des Ministers trat: „Legen Sie die Papiere nur hin. Ich bin nicht gestimmt, sie lesen zu lassen, noch sie selbst zu lesen, weder zu hören noch zu sehen. Es ist ein ärgerliches, unsinniges Treiben in der Welt. Ich möchte aus Verzweiflung zuletzt Philosoph werden.“

„In der That wünschte ich für die Gesundheit Ew. Eminenz aus der Apotheke der Philosophie, die doch für Alles Arznei haben soll, eine Dosis Gleichgültigkeit, oder Lachlaune über die Thorheiten des Lebens!“ sagte der königliche Rath.

„Ich würde lachen können, wenn ich nicht zu viel Schmach und Unglück für Frankreich voraussähe!“ antwortete der Kardinal: „Und mir zuletzt wird die Welt alles Uebel zuschreiben, weil die politische Mißgeburt unter meinem Namen erschienen und nach mir getauft ist.“

„Ach, gnädigster Herr, mit wie manchem Vater in der Welt theilen Sie dieses alltägliche Schicksal!“ sagte Colas in komisch-mitleidigem Tone.

„Wenn ich wenigstens nur den wahren Vater dieses diplomatischen Wechselbalges zu kennen die Ehre hätte! Helfen Sie mir doch auf die Spur, Rosier.“

„Gnädigster Herr, schlägt wider Erwarten der Wechselbalg gut aus, bringt Ruhm und Glück: ich wette, es wird sich mehr, als ein Vater, zu ihm bekennen. Sie wissen ja, daß manche Stadt, die sich anfangs ihres Sohnes schämte und ihn verstieß, hintennach dem großen Manne Ehrensäulen errichtete. Und gnädigster Herr, wer ist denn der glückliche Seher, welcher heutiges Tages noch einem Kinde in der Wiege das Prognostiken stellen könnte? Erwarten wir schweigend den Ausgang der Dinge.“

Der Kardinal lächelte und sagte: „Wahrhaftig, Sie sind noch blutjung; ich hätte nie in Ihnen einen so altklugen Tröster vermuthet. Sie haben Recht. Wir müssen zum elenden Spiel die Siegesmiene machen. Aber glauben Sie denn im vollen Ernste, Herr von Rosier, daß diese Verbindung mit unserm Erbfeind und erblichen Nebenbuhler gegen unsern uns von der Natur selbst gegebenen Bundesgenossen jemals ein *kluger* Streich genannt werden könne, selbst wenn es zuletzt ein *glücklicher* Streich werden sollte?“

„Gnädigster Herr, unterm Monde ist nur das Unglück albern, aber das Glück ist immer klug.“

„Freundchen,“ rief der Kardinal, „so der große, blinde Haufen. Aber wer nicht zu ihm gehört, der hört auch nicht auf das Urtheil der Blinden. Verständige Leute werden sagen: es war ein alberner Streich, und selbst dann nicht das Verdienst des Streichmachers, wenn er glückte. So wird die Geschichte einst von *mir* reden und *dieser* Allianz.“

„O, gnädigster Herr, grämen Sie sich nicht über das Urtheil der Geschichtschreiber. Diese Leute messen Alles nach dem Erfolg. Darum preisen sie Brutus, Cäsar und Alexander, und fluchen sie auf

Cromwell, Spartakus, Attila und Cartouche. Die Verständigern werden höchstens sagen: Der Kardinal Bernis spielte Hazardspiele, aber war glücklich. Die noch Feinern werden sagen: Ihr urtheilt als Flachköpfe. Der Kardinal war einer der größten Geister, der die Weltbegebenheiten in ganz anderm Zusammenhange sah, als ihr in euern Studierwinkeln. Was euch Wagstück scheint, war bei ihm einfache Berechnung, die nicht trügen konnte; was ihr für Glück und Zufall haltet, war das Ergebniß seines vom Scharfblick geleiteten Wirkens."

„Ich bin's zufrieden, wenn das Glück nur diesmal der Thorheit hold ist. Aber, lieber Rosier, ich fürchte, die Disteln tragen keine Trauben."

„Seit ich die Ehre habe, unter Ew. Eminenz auf dem Felde der Diplomatik zu stehen, machte ich zwei große Erfahrungen, die mich über Alles, was geschehen kann, beruhigen."

„Die sollten Sie mir nicht vorenthalten, denn ich möchte mich wirklich ein wenig beruhigen."

„Die eine ist: Wir müssen uns gar nicht einbilden, daß wir aus unserm Kabinete die Welt regieren, sondern die Welt regiert die Kabinete. Vom Throne bis zum Savoiarden, der uns den Staub vom Schuh geputzt, geht ein unsichtbares Band, das Alles ohne unser Wissen und Wollen zusammenhängt. Die Weltbegebenheiten sind nur Früchte von unsichtbaren Wirkungen und Rückwirkungen in der gesellschaftlichen Verkettung, und alle unsere Klugheit wird daran zu Schanden. — Die andere ist: der Himmel ist auch in der Politik der beste Vormund der Dummen. Denn ich habe gesehen, daß sich auch die trefflichsten Köpfe verrechneten, und die Thätigkeit der thätigsten Menschen am Ende nicht mehr ausrichtete, als die Geschäftigkeit des Eichhörnchens, welches im Käfig des Knaben das Rad herumhaspelt. Von der andern Seite sah ich schon die verkehrtesten Maßregeln der Schwachköpfe von erstaunlich wohlthätigen

Folgen begleitet, und die Unthätigkeit der unbeholfensten Tröpfe bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen."

„Sie haben Recht, Rosier!" sagte der Kardinal: „Sie machen mich zu Ihrem Schüler. Der Fanatismus ist die Philosophie der Verzweiflung, und ich bin ganz in der Stimmung, in Ihrem Schicksalsglauben Philosoph zu werden. Indessen bekenne ich Ihnen offenherzig, das wüste Geschäft wird mir schwer zu verdauen. Ich sehne mich nach Einsamkeit und Ruhe. Ich will für einige Wochen auf's Land und mich zerstreuen. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, nach Fontainebleau zu gehen. Ich bitte Sie, mir da Gesellschaft zu leisten, Herr von Rosier. Wir werden in der schönen Einsamkeit der Wald- und Felsenwildnisse mit einander ungestört philosophiren können. Es thut mir wohl, einmal aus den Stürmen und Treiben des Hoflebens zu entkommen und in der freien Frühlingsnatur frische Luft zu schöpfen. Also, Sie begleiten mich. Ende dieser Woche fahren Sie mit mir nach Fontainebleau."

Colas verbeugte sich und fühlte sich durch die Güte und Zuneigung des Kardinals allzusehr geschmeichelt, als daß er sein Vergnügen über diese Auszeichnung hätte verhehlen mögen.

Aber nicht so viel Vergnügen empfand Pauline bei der Nachricht. „Vielleicht sechs Wochen, vielleicht zwei Monate sollen wir uns trennen?" rief sie: „Das ist ja eine Ewigkeit. Ach, Colas, was gäb' ich darum, wenn ich dich begleiten und Arm in Arm mit dir durch die stillen Gärten von Fontainebleau streifen könnte. Wie glücklich wären wir Beide da, wo wir einander ungestört angehören könnten!"

„Ja," sagte Colas, wir wollten uns da ein Arkadien schaffen. Aber besitzt nicht Graf Oron bei Fontainebleau die Meierei und ein schönes Herrschaftsgebäude? — Berede doch die junge Gräfin, den Maimond dort zu genießen."

„Ein goldener Einfall!“ jauchzte Pauline, und sie machte sich sogleich an die junge Gräfin, und malte ihr den Reiz des idyllischen Lebens mit den glühendsten Farben. Die beiden Mädchen waren bald mit einander einverstanden.

„Ach,“ sagte die junge Gräfin zu ihrem Vater, „ich sehne mich nach Einsamkeit. Der Winter hat mir nicht wohlgethan. Ich muß Landluft schöpfen. Noch nie war ich in unserer Meierei zu Fontainebleau. Nur vier Wochen erlauben Sie mir dort zu leben. Der Hof ist in Paris. Wir können die Pracht von Fontainebleau eben jetzt recht allein und ungestört genießen.“

Der alte Graf, welcher gern die Wünsche seiner Tochter erfüllte, hatte nichts dagegen. Natürlich erfuhr auch der Prinz Soubise davon, als Freund des Hauses. Er berechnete auf der Stelle, daß Pauline dort Langeweile haben werde; daß er dort ungebundener vom konventionellen Zwang ihres Umgangs genießen könne; daß da vielleicht im Schatten blühender Rosenlauben ihn das schönste Glück erwarte. Er beschloß sogleich, ohne ihr ein Wörtchen zu verrathen, sie dort durch seine Gegenwart zu überraschen.

„Ich sehne mich unendlich nach Einsamkeit,“ sagte er zur Frau von Pompadour, „ehe ich zur Armee abreise und mich in das Gewühl des Lagerlebens und der Schlachten stürze. Noch einmal möchte ich mich der schönen Natur erfreuen und da im Stillen unter Karten und Büchern den Feldzug vorbereiten. Würde mir der König den Aufenthalt von einigen Wochen zu Fontainebleau gestatten? Ein Wort von Ihnen, Frau Marquise, und durch Ihre Güte bin ich glücklich.“

Die Marquise verhieß ihm Gewährung des Wunsches vom Könige, und in der That erhielt er sie bald. Wie inzwischen Frau von Pompadour den Einfall des Prinzen bei sich im Stillen überlegte und daran dachte, daß ihr Günstling in kurzer Zeit Frankreich werde

verlassen müssen, that es ihr weh, seine Nähe früher zu verlieren, als nöthig wäre.

„Sire," sagte sie zum König, „ich fühle unüberwindliche Sehnsucht nach Einsamkeit. Das glänzende Einerlei des Hofes ermüdet mich. Ew. Majestät bedürfen der Zerstreuung. Wir hatten schon Marly gewählt, um da den Sommer zuzubringen. Aber der Frühling lockt in's Freie. Wie, wenn wir einige Wochen des Mai's in Fontainebleau vertändelten?"

Der König hatte Langeweile. „Es geht mir wie Ihnen!" sagte er: „Treffen Sie Anstalten. Marly entrinnt uns nicht. Gehen wir nach Fontainebleau je eher, je lieber."

14.

Alles zieht nach.

Der Kardinal hatte zu Fontainebleau kaum drei Tage mit Gelas in philosophischer Muße verlebt, und sein Glück gepriesen und in einigen niedlichen Versen verewigt, die wir noch heute in seinen Werken lesen: siehe, da belebte sich die benachbarte Meierei des Grafen von Oron.

„Die schöne Nachbarschaft freut mich!" sagte der Kardinal zu Gelas: „Die jungen Damen sind liebenswürdig. Wir hatten ihnen ländliche Besuche ab. So werden wir in unserer klösterlichen Einsamkeit Abwechselung haben."

Einen Tag später erschien Prinz Soubise und nahm mit zahlreichem Gefolge einen Flügel des Schlosses ein.

„Es scheint, wir bleiben nicht so ganz für uns!" sagte Gelas zum Kardinal.

„Freilich!“ entgegnete dieser: „Doch ist es mir fast nicht unlieb, etwas mehr Bewegung in dieser todten Welt zu erblicken. Ich gestehe, es ist mir in der stillen Palast-Wüste etwas unheimlich. Jeder Fußtritt schallt durch die hundert Gemächer und Korridore, als riefen uns alle hundert, sie zu bewohnen. Wer auf dem Lande wohnen will, muß seine Lust in einer engen Hütte suchen.“

Zwei Tage später erschienen zwanzig Wagen mit der königlichen Garderobe und Küche. In Kutschen und zu Pferde zog ein Heer von Kammerdienern, Zofen, Köchen, Stallmeistern, Lakaien, Zeremonienmeistern, Sekretären, Kellermeistern, Kammerherren, Geistlichen, Schauspielern, Jägern, Hofschneidern, Tänzern und Tänzerinnen, Wäscherinnen, Feuerwerkern, Perrückenmachern, Pastetenbäckern und Freudenmeistern (maîtres de plaisir) in die Höfe der weitläufigen Paläste ein. Gärten und Höfe, Zimmer und Säle wimmelten von bunten Gestalten aller Art. Es war ein Rufen und Lärmen, Hämmern und Klopfen, daß alle Nervenschwachen Krämpfe davon bekamen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten einige Bataillone königlicher Garden zu Fuß und zu Pferd an, und bezogen Kasernen und Wachten. Für den Hof wie für das Kriegsvolk wurden eiligst Bäckereien und Metzgereien einquartirt und in Thätigkeit gesetzt.

„Heiliger Himmel!“ schrie der Kardinal, da Colas zu ihm kam: „Sehen Sie mir doch das Spektakel an! Ich Unglückseliger, welcher böse Geist mußte mich plagen, Fontainebleau für meine Erholung zu wählen!“

Die Kanonen donnerten am andern Tage. Die Glocken des Städtchens läuteten alle. Die Trommeln wurden gerührt. Der König kam unter dem Jauchzen des Volkes: „Es lebe der König! der Vielgeliebte!“ Einige Stunden später fuhr die Marquise von Pompadour an, gefolgt von siebenzehn Kutschen.

„Es ist in dieser ländlichen Natur zum Tollwerden!“ jammerte der Kardinal einige Tage später, nachdem er von Besuchen und Audienzen, die er gegeben und empfangen hatte, ganz ermüdet war: „Paris hat wenigstens den Vorzug, daß es eine große Stadt ist, daß man einander im Nothfall ausweichen und meiden, daß man mitten im allgemeinen Getümmel allein sein, daß man sich allenfalls verläugnen lassen kann, wenn man überlästigen Besuchen entgehen will. Aber hier in diesem engen Neste, aus vier Schlössern und fünf Höfen zusammengeflickt, ist man zum Ersticken in einander gepreßt. Bei jedem Schritte rennt man zusammen, tritt man einander in die Schuhe. Da hilft keine Lüge, man sei nicht zu Hause. Alle Welt weiß ja, wo man steckt. Dürfte ich, noch heute eilte ich nach Paris zurück. Aber zu meinem größten Aerger muß ich mich vor dem Könige, vor der Marquise, vor dem ganzen Trosse der Höflinge freuen, in der Nähe der Majestät athmen zu können.“

„Ich beklage Ew. Eminenz und mich zugleich!“ erwiederte Colas: „Indessen stehen wir vielleicht bald wieder einsam.“

„Mit nichten, Herr von Nesler. Umgekehrt, der König findet es hier allerliebst, die Marquise bezaubernd, der Hof göttlich.“

„Doch freut es mich, Ew. Eminenz wenigstens den Trost bringen zu können, daß man stark davon spricht, der Hof werde sich von hier nach Marly begeben.“

„Mein Gott, lieber Nesler, daran ist nicht mehr zu denken. Der König sagte gestern Abend noch beim Feuerwerk: Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen auf dem Lande. Ich habe fast Lust, den ganzen Sommer in Fontainebleau zu bleiben.“

Colas tröstete vergebens. Als er in der Dunkelheit des Abends zur Meierei schlich, erfuhr er von Paulinen, wie der Prinz Soubise auf den Gedanken gerathen sei, nach Fontainebleau zu kommen.

„Hm!“ dachte Colas: „Mir ward es klar. Ich zog Paulinen,

Pauline die Gräfin von Oron, die Gräfin den Prinzen, der Prinz die Marquise, die Marquise den König, der König den ganzen Hof. Ein ehrenwerther Schweif, den ich nachschleppe." — Die Vorstellung machte ihn laut lachen. Doch zweifelte er selbst noch bescheiden an der Richtigkeit. „Es käme aber," dachte er, „doch auf die Gegenprobe an. Sehen wir, wenn ich nach Paris gehe, ob mir der Schweif folgt. Da wäre zugleich meinem armen Kardinal geholfen."

„Und warum so nachdenkend und einsilbig?" fragte Pauline ihren Liebling, mit dem sie durch die hohen Buchengänge des königlichen Gartens wandelte: „Hat irgend eins der schönen Hoffräulein die Eroberung des Herrn von Nosier gemacht? Es ist gefährlich, mit so vielen Schönheiten unter einem Dache wohnen."

„Nichts weniger, als das, böse Pauline; seit ich mit dem reizenden Fräulein de Pons zu Paris unter einem Dache wohne, bin ich in der Gefahr so ganz untergegangen, daß ich keine andere mehr zu fürchten habe."

„So gestehe mir aufrichtig, Colas, aber beichte ehrlich: warum bist du in Fontainebleau seltener bei mir, als in Paris?"

„Weil ich hier weniger mein eigener Herr bin. Wir glaubten, uns hier vom Morgen bis zum Abend angehören zu können. Nun aber sind wir hier weniger einsam, als im Oron'schen Hotel. Und müssen wir noch vier Wochen in diesem Geräusche leben, so sterb' ich vor Langeweile und vor Ungeduld nach dir. Ich sehne mich nach Paris zurück."

„Du sprichst aus meiner Seele, Colas. Ich kam unserer Beider willen her, nicht wegen dieser Gärten und wegen des Hofprunkes. Kannst du dich vom Kardinal losmachen und nach Paris gehen, so folg' ich dir. Ich erkälte mich heute, habe morgen Kopfweh, fahre übermorgen nach Paris und — werde bei dir gesund."

Die Sache ward abgekartet. Colas besuchte den Kardinal, der

noch immer mißvergnügt war und auf den Hof fluchte. Colas gab der Sache ohne Mühe eine scherzhafte Wendung. „Wenn mir Ew. Eminenz," sagte er, „das Vertrauen schenken, will ich meine Zauberei versuchen und den Hof wieder von Fontainebleau wegblasen."

„Blasen Sie, blasen Sie, daß der ganze Hof mit allem Trosse in den Mond fahre!"

„Erlauben Sie mir, nach Paris zu gehen, gnädigster Herr? Vielleicht sind Sie in acht Tagen in Fontainebleau so verlassen, wie ein Einsiedler. Denn meinen Zauberwind muß ich mir in Paris schaffen."

Der Kardinal lachte. „Ich verstehe Sie, Freund. Sie wünschen dem tollen Lärmen hier zu entrinnen. Reisen Sie; denn die Einsamkeit, die ich Ihnen versprach, kann ich Ihnen nun doch nicht geben; mir Gesellschaft leisten können Sie nicht, denn ich habe der Gesellschaft zuviel. Reisen Sie glücklich. Ich beneide Sie. Ich möchte Ihnen gern folgen. Aber der Anstand verbietet es mir. Reisen Sie. Ich muß hier bleiben. Vergessen Sie aber nicht, wenn Sie in Paris sind, sogleich den Thurm von Notredame zu besteigen und aus Leibeskräften zu blasen, bis der letzte Küchenjunge von hier weggeblasen ist."

Colas schickte Paulinen einen Zettel und reisete ab. Pauline bekam Kopfweh und Uebelkeit. Sie bat die junge Gräfin, ihr zu gestatten, nach Paris zurückzukehren; sie fürchte, eine schwere Krankheit sei unterwegs, denn sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Den andern Tag ward Pauline noch schwächer. Sie verlangte mit Thränen nach Paris. Die junge Gräfin wollte sich von ihr nicht trennen. Der Graf ließ die beiden Damen nach Paris führen, besonders da ein herbeigerufener Arzt wirklich an Paulinens Bett bedenkliche Miene gemacht hatte, weil er die anrückende Krankheit gar nicht enträthseln konnte. Er glaubte aber in keinem Fall irre

zu gehen, und die Ehre seiner Wissenschaft am wenigsten zu gefährden, wenn er vermuthete, Fräulein de Pons habe sich durch Erkältung einen Zustand zugezogen, der allerdings von schlimmen Folgen werden könnte.

Kaum hatte Prinz Soubise von der Krankheit und Abreise Paulinens Gewißheit, war für ihn kein Bleibens mehr in Fontainebleau. Er begab sich mit großer Niedergeschlagenheit zur Frau von Pompadour. „Noch einmal hoffte ich zu Fontainebleau in Ihrer Nähe den ganzen Himmel voll Freuden zu umarmen, — ich muß fort. Ich habe Depeschen vom Marschall d'Etrées. Meine Anwesenheit in Paris wird dringend. Die Vorarbeiten zum Feldzuge müssen beschleunigt werden. In meiner Abwesenheit stecken alle Geschäfte. Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich die Pflichten für die Ehre unsers Königs meinem höchsten Glück vorziehe."

Frau von Pompadour war betroffen. Sie versuchte leise, den Prinzen auf andern Sinn zu bringen. Er aber wußte die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Paris, seiner Gegenwart bei den Musterungen der durchziehenden Truppen, die Wichtigkeit seiner Geschäfte im Kriegsbureau so groß, so lebhaft darzustellen, und dabei war sein Schmerz über die Trennung von Frau von Pompadour so rührend, ja durch heiße Thränen beurkundet, die er vergebens verbarg, daß die Marquise endlich sehr bewegt zu ihm sagte: „Gehen Sie, lieber Prinz, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen. Ich selbst verliere am meisten, wenn Sie Fontainebleau verlassen. Beruhigen Sie sich. Ich will mit den Augenblicken geizen, die ich noch das Vergnügen haben kann, Sie in Paris zu sehen. — Es scheint, dem Könige gedeihe die Luft von Fontainebleau nicht wohl. Die Witterung ist doch noch etwas rauh gewesen. Vielleicht kehrt der Hof früher, als Sie meinen, nach den Tuilerien zurück, um von da den Sommeraufenthalt in Marly zu nehmen."

Der Prinz beurlaubte sich. Vor den König ward dieser nicht gelassen, weil sich Se. Majestät in der That unpäßlich fühlte. Die Marquise hatte sich nur in der Ursache der Unpäßlichkeit geirrt. Es war nicht die Luft von Fontainebleau, sondern eine Austernpastete, die dem Könige Uebel gethan hatte.

Als Kardinal Bernis den Prinzen mit seinem ganzen Gefolge abreisen sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Das fängt gut an!“ brummte er bei sich: „Ich glaube, mein Windmacher Nesier steht wirklich auf dem Thurm von Notredame und bläst.“

Wie aber sich das Gerücht verbreitete, der König könne die Luft von Fontainebleau nicht ertragen, der Hof gehe nach Paris zurück; wie wirklich die Wagen gepackt wurden, die Kammerherren, Stallmeister, Hofschneider, Tänzer, Musikanten, Feuerwerker, Kellermeister u. s. w. sich zur Abfahrt rüsteten; der König nach Paris fuhr, die Marquise folgte; der ganze Hof verschwand und bis auf den letzten Küchenjungen verstob; die Leibgarden zu Fuß und zu Pferd mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzogen, daß Fontainebleau, wie ein entseelter Leichnam, in Todtenstille dalag — rief der Kardinal außer sich: „Was ist das? Zufall? Oder hat der Windmacher Nesier einen Bund mit dem bösen Geiste?“

15.

Die Schlacht bei Roßbach.

Durch die Abreise des Prinzen Soubise zum Heere am Rhein ging ein Ring in der Zauberkette verloren, an welcher Gelas bisher mächtiger gewesen war, als er selbst geglaubt hatte. Erst die Begebenheit von Fontainebleau hatte ihm eine Art Ueberzeugung

gegeben, die freilich nun zu spät kam. Er beklagte es übrigens gar nicht, klug geworden zu sein, als ihm kein Vortheil mehr aus seiner Entdeckung werden konnte. Von Natur leichten Sinnes, früh gewöhnt, mit dem Wenigsten zufrieden zu sein, sah er sich in einer Lage und in einem Wohlstand, wie er nie für seine Person erwartet hatte. Seine diplomatische Stellung, sein Ansehen beim Kardinal Bernis, die Wichtigkeit, welche er ohne zu wissen, wie, bei den Gesandten auswärtiger Mächte gewonnen hatte, trugen ihm neben erklecklichen Gehalten reiche Geschenke ein. Die Einfachheit seiner Lebensweise, da er sich, ohne Aufwand, einzig mit der Bedienung seines alten, wohlvertrauten Markus begnügte, häuften in seiner Kasse Ersparungen auf Ersparungen. Er benutzte diese und eine vortheilhafte Gelegenheit, ein beträchtliches Gut in der Provinz anzukaufen, dessen Ertrag schon hinreichend war, ihm ein behagliches Leben zu schaffen.

Mehr begehrte er nicht. Schon jetzt würde er seine politische Laufbahn mit der eines Landjunkers vertauscht haben, wäre Pauline nicht ein wenig eigensinnig dagegen gewesen. Sie liebte ihn, sie erfüllte jeden seiner Wünsche, nur den einzigen nicht, sich mit ihm zu vermählen.

„Du mußt noch ein wenig warten, Colas," sagte sie, „und ich hoffe, du kannst es füglich. Es hat für ein Mädchen ganz eigenen Werth, Mädchen zu sein, und nicht Frau. Es liegt doch etwas Schmeichelhaftes darin, sich von Anbetern aller Art umflattert, bewundert, angebetet zu wissen. Gönne meiner mädchenhaften Eitelkeit noch einige Festtage. Als Frau verlöre ich davon schon einen beträchtlichen Theil. Ach, nur zu bald erscheint der uns armen Kindern allen verhaßte Jungfrauen-Sommer. Dann gute Nacht, Blüthentage! Ich möchte lieber sterben, als eine Jungfrau von fünfundzwanzig Jahren heißen."

Colas gab sich zufrieden. Aber ein Mädchen überlebt nichts geschwinder als ihr Blüthe-Jahr. Da ward der diplomatische Brautschleier hervorgenommen, und Pauline de Pons verwandelte sich in eine Frau von Nosier.

Es traf sich, daß ihr Vermählungstag eben derselbe war, an welchem die Franzosen die Schlacht bei Roßbach verloren. Derselbe Trauerbote, welcher die Nachricht davon dem Hofe überbrachte, hatte auch ein Briefchen des Prinzen Soubise für die junge Frau.

„Beklagen Sie mich," schrieb er ihr, „beklagen Sie mich, liebenswürdige Pauline. Ich ließ mich von dem kleinen König von Preußen überlisten, betrügen, schlagen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu beklagen, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Man trieb mich von allen Seiten dazu. Und als es Ernst ward, ließ mich die verwünschte Reichsarmee im Stich. So sind es der König von Preußen und Sie allein, die mich beide besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte! Ich verwünsche die Preußen, aber liebe Paulinen. Sie wollten mich als Helden zu Ihren Füßen sehen; kann ich der Held nicht sein, Ihr Gefangener bleibe ich dennoch."

Geschwind schrieb Pauline zurück: „Beklagen Sie mich, liebenswürdiger Prinz. Ich ließ mich von dem kleinen Nikolas de Nosier überlisten, betrügen und gefangen nehmen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu bedauern, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Mein Herz trieb mich wider Willen dazu. Vielleicht hätte ich gesiegt; aber als es Ernst war, ließ mich meine Jugend im Stich. Denken Sie, ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt, und die sind furchtbarer als eine Reichsarmee. So sind es denn Nosier und die Jahre, die mich allein besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte. Ich verwünsche aus vollem Herzen die Jahre, aber liebe meinen niedlichen Mann.

„Im Ernst, mein Prinz, wir wollen uns Beide nicht grämen. Es liegt zuletzt der Welt nach einiger Zeit wenig daran, ob ein Feldherr oder ein Mädchen besiegt ward. Wie viele Schlachten, wie viele Hochzeiten sind schon geschehen und vergessen, und die Welt geht ruhig ihren alten Gang fort. Sie werden nichts deste minder geschätzt in der Geschichte fortleben, wie ich dereinst in meinen Kindern."

Der Kardinal Bernis war nach der Schlacht bei Roßbach, die am Hofe bald vergessen wurde, sehr mißmuthig.

„Ich habe das Unglück vorausgesehen!" sagte er zu Colas, als das Unglück der französischen Waffen auch im folgenden Jahre fortdauerte: „Man kann am Hofe darüber scherzen, aber meine Ehre ist zu Grunde gerichtet. Denn Frankreich und ganz Europa muß mich als den Urheber der verderblichen Allianz mit Oesterreich ansehen."

— Gnädigster Herr, erwiederte Colas, einem welterfahrnen, weisen Mann, wie Sie, sollte das Urtheil Frankreichs und Europens sehr gleichgültig sein können, da Sie selbst wissen, wie irrig im Allgemeinen das Urtheil der Menschen über die Begebenheiten und deren Ursachen ist.

„Aber ich bin Minister, ich habe das unselige Bündniß unterhandeln und unterschreiben müssen. Es ist mein Name, mit dem gespielt wird. Welt und Nachwelt werden mit Recht sagen: wer hat es denn in Frankreich gethan; wer regiert denn, wenn der Minister, der Kardinal Bernis, nicht regiert?"

— Nein, gnädigster Herr, Welt und Nachwelt denke ich mir als viel zu verständige Leute, um dergleichen sagen zu können. Ja, Sie sind so gewiß Minister, als der allerchristlichste König wirklich König ist. Aber Sie kennen meine Ansichten. Jeder Vernünftige weiß, daß weder der König herrscht, noch daß Sie regieren.

„Was wollen Sie damit sagen? Wer herrscht, wer regiert denn? Sie meinen Frau von Pompadour?"

— Verzeihen Sie. Die Marquise ist so unschuldig, als Sie und der König.

„Glauben Sie? Nun, wer regiert denn? Sie spannen meine Neugier. Reden Sie!"

— Ich kann's nicht wissen. Vielleicht Kammermädchen, Kesselflicker, Kopisten, Frauen der königlichen Staatsräthe, vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutscher und dergleichen Waare; heute Dieser, morgen Jener. Wo kein festes, ehernes Gesetz herrscht, da herrscht der Zufall. Zwischen der Nothwendigkeit des Gesetzes und zwischen dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Ministerien und der König selbst sind am Ende nur Vollstrecker und Werkzeuge fremder Einfälle.

„Sie wären im Stande, mir mein Ministerium zu verleiden. Sie halten, glaub' ich, Frankreich für keine Monarchie, sondern für eine königliche Anarchie. Reden Sie verständlicher."

— Ich kann nicht deutlicher sein. Ew. Eminenz haben meinen Gedanken mit zwei Worten treffend ausgedrückt: königliche Anarchie. Sie ist überall, wo der König der Staat ist, und wo das Volk dieses Staates wegen vorhanden ist. Sie ist überall, wo der Wille eines einzelnen Mannes das Gesetz des Landes ist, und die wandelbare Laune des Fürsten die Verfassung des Reichs ausmacht. In der That, Wille und Laune eines einzelnen Menschen, eines Allgewaltig-Entscheidenden ändert vom Morgen bis zum Abend. Hingegen wo das Gesetz steht, getrennt von der fürstlichen Gewalt und erhaben selbst über diese, da ist eine bleibende, feste Herrschaft und Ordnung, sonst nirgends. Sie ist bleibend und fest, wie das Interesse der Millionen von Unterthanen, aus denen sie hervorging, und so schwer abzuändern, als der Wille und die Ansichten der

aus dem Volke hervorgegangenen Gesetzgeber schwer zu vereinigen sind.

„Hm! Ich merke, Sie haben den Abbé Mably gelesen, und sind mit Montesquieu ein Anbeter der englischen Verfassung, sind vielleicht einer unserer philosophirenden Unzufriedenen."

— Keineswegs. Ich befinde mich in unserer königlichen Anarchie sehr wohl, und ich bin bescheiden genug zu glauben, daß ich in einer Gesetzesmonarchie schwerlich die Ehre gehabt haben würde, Ew. Eminenz mit meinen geringen Talenten zu dienen. Indessen werden Sie selbst gestehen, daß bei uns nichts möglicher ist, als daß der Monarch in seiner Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten durch eine Geliebte oder einen Günstling, diese durch ihre Lieblinge, diese durch ihre Freunde, und so abwärts bis zum Stiefelputzer, wechselseitig gestimmt werden können. Dem Monarchen so wenig als dem Stiefelputzer fällt ein, daß Einer auf den Andern so großen Einfluß gehabt habe.

„Kleine Ursachen großer Wirkungen!" erwiederte der Kardinal. „Ich geb' es zu. Allein britische Parlamente und gesetzgebende Senate scheinen mir nicht immer nöthig, um das zu vermeiden, was Sie königliche Anarchie heißen. Ein Fürst, mit festem Willen des Guten, umgeben von einsichtsvollen Räthen, ist, glaub' ich, geeigneter, der Nation zweckmäßige Gesetze zu geben und den Gang der Geschäfte wohl zu regeln, als eine Versammlung von Gesetzgebern aus den verschiedenen Ständen des Volks; denn der König und seine Minister, indem sie das Ganze überschauen, erkennen, was nöthig ist, offenbar genauer, als die besten Köpfe einzeln im Volke."

— Erlauben mir Ew. Eminenz, zu zweifeln. Und wenn bei uns ein neuer Heinrich IV. auf dem Throne säße, würde nicht er, sondern jeder armselige Schneider, jeder von den geringsten Unter-

beamten im Lande, Einfluß auf die Regierung haben und die Staatsangelegenheiten entscheiden helfen."

Der Kardinal und Colas sprachen noch viel über diesen Gegenstand; aber unsere Leser würden uns wenig Dank wissen, wenn wir sie mit der Erzählung davon langweilen wollten.

— — —

16.

Die Verbannung.

Eine Wirkung dieses Gesprächs, wie sie Colas nicht erwartete, war, daß er seitdem in der Achtung beim Minister stieg, dessen Vertrauen immer mehr gewann, dessen gewöhnlicher Gesellschafter wurde und von ihm zu Geschäften benutzt ward, die ehrenvoll und einträglich waren, ohne besondere Geistesgaben zu verlangen. Es verbreitete sich ein wahrer Geldregen über Herrn Restets Schreibtisch und Paulinens Schmucktisch, goldene Brillantringe, Uhren, Dosen, Orden, Ohrgehänge, Ketten und anderer diplomatischer Gnadenkram.

Colas fühlte sich dem Kardinal sehr verpflichtet. „Ich habe meine guten Gründe, lieber Restet," sagte der Minister lächelnd, „daß ich Sie zu Dingen gebrauche, die wenig Mühe kosten, mit keiner Gefahr verbunden sind, und am meisten belohnt werden — zu Aernten ohne Saat —, zu wahren Adelsgeschäften. Ich möchte Sie im Voraus entschädigen, wenn ich Sie einmal unglücklich machen sollte."

„Sie mich unglücklich machen, gnädigster Herr?" fragte Colas verwundert.

„Und Sie mit Ihrem schlichten, gesunden Menschenverstande wundern sich? Wissen Sie wohl, daß eben Sie mich daran gemahnt haben,

auf wie unsicherm Boden ich in unserer königlichen Anarchie stehe? Heute bin ich Minister: wissen Sie, was ich morgen sein werde? Wahrhaftig, Freund, ich selbst weiß das so wenig, als am türkischen Hof der Großwessir oder Kaimakan von sich zu sagen weiß, ob ihn die Laune des Großherrn noch vierundzwanzig Stunden in den Geschäften, oder auch nur in der Welt duldet. — Sie haben das Unglück, mir zu gefallen, weil Sie ein redlicher Mann sind. Es ist meine Pflicht, freundschaftlich für Sie zu sorgen. Fall' ich, so fallen auch Sie, und der neue Günstling wird alle Stellen mit seinen Geschöpfen besetzen."

Golas war gerührt. Er wollte den Kardinal über die Zukunft beruhigen, kannte aber die Hofwelt zu gut, um an seine eigenen Beruhigungsgründe zu glauben. Pauline ging noch weiter, als er, und sagte: „Golas, heute beugt man sich vor dir; daran ist wenig gelegen. Fällst du einst, weil der Kardinal fällt, so gibt dir der Höflings- und Beamten-Pöbel Fußtritte. Daran ist mehr gelegen. Wähle das Klügere; tritt freiwillig zurück, nimm deine Entlassung. Der Kardinal hat Ahnungen, die sich auf mehr als bloße Möglichkeiten beziehen. Er scheint dir Winke geben zu wollen. Benutze sie. So bewahrst du die allgemeine Achtung. Wir wohnen unabhängig auf unsern Gütern, oder genießen den Winter zu Paris, wenn wir des ländlichen Stillebens müde sind: was verlangen wir mehr?"

Sie wußte das Glück der Unabhängigkeit und Verborgenheit so reizend zu schildern, und plauderte von der Lieblichkeit des Landlebens so verführerisch, daß Golas keinen Augenblick widerstand.

Der Kardinal bedauerte es, daß Herr Roser nach einigen Monaten seine Entlassung nahm, aber hatte nichts dagegen. „Da, wo Nichts von Gesetzen, Alles vom Wohlleben des Gebieters und seiner Lieblinge abhängt, wird die Selbstsucht Aller natürlich; und wo

kein Vaterland ist, macht man sich's in seinen vier Pfählen!" sagte der Minister: „Gehen Sie, lieber Freund; ich verdenke Ihnen den Schritt nicht. Sie haben da einen artigen Landsitz, ein junges, schönes Weib, unabhängiges Vermögen. Warum wollen Sie Diener sein, wenn Sie Herr sein können? Warum wollen Sie nicht in der gesunden Fülle Ihrer Lebenskraft die Lust des Lebens ungestört genießen?"

Die gnadenvollste Entlassung des königlichen Rathes erschien, und war, wegen treu geleisteter wichtiger Dienste desselben, mit einem mäßigen, doch anständigen Gnadengehalt verbunden, auf welchen Gelas nicht einmal gezählt hatte. Er schlug ihn nicht aus. Gelas und Pauline flogen freudig auf ihr schönes Gut.

Hier, in einer anmuthigen Landschaft, in reizenden Umgebungen, zwischen freundlichen Nachbarn, vergaßen sie die Irren und Wirren der Hauptstadt schnell. Gelas, verliebter in seine junge Frau, als er je in das Mädchen Pauline gewesen, Pauline ganz in ihrem Manne lebend, wohnten Beide im Paradiese des ehelichen und häuslichen Glücks.

Es währte nicht lange, so verkündeten die Zeitungen, daß Kardinal Bernis seine Entlassung beim König erbeten und empfangen hatte. Choiseul trat an seine Stelle. — Wenige Zeit nachdem, als Gelas und Pauline eines Tages, einander in den Armen wiegend, in einer Laube ihres weitläufigen Gartens saßen, wurden sie nicht wenig überrascht, als plötzlich die Gestalt des Kardinals vor ihnen stand. Er war es selbst. Seine Equipagen hielten vor dem äußern Hofe des Schlosses. Er hatte sich, um zu überraschen, den Weg zur Gutsherrschaft zeigen lassen.

„Ihr Glücklichen!" rief lachend der Kardinal: „Ich beklage, zu stören. Aber sehen wollte ich euch doch in der Fülle eures Himmels." Er umarmte seinen Freund Nesser und küßte der

schönen Frau die erröthende Wange. Der Kardinal mußte zwei Tage bei ihnen verweilen. Aber länger zu bleiben war er nicht zu bewegen.

„Ihr wißt nicht, Kinder," sagte er, „wen ihr beherbergt. Ich bin aus Frankreich verbannt. Ich muß das Land meiner Väter meiden. Ich gehe nach Rom. Ich werde mich im Arm der Musen trösten, so gut ich mag."

„Wie? Sie ein Verbannter aus Frankreich, gnädigster Herr?" riefen Pauline und Colas erstaunt.

„Das ist für keinen Philosophen, wie Roster, Ursache zum Erstaunen!" entgegnete der Kardinal: „Was Sie mir einst im Gespräche auf meine Frage: „Wer regiert denn? halb im Scherze antworteten, als Sie sagten: Vielleicht Kesselflicker, Savoyarden, Wäschermädchen und dergleichen, das hab' ich nun im Ernst erfahren. Sie wissen, wie der Herzog von Choiseul sich in die Gnade und Huld des Königs erhob? Ein hübsches Mädchen, Choiseuls Verwandte, Hoffräulein der Königin, hatte die Ehre, Seiner Majestät zu gefallen. Das Fräulein träumte, die Rolle der Frau von Pompadour zu spielen, war nicht spröde, und die Liebschaft nahm ihren guten, geheimen Gang. Der Herzog wußte um Alles. Er stellte sich blind; der König wußte es ihm Dank. Sobald der Herzog spürte, des Königs flüchtige Neigung wende sich von der Beglückten ab, war der Herzog wieder der Erste, welcher Lärmen schlug und seine Verwandte vom Hofe und Paris entfernte. Der König wußte es ihm wieder Dank. Der Herzog aber hatte, als gewandter Hofmann, auch den Dank der Frau von Pompadour ärnten wollen, ihr im tiefsten Vertrauen, aus wahrer Ergebenheit für ihre Person, die königliche Liebelei verrathen, und das Mädchen, erst dann entfernt, als es die Marquise verlangte. Er spielte seine Umtriebe meisterhaft, und dafür ward er sogleich Gesandter am Wiener Hofe. Einen

so ergebenen Mann hatte die Marquise aber nöthiger in der Nähe, als in der Ferne. Darum, sobald ich meine Entlassung forderte, weil ich unmöglich alle Schmach des unglückseligen Bündnisses mit Oesterreich und des Kriegs mit Preußen länger tragen konnte, ward Choiseul mein Nachfolger. Zu rechter Zeit blind sein, zu rechter Zeit sehend werden — das brachte den Herzog von Choiseul an die Spitze Frankreichs."

„Aber," rief Pauline, „was zog Ihnen die Verbannung zu?"

„Eine Kleinigkeit!" erwiederte der Kardinal: „Ich hatte das Unglück, in die Ungnade einer Marketenderin zu fallen."

„Ew. Eminenz scherzen!" sagten Colas und Pauline.

„Mit nichten. Ich habe den Strom, der mich vom Throne hinwegfluthete, bis zur Quelle verfolgt. Und an der Quelle saß ein ganz gemeines Marketendermädchen, die Urheberin meines Schicksals. Einer meiner Stallknechte, der dieses Mädchen heirathen wollte, ward von mir aus dem Dienste gejagt, weil sich der Kerl alle Tage betrank, und vom Kutscher überwiesen werden war, mich betrogen, und den Haber meiner Pferde verkauft zu haben. Das Mädchen, hochschwanger, fiel mir zu Füßen und bat um Gnade für den rothnasigen Bräutigam. Ich wies die Dirne ab. Sie lief, über meine Grausamkeit klagend, zu ihrem besondern Beschützer, einem jungen Lieutenant von der Garde. Der Garde-Lieutenant lief zur Gemahlin des Generalkontrolleurs. Diese beweg ihren Mann, mit mir zu reden. Ich schlug seine Bitte ab; er, darüber ärgerlich, klagte es seinem Liebchen, einem Kammermädchen der Marquise von Pompadour. Das Kammermädchen sagte, der Himmel weiß was, von mir der Marquise, und die Marquise, der Himmel weiß was, dem König. Kurz, ich erhielt ein allergnädigstes Handschreiben, worin mir angezeigt wurde, daß ich meinen Aufenthalt in Frankreich mit jedem andern nach Belieben, doch so bald als möglich,

vertauschen könne, weil, wie ich deutlich bewiese, die Maßregeln Sr. Majestät mir nicht zu gefallen das Glück hätten. Also bin ich auf dem geraden Wege nach Rom."

Der Kardinal reisete nach zwei Tagen ab. Celas und Pauline priesen ihr Glück der Verborgenheit. Sie blieben mit ihrem vertrauten Freunde in Briefwechsel, der erst nach dem Tode der Marquise, etwa im sechsten Jahre seiner Verbannung, wieder in die volle Gnade des Königs kam. Aber er hütete sich wohl, wieder einen Platz am Hofe anzunehmen. „Denn," dachte er, „wer regiert denn?"

Der zerbrochene Krug.

Man kennt, unter gleichem Namen, ein kleines Stück vom Dichter des „Käthchen von Heilbronn.“ Dieses und die hier folgende Erzählung hatten im Jahr 1802 zu Bern einerlei Veranlassung des Entstehens. Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland, des Dichters Sohn, pflogen Freundschaft mit dem Verfasser, in dessen Zimmer ein Kupferstich, „La cruche cassée“ unterschrieben, hing, dessen Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kapitelchen „das Gericht“ vorgestellt sind. Die ausdrucksvolle Zeichnung belustigte und verlockte zu mancherlei Deutungen des Inhalts. Im Scherz gelobten die Drei, jeder wolle seine eigenthümliche Ansicht schriftlich ausführen. Ludwig Wieland verhieß eine Satire; Heinrich von Kleist entwarf sein Lustspiel, und der Verfasser gegenwärtiger Erzählung das, was hier gegeben wird.

Marcette.

Zwar La Napoule ist nur ein ganz kleiner Ort am Meerbusen von Cannes; aber man kennt ihn doch in der ganzen Provence. Er liegt im Schatten ewiggrüner, hoher Palmen und dunkler Pomeranzen. Das nun macht ihn freilich nicht berühmt. Doch sagt man, es wachsen da die feurigsten Weintrauben, die süßesten Nesen und die schönsten Mädchen. Ich weiß es nicht; glaub' es indessen gern.

Schade, daß La Napoule so klein ist, und der feurigen Trauben, süßen Rosen und schönen Mädchen unmöglich genug erzeugen kann. Sonst hätte man bei uns zu Lande doch auch davon.

Sind seit Erbauung von La Napoule alle Lanapoulerinnen Schönheiten gewesen, so muß ohne Zweifel die kleine Mariette ein Wunder aller Wunder gewesen sein, weil ihrer sogar die Chronik gedenkt. Man nannte sie zwar nur die kleine Mariette; doch war sie nicht kleiner, als ungefähr ein Kind von siebenzehn Jahren und drüber zu sein pflegt, dessen Stirn genau bis zur Lippe des aufgewachsenen Mannes reicht.

Die Chronik von La Napoule hatte ihre guten Gründe, von Marietten zu erzählen. Ich, an der Stelle der Chronik, hätte es auch gethan. Denn Mariette, die mit ihrer Mutter Manon bisher zu Avignon gewohnt hatte, drehte, als sie wieder in ihren Geburtsort kam, diesen beinahe ganz um. Eigentlich nicht die Häuser, sondern die Leute und deren Kopf; und auch wohl nicht die Köpfe aller Leute, sondern vorzüglich solcher, deren Kopf und Herz in der Nähe von zwei seelenvollen Augen immer in großer Gefahr sind. Ich weiß das. In solchen Fällen ist nicht zu scherzen.

Mutter Manon hätte wohl besser gethan, wäre sie in Avignon geblieben. Aber sie machte in La Napoule eine kleine Erbschaft: sie erhielt da ein Gütchen mit einigen Weinbergen, und ein niedliches Haus im Schatten eines Felsen, zwischen Oelbäumen und afrikanischen Akazien. So etwas schlägt keine unbemittelte Wittwe aus. Nun war sie in ihrer Meinung reich und glücklich, als wäre sie Gräfin von Provence oder dergleichen.

Desto schlimmer ging's mit den guten Lanapoulesen. Sie hatten sich solches Unheils nicht versehen, und nicht im Homer gelesen, daß eine artige Frau ganz Griechenland und Kleinasien in Harnisch und Zwietracht bringen konnte

Wie das Unglück kam.

Kaum war Mariette vierzehn Tage im Hause zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien, so wußte jeder junge Lanapouleſe, daß Mariette da wohne, und daß in der ganzen Provence kein reizenderes Mädchen wohne, als eben in diesem Hause.

Ging sie durch den Flecken, schwebend leicht, wie ein verkleideter Engel, im flatternden Rock, blaßgrünen Mieder, vorn am Busen eine Orangenblüthe neben Rosenknospen, und Blumen und Bänder wehend um den grauen Hut, der ihr feines Gesicht beschattete, ja, dann wurden die finstern Alten beredt und die Jünglinge stumm. Und überall öffnete sich links und rechts ein Fensterlein, eine Thür, der Reihe nach. — „Guten Morgen," hieß es, oder „guten Abend, Mariette!" Und sie nickte lächelnd rechts und links hin.

Wenn Mariette in die Kirche trat, verließen alle Herzen (nämlich der Jünglinge) den Himmel; alle Augen die Heiligen, und die betenden Finger verirrten sich in den Perlen der Rosenkranzschnur. Das muß gewiß oft großes Aergerniß gegeben haben, zumal den Frommen.

Zu dieser Zeit sind ohne Zweifel die jungen Mädchen von La Napoule besonders fromm gewesen, denn sie ärgerten sich am meisten. Und es war ihnen kaum zu verdenken. Denn seit Mariettens Ankunft war mehr als ein Bräutigam kühl geworden, und mehr als ein Anbeter seiner Geliebten abtrünnig. Da gab es denn viel Zank und Vorwürfe überall, und viele Thränen, gute Lehren und Körbe. Man sprach gar nicht mehr von Hochzeiten, sondern von Trennungen. Man schickte sich sogar Pfänder der Treue, Ringe und Bänder, zurück. Die Alten mischten sich in den Zank ihrer Kinder. Hader und Streit lief von Haus zu Haus. Es war ein Jammer.

Mariette ist an Allem Schuld! — sagten die frommen Mädchen; dann sagten's ihre Mütter; dann sagten's die Väter, und zuletzt Alle, sogar die jungen Männer.

Aber Mariette, in ihrer Sittsamkeit und Unschuld eingehüllt, wie die aufbrechende Gluth der Rosenknospe in das dunkle Grün des Blumenkelches, ahnete von dem großen Elende nichts, und blieb gütig gegen Alle. — Das rührte erst die jungen Männer, und sie sprachen: „Warum das holde, harmlose Kind betrüben? Es ist ohne Schuld!“ dann sagten es die Väter; dann sagten es die Mütter, und zuletzt Alle, sogar die frommen Mädchen. Denn wer mit Marietten sprach, konnte nicht anders, als sie liebgewinnen. Und ehe ein halbes Jahr verging, hatte Jeder mit ihr gesprochen, und war sie Jedem lieb. Sie aber glaubte nicht, daß sie so geliebt werde; und hatte vorher nicht geglaubt, daß man sie hassen könne. — Was ahnet das dunkle, oft im Grase zertretene Veilchen, wie werth es sei!

Nun wollte Jeder und Jede die Ungerechtigkeit gegen Marietten abbüßen. Mitleiden erhöht die Zärtlichkeit der Zuneigung. Ueberall fand sich Mariette freundlicher, als je, gegrüßt; freundlicher angelächelt; freundlicher eingeladen zu ländlichen Spielen und Tänzen.

Vom bösen Colin.

Doch nicht alle Menschen haben die Gabe des süßen Mitleids, sondern sind versteckten Herzens, wie der Pharao. Dies kommt ohne Zweifel von dem natürlichen Verderben des Menschen seit dem Sündenfall; oder weil bei der Taufhandlung der Böse nicht in gehöriger Ordnung abgefertigt worden.

Ein denkwürdiges Beispiel solcher Hartherzigkeit gab der junge Colin, der reichste Pächter und Gutsbesitzer in La Navaude, der seine Wein- und Oelgärten, Zitronen- und Pomeranzenwälder kaum in einem Tage durchlaufen konnte. Schon dieses beweiset das natürliche Verderben seines Gemüthes, daß er beinahe siebenundzwanzig

Jahre alt war, ohne gefragt zu haben, wozu ein Mädchen erschaffen sei?

Zwar alle Leute, besonders die weiblichen in einem gewissen Alter, darin sie gern Sünden vergeben, hielten den Colin für den besten Jungen unter der Sonne. Seine Gestalt, sein frisches, unbefangenes Wesen, sein Blick, sein Lächeln hatte das Glück, besagten Leuten zu gefallen, die ihm wohl auch zur Noth für eine der Sünden, die im Himmel schreien, Ablaß gegeben hätten. Allein dem Urtheil solcher Richter ist nicht wohl zu trauen.

Inzwischen Alt und Jung zu Napoule sich mit der unschuldigen Mariette versöhnt hatte, und sich mitleidig an sie schloß, war Colin der Einzige, welcher für das liebe Kind ohne Erbarmen blieb. Brachte man das Gespräch auf Marietten, ward er stumm wie ein Fisch. Begegnete er ihr auf der Straße, ward er vor Zorn roth und blaß, und warf seitwärts wahrhaft verzehrende Blicke nach ihr.

Wenn sich Abends die jungen Leute am Ufer des Meeres bei den alten Schloßtrümmern zu fröhlichen Spielen sammelten, oder zu ländlichem Tanz, oder einen Wechselgesang zu beginnen, dann fehlte auch Colin nicht. Sobald aber Mariette kam, ward der tückische Colin still, und er sang um alles Geld der Welt nicht mehr. Schade für seine liebliche Stimme! Jeder hörte sie gern, und unerschöpflich war er in Liedern.

Alle Mädchen sahen den bösen Colin gern, und er war mit allen freundlich. Er hatte, wie gesagt, einen schelmischen Blick, den die Jungfrauen fürchten und lieben; und wenn er lächelte, hätte man ihn malen sollen. Aber natürlich, die oft beleidigte Mariette sah ihn nur gar nicht an. Und da hatte sie vollkommen Recht. Ob er lächelte, oder nicht, das galt ihr gleich. Von seinem schelmischen Blick mochte sie nur nicht reden hören; und da hatte sie abermals Recht. Wenn er erzählte, und er wußte immer viel, und dann alle horchten, neckte sie ihre Nachbarinnen, und warf bald den Pierre,

bald den Paul mit abgerupften Kräutern, und lachte und plauderte, und hörte den Colin nicht. Das verdroß dann den stolzen Herrn: er brach oft mitten in der Erzählung ab und ging düster davon.

Rache ist süß. Die Tochter der Frau Manon hätte dann wohl triumphiren können. Aber Mariette war doch ein gar zu gutes Kind und ihr Herz zu weich. Wenn er schwieg, that's ihr leid. Ward er traurig, verging ihr das Lachen. Entfernte er sich, mochte sie nicht lange bleiben; und war sie zu Hause, weinte sie schönere Thränen der Reue, als Magdalene, und hatte doch nicht halb so viel gesündigt.

Der Krug.

Der Pfarrer von La Napoule, nämlich Pater Jerome, ein Greis von siebenzig Jahren, hatte alle Tugenden eines Heiligen, und den einzigen Fehler, daß er wegen hohen Alters sehr harthörig war. Aber dafür predigte er den Ohren seiner Tauf- und Beichtkinder desto erbaulicher, und es hörte ihn jeder gern. Zwar predigte er beständig nur über zwei Sätze, als wenn seine ganze Religion darin wohnte. Entweder: „Kindlein, liebet euch unter einander; oder: Kindlein, die Fügungen des Himmels sind wunderbar!" Doch wahrlich, darin lag auch so viel Glauben, Liebe und Hoffnung, daß man damit wohl zur Noth recht selig werden könnte. Die Kindlein liebten sich ganz gehorsam unter einander, und hofften auf des Himmels Fügungen. — Nur Colin mit dem kieselharten Herzen wollte nichts davon wissen. Selbst wenn er freundlich zu sein schien, hatte er schlimme Absichten.

Die Napoulesen gehen gern zum Jahrmarkt der Stadt Vence. Es ist da frohes Leben, und wenn auch wenig Geld, doch vielerlei Waare. Nun war Mariette mit Mutter Manon auch zum Jahr-

markt; und Colin war auch da. Er kaufte mancherlei Näschereien und Kleinigkeiten für seine Freundinnen — aber für Marietten um keinen Sous. Und doch war er ihr allenthalben auf den Fersen. Aber er redete sie nicht an, und sie ihn nicht. Man sah wohl, er brütete über Böses.

Da stand Mutter Manon vor einem Gewölbe still, und sagte: „O Mariette, sieh' den schönen Krug! eine Königin dürfte sich nicht schämen, ihn mit ihren Lippen zu berühren. Sieh' nur, der Rand ist strahlendes Gold, und die Blumen daran blühen nicht schöner im Garten, und sind doch nur gemalt. Und in der Mitte das Paradies! sieh' doch nur, Mariette, wie die Aepfel vom Baume lachen; es gelüstet einem fast. Und Adam kann nicht widerstehen, wie ihm die hübsche Eva einen zum Kosten darbietet. Und sieh' doch, wie allerliebst das Lämmchen spielend um den alten Tiger hüpft, und die schneeweiße Taube mit dem goldgrünen Halse vor dem Geier dasteht, als wollte sie mit ihm schnäbeln!"

Mariette konnte sich nicht satt sehen. „Hätt' ich solch einen Krug, Mutter," sprach sie: „er ist viel zu schön, daraus zu trinken: ich würde meine Blumen darein setzen und beständig in's Paradies hinein blicken. Wir sind auf dem Markt von Vence, aber seh' ich das Bild, so ist mir, als wären wir im Paradies."

So sprach Mariette, und alle Freundinnen rief sie herbei, den Krug zu bewundern; und bald standen bei den Freundinnen auch die Freunde, und endlich beinahe die halbe Einwohnerschaft von La Napoule vor dem wunderschönen Krug. Aber wunderschön war er auch, vom allerköstlichsten, durchscheinenden Porzellan, mit vergoldeten Handheben und brennenden Farben. Schüchtern fragte man wohl den Kaufmann: Herr, wie theuer? Und er antwortete: Hundert Livres ist er unter Brüdern werth. Dann schwiegen sie alle, und gingen.

Als keiner mehr von La Napoule vor dem Gewölbe stand, kam

Colin geschlichen, warf dem Kaufmann hundert Livres auf den Tisch, ließ den Krug in eine Schachtel legen, mit Baumwolle gefüllt, und trug ihn davon. Seine heißhaften Pläne kannte kein Mensch.

Nahe vor La Napoule, auf seinem Heimwege, es war schon dunkel, begegnete er dem alten Jacques, des Richters Knecht, der vom Felde kam. Jacques war ein ganz guter Mensch, aber herzlich dumm.

„Ich will dir ein Trinkgeld geben, Jacques," sagte Colin, „wenn du diese Schachtel in Manons Haus trägst und sie da liegen lässest. Und wenn man dich bemerken und fragen sollte: von wem kömmt die Schachtel? so sprich: es hat sie mir ein Fremdling gegeben. Aber meinen Namen verrathe nie, sonst zürn' ich's dir ewig."

Das versprach Jacques, nahm das Trinkgeld und die Schachtel, und ging damit dem kleinen Hause entgegen, zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

— —

Der Ueberbringer.

Eh' er dahin kam, begegnete ihm sein Herr, der Richter Hautmartin, und sprach: Jacques, was trägst du?

„Eine Schachtel für Frau Manon. Aber, Herr, ich darf nicht sagen, von wem?"

„Warum nicht?"

„Weil mir's Herr Colin ewig zürnen würde."

„Es ist gut, daß du schweigen kannst. Doch ist's schon spät. Gib mir die Schachtel; ich gehe morgen ohnehin zu Frau Manon. Ich will ihr die Schachtel überreichen, und nicht verrathen, daß sie von Colin kömmt. Es spart dir einen Weg, und macht mir gutes Geschäft."

Jacques gab die Schachtel seinem Herrn, dem er ohne Wider-

spruch in Allem zu gehorchen gewohnt war. Der Richter trug sie in sein Zimmer, und betrachtete sie beim Licht mit großer Neugier. Auf dem Deckel stand mit rother Kreide zierlich geschrieben: Der liebenswürdigen und geliebten Mariette. Herr Hautmartin wußte aber wohl, daß dies nur Schalkheit von Colin sei und daß eine arge Tücke dahinter laure. Darum öffnete er die Schachtel vorsichtig, ob nicht eine Maus oder Ratte darin verborgen sei? Aber als er des wunderschönen Kruges ansichtig ward, den er selbst zu Vence gesehen, erschrack er von Herzen. Denn Herr Hautmartin war in den Rechten ein eben so wohlerfahrner Mann, als im Unrechten. Er sah sogleich ein, Colin wolle Marietten mit dem Krug in's Unglück bringen; ihn, wenn er in ihren Händen wäre, vielleicht für Geschenk eines beglückten Liebhabers aus der Stadt oder für so etwas ausgeben, daß alle rechtlichen Leute sich von Marietten hätten entfernen müssen. Darum beschloß Herr Hautmartin, der Richter, um allen bösen Argwohn niederzuschlagen, sich selber als Geber dazu zu bekennen. Ohnedem hatte er Marietten lieb, und hätte gern gesehen, wenn Mariette den Spruch des greisen Pfarrers Jerome besser gegen ihn befolgt haben würde: „Kindlein, liebet euch unter einander! Freilich, Herr Hautmartin war ein Kindlein von fünfzig Jahren, und Mariette meinte, der Spruch passe nicht mehr auf ihn. Hingegen Mutter Manon fand, der Richter sei ein verständiges Kindlein, habe Geld und Ansehen im ganzen Napoule, von einem Ende des Fleckens bis zum andern. Und wenn der Richter von Hochzeit sprach, und Mariette aus Furcht davon lief, blieb Mutter Manon sitzen, und fürchtete sich gar nicht vor dem langen ehrbaren Herrn. Auch mußte man gestehen, an seinem ganzen Leibe war kein Fehler. Und obwohl Colin der schönste Mann im Flecken sein mochte, hatte doch der Herr Richter in zwei Dingen viel vor ihm voraus, nämlich die großen Jahre, und eine große, große Nase. Ja, diese Nase, die dem Richter immer wie ein Trabant voraus-

ging, seine Ankunft zu verkünden, war ein rechter Elephant unter den menschlichen Nasen.

Mit diesem Elephanten, seiner guten Absicht und dem Kruge ging der Richter folgenden Morgens in das Haus zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

„Für die schöne Mariette," sprach er, „ist mir nichts zu kostbar. Ihr habet gestern den Krug zu Vence bewundert. Erlaubet, holde Mariette, daß ich ihn und mein liebendes Herz zu Euern Füßen lege."

Manon und Mariette waren entzückt und erstaunt, als sie den Krug sahen. Manons Augen funkelten selig; aber Marietie wandte sich und sprach: „Ich darf weder Euer Herz noch Euern Krug nehmen." Da ward Mutter Manon zornig und rief:

„Aber ich nehme Herz und Krug an. O du Thörin, wie lange willst du dein Glück verschmähen? Auf wen wartest du? Soll ein Graf von Provence dich zur Braut machen, daß du den Richter von La Napoule verachtest? — Ich weiß besser für dich zu sorgen. Herr Hautmartin, ich rechne mir's zur Ehre, Euch meinen Schwiegersohn zu heißen."

Da ging Mariette hinaus und weinte bitterlich, und haßte den schönen Krug von ganzem Herzen.

Aber der Richter strich sich mit der flachen Hand über die Nase und sprach weislich:

„Mutter Manon, übereilet nichts. Das Täubchen wird sich endlich bequemen, wenn es mich besser kennen lernt. Ich bin nicht ungestüm. Ich verstehe mich auf die Weiberchen, und ehe ein Vierteljahr vergeht, schleich' ich mich in Mariettens Herz."

„Dazu ist seine Nase zu groß!" flüsterte Mariette, die draußen vor der Thür horchte und heimlich lachte. In der That, es verging ein Vierteljahr, und Herr Hautmartin war noch nicht einmal mit der Nasenspitze in's Herz eingedrungen.

Die Blumen.

Aber während dieses Vierteljahrs hatte Mariette wohl noch andere Geschäfte. Der Krug machte ihr viel Verdruß und Mühe; und außerdem wohl sonst noch etwas.

Vierzehn Tage lang sprach man in La Napoule von nichts anderm, als dem Krug. Und Jedermann sagte: es sei ein Geschenk des Richters, und die Hochzeit schon verabredet. Als aber Mariette feierlich allen ihren Gespielinnen erklärt hatte, sie wolle ihren Leib lieber dem Abgrunde des Meeres als dem Richter vermählen, fuhren die Mädchen nur ärger fort, sie zu necken, sprechend: Ach, wie selig muß es sich ruhen im Schatten seiner Nase: — Dies war der erste Verdruß.

Dann hatte Mutter Manon den grausamen Grundsatz, daß sie Mariettchen zwang, den Krug alle Morgen beim Brunnen am Felsen zu schwenken und mit frischen Blumen zu füllen. Dadurch hoffte sie Mariettchen an den Krug und an das Herz des Gebers zu gewöhnen. Aber sie fuhr fort, Gabe und Geber zu hassen, und die Arbeit am Brunnen ward eine wahre Strafe für sie. Zweiter Verdruß.

Dann, wenn sie Morgens zum Brunnen kam, lagen zweimal in der Woche auf dem Felsstück daneben immerdar einige der schönsten Blumen, schön geordnet, recht für die Pracht des Kruges geschaffen. Und um die Blumenstängel war immer ein Papierstreif geschlungen, und darauf geschrieben: Liebe Mariette. — Nun mußte man der kleinen Mariette doch nicht weiß machen wollen, als wenn es in der Welt noch Zauberer und Feen gäbe. Folglich kamen die Blumen und die süße Anrede derselben von Herrn Hautmartin. Mariette mochte nur nicht daran riechen, bloß weil der lebendige Athem aus des Richters Nase sie umsäuselt hatte. Inzwischen nahm sie die Blumen, weil sie besser waren, als Feldblumen, und zerriß die Papierstreifen in tausend Stücke, und streute sie auf die Stelle, wo die Blumen

zu liegen pflegten. Aber das ärgerte den Richter Hautmartin gar nicht, dessen Liebe unvergleichlich groß war in ihrer Art, wie seine Nase in ihrer Art. Dritter Verdruß.

Endlich aber entdeckte es sich im Gespräch mit Herrn Hautmartin, daß er gar nicht der Geber der Blumen wäre. Wer sollte es nun sein? — Mariette war über die unverhoffte Entdeckung sehr erstaunt. Sie nahm von der Zeit an zwar die Blumen lieber vom Felsen, roch auch daran, aber — wer legte sie dahin? Mariette war, was die Mädchen sonst gar nicht zu sein pflegen, sehr neugierig. Sie rieth auf diesen oder jenen Jüngling von La Napoule. Doch errathen ließ sich das nicht. Sie lauschte und lauerte spät hinein in die Nacht; sie stand früher auf. Aber sie erlauschte und erlauerte nichts. Und doch zweimal in der Woche des Morgens lagen immer die Wunderblumen auf dem Felsen, und auf dem darum gewundenen Papierstreif las sie immer den stillen Seufzer an sich: Liebe Mariette! — So etwas muß doch auch den Gleichgültigsten neugierig machen. Aber Neugier macht zuletzt brennende Pein. Vierter Verdruß.

Bosheit über Bosheit.

Nun hatte am Sonntag Pater Jerome wieder über den Satz gepredigt: Des Himmels Fügungen sind wunderbar. Und die kleine Mariette dachte: so wird er's auch fügen, daß ich den unsichtbaren Blumenspender endlich entdecke. Pater Jereme hatte nie Unrecht.

In einer Sommernacht, da es auch allzuwarm gewesen, war Mariette früh erwacht, und konnte nicht wieder einschlafen. Drum sprang sie freudig vom Lager, als das erste Morgenroth über die Meereswellen und über die leriniſchen Inseln her gegen das Fenster des Kämmerleins blitzte. Sie kleidete sich und ging hinaus, Antlitz,

Brust und Arme am kühlen Brunnen zu waschen; den Hut nahm sie mit, am Meere ein Stündchen zu lustwandeln. Sie kannte da eine heimliche Stelle zum Baden.

Um aber zu der heimlichen Stelle zu kommen, mußte man über die Felsen hinter dem Hause gehen, und von da wieder abwärts, neben Granatbüschen vorbei und Palmen. Diesmal konnte Mariette nicht vorbei. Denn unter der jüngsten und schlanksten der Palmen lag im süßen Schlaf ein junger, schlanker Mann — neben ihm ein Strauß der allerschönsten Blumen. Auch sah man wohl ein weißes Papier daran, auf welchem vermuthlich wieder ein Seufzer redete. — Wie konnte Mariette da vorbei kommen?

Sie blieb stehen und zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Dann wollte sie wieder zur Hütte heim. Kaum war sie ein paar Schritte zurückgegangen, sah sie sich wieder nach dem Schläfer um und blieb stehen. Doch aus der Ferne ließ sich sein Gesicht nicht erkennen. — Jetzt oder nie war ein Geheimniß zu lösen. Sie trippelte leise der Palme näher. Aber er schien sich zu regen. Nun lief sie wieder zur Hütte. Doch war seine Bewegung nichts als furchtsame Einbildung Mariettens gewesen. Nun machte sie sich wieder auf den Weg zur Palme. Allein er konnte sich vielleicht mit seinem Schlaf verstellen. Geschwind rettete sie sich zur Hütte. Wer wird aber wegen eines leeren Vielleichts fliehen? Sie trat herzhafter die Reise zur Palme an.

Bei diesem Schwanken ihrer schüchternen und lüsternen Seele zwischen Furcht und Neugier, bei diesem Hin- und Hertrippeln zwischen Hütte und Palmenbaum, war sie doch endlich dem Schläfer immer um einige kleine Schritte näher gekommen, indem auch zugleich die Neugier siegreicher war, als die Furcht.

„Was geht er mich denn an? Der Weg führt mich nur an ihm vorbei. Schlaf' er oder wach' er; ich gehe ja nur vorbei." So dachte Manons Tochter. Aber sie ging nicht vorbei, sondern blieb stehen;

denn man mußte doch dem Blumenspender recht ins Gesicht schauen, um seiner Sache gewiß zu sein. Zudem schlief er ja, als hätte er seit vier Wochen keinen gesunden Schlummer gehabt. — Und wer war's? — Nun, wer sollte es denn anders sein, als der Erzböse-wicht Colin?

Also er war's gewesen, der erst aus alter Feindschaft dem guten Mädchen so viel Todesverdruß mit dem Kruge gemacht und in den verdrießlichen Handel mit Herrn Hautmartin gebracht hatte; er war's gewesen, der dann hinging und sie mit Blumen neckte, um ihre Neugier zu foltern. Wozu? — Er haßte Mariette. Er betrug sich noch immer in allen Gesellschaften gegen das arme Kind auf unver-zeihliche Weise. Er wich aus, wo er konnte; und wo er nicht konnte, betrübte er die fromme Kleine. Gegen alle andern Mädchen von La Napoule war er gesprächiger, freundlicher, gefälliger, als gegen Mariette. Man denke! er hatte sie noch nie zum Tanz aufgefordert, und sie tanzte doch allerliebst.

Nun lag er da, verrathen, ertappt. In Mariettens Brust er-wachte die Rache. Welche Schmach konnte sie ihm anthun? — Sie nahm den Blumenstrauß, löfete ihn auf, streute mit gerechtem Zorn verächtlich sein Geschenk über den Schläfer hin. Nur das Papier, auf welchem wieder der Seufzer: liebe Mariette! stand, behielt sie, und steckte es geschwind in den Busen. Sie wollte für künftige Fälle diese Probe seiner Handschrift aufbewahren. Mariette war schlau. Nun wollte sie gehen. Aber ihre Rache schien noch nicht gesättigt. Sie konnte nicht von der Stelle, ohne Colins Bosheit mit einer ähnlichen zu strafen. Sie riß von ihrem Hut das veilchenfarbne, seidene Band, und schlang es leise um des Schläfers Arm und um den Baum, und knüpfte den Colin mit drei Knoten fest an die Palme. Wenn er nun erwachte, wie mußte er erstaunen! wie mußte ihn die Neugier foltern, wer ihm auch den Streich gespielt! — Das konnte er unmöglich errathen. Desto besser. Es geschah ihm recht.

Mariette war nur noch allzugnädig gegen ihn. Ihr Werk schien sie zu reuen, als sie es vollbracht hatte. Ihre Brust flog ungestüm. Ich glaube gar, es kam ihr ein Thränchen in die Augen, mit denen sie nur allzumitleidig den Verbrecher betrachtete. Langsam ging sie zu den Granatbüschen am Felsen zurück — sie sah sich oft um; langsam den Felsen hinauf, sie sah oft hinab nach der Palme. Dann eilte sie zur rufenden Mutter Manon.

Das Hutband.

Aber noch den gleichen Tag übte Colin neue Tücke. Was that er? — Oeffentlich beschämen wollte er die arme Mariette. Ach! sie hatte nicht bedacht, daß man ihr veilchenfarbenes Band in ganz Nayoule kenne! — Colin kannte es nur zu gut. Er schlang es stolz um seinen Hut, und trug es vor aller Welt zur Schau, wie eine Eroberung. Und jeder und jede rief: „Er hat es von Marietten.“ Und alle Mädchen riefen zürnend: „Der Bösewicht!“ und alle Jünglinge, die Marietten gern sahen, riefen: „Der Bösewicht!“

„Wie? Mutter Manon?“ schrie der Richter Hautmartin, als er zu Manon kam, und er schrie so laut, daß es in seiner ganzen Nase wunderbar wiederhallte: „Wie? das duldet Ihr? meine Braut beschenkt den jungen Pächter Colin mit ihrem Hutband? Es ist hohe Zeit, daß wir unsere Hochzeit feiern. Ist die vorbei, so hab' ich auch ein Recht zu reden.“

„Ihr habet Recht!“ antwortete Mutter Manon: „Wenn die Sache so steht, muß die Hochzeit schnell sein. Ist die vorbei, ist alles vorbei.“

„Aber, Mutter Manon, Eure Tochter weigert mir noch immer das Jawort.“

— Rüstet nur das Hochzeitmahl!

„Aber sie will mich auch nicht einmal freundlich ansehen; und wenn ich mich zu ihr setze, springt die kleine Wilde auf und rennt davon."

— Herr Richter, rüstet nur das Hochzeitmahl.

„Aber, wenn sich Mariette sträubt?"

— Wir wollen sie überrumpeln. Wir gehen zum Pater Jerome. Am Montag Morgen in aller Früh und aller Stille soll er die Trauung vollziehen. Das wollen wir ihm schon beibringen. Ich bin Mutter. Ihr seid die erste obrigkeitliche Person in La Napoule. Er muß gehorchen. Doch Mariette darf davon nichts wissen. Am Montag früh schicke ich sie zum Pater Jerome, ganz allein, mit einem Auftrag, damit sie nichts ahnet. Dann soll ihr der Pfarrer ans Herz reden. Ein halbes Stündchen darauf kommen wir beide. Dann geschwind zum Altar. Und wenn auch Mariette da noch nein ruft: was macht's? Der alte Herr kann ja nicht hören. Aber still bis dahin gegen Marietten und ganz La Napoule!

Dabei blieb's unter den Beiden. Mariette ließ sich von dem Glück nicht träumen, das ihr bevorstand. Sie dachte nur an Colins Bosheit, der sie im ganzen Orte zum Gespräch der Leute gemacht hatte. O wie bereute sie die Unbesonnenheit mit dem Bande! und doch verzieh sie im Herzen dem Bösewicht seine Schuld. Mariette war viel zu gut. Sie sagte ihrer Mutter, sie sagte allen Gespielinnen: „Der Colin hat mein verlornes Hutband gefunden. Ich hab' es ihm nicht gegeben. Nun will er mich damit ärgern. Ihr wisset ja, der Colin ist mir von jeher übelan gewesen, und hat immer gesucht, wie er mich kränken könnte!"

Ach, das arme Kind! es wußte nicht, auf welche neue Abscheulichkeit der heimtückische Mensch wieder sann.

Der zerbrochene Krug.

In der Frühe trat Mariette mit dem Krug zum Brunnen. Noch lagen keine Blumen auf dem Felsstück. Es war auch wohl zu früh; kaum stieg die Sonne aus dem Meere.

Da rauschten Tritte. Da kam Colin; in seiner Hand die Blumen. Mariette ward blutroth im Gesichte. Colin stammelte: „Guten Morgen, Mariette!“ — Aber es ging ihm nicht von Herzen mit dem Gruß; er konnte ihn kaum über die Lippen bringen.

„Warum trägst du so öffentlich mein Band, Colin?“ sagte Mariette, und stellte den Krug auf das Felsstück. „Ich gab dir's nicht.“

„Du gabst mir's nicht, liebe Mariette?“ fragte er, und ward blaß vor innerer Wuth.

Mariette schämte sich ihrer Lüge, senkte die Augenlieder und sagte nach einer Weile: „Wohl, ich hab' es dir gegeben; doch du sollst es nicht zur Schau tragen. Gib mir's zurück.“

Da knüpfte er's langsam los: sein Aerger war so groß, daß er die Thräne im Auge nicht, und nicht den Seufzer seiner Brust verbergen konnte.

„Liebe Mariette, laß mir dein Band!“ sagte er leise.

„Nein!“ antwortete sie.

Da ging sein versteckter Grimm in Verzweiflung über. Er blickte mit einem Seufzer gen Himmel, dann düster auf Mariettens, die still und fromm am Brunnen stand mit niedergeschlagenen Augen und herabhangenden Armen.

Er wand das veilchenblaue Band um den Strauß der Blumen; rief: „So nimm denn alles hin!“ und schleuderte die Blumen so tückisch zum prächtigen Krug auf dem Felsstück, daß dieser herab zu Boden stürzte und zerbrach. Schadenfroh floh er davon.

Mutter Manon hatte alles, hinter dem Fenster lauschend, gehört und gesehen. Als aber der Krug brach, verging ihr Hören und Sehen.

Sie war kaum der Sprache mächtig vor Entsetzen. Und als sie sich mit Gewalt zum engen Fenster hinausdrängte, dem flüchtigen Verbrecher nachzuschreien, riß sie das Fenster aus den morschen Steinen, daß es mit grausenhaftem Getöse zur Erde stürzte und zerbrach.

So viel Unglück hätte jede andere Frau außer Fassung gebracht. Aber Manon erholte sich bald. „Ein Glück, daß ich Zeugin seines Frevels war!“ rief sie: „Er muß vor den Richter! Er soll Krug und Fenster mit seinem Golde mir aufwiegen. Das gibt dir reiche Aussteuer, Mariette!“ Als aber Mariette die Scherben des durchlöcherten Kruges brachte — als Manon das Paradies verloren sah, den guten Adam ohne Kopf, und von der Eva nur noch die Beine feststehend; die Schlange unverletzt triumphirend, den Tiger unbeschädigt, aber das Lämmlein bis auf den Schwanz verschwunden, als hätte es der Tiger hinuntergeschluckt, da brach Mutter Manon heulend in Verwünschungen des Colin aus, und sagte: „Man sieht's wohl, der Wurf kam aus Teufels Hand.“

Das Gericht.

Und sie nahm den Krug in der einen, Marietten an der andern Hand, und ging um die neunte Stunde zu Herrn Hautmartin, wo er zu Gericht zu sitzen pflegte. Da brachte sie mit lautem Geschrei ihre Klage vor, und zeigte den zerbrochenen Krug und das verlorne Paradies. Mariette weinte bitterlich.

Der Richter, als er den Krug zerbrochen und die schöne Braut in Thränen sah, gerieth in so gerechten Zorn gegen den Colin, daß seine Nase veilchenblau ward, wie Mariettens berühmtes Hutband. Er ließ durch seinen Schergen alsbald den Frevler herbeiholen.

Colin kam, tiefbetrübt. Mutter Manon wiederholte nun ihre Klage mit vieler Beredsamkeit vor Richter, Schergen und Schreibern.

Aber Colin hörte nichts. Er trat zu Marietten, und flüsterte ihr zu: „Vergib mir, liebe Mariette, wie ich dir vergebe. Ich brach dir aus Versehen nur den Krug; du aber, du hast mir das Herz gebrochen!“

„Was soll das Geflüster da?“ rief mit richterlicher Hoheit Herr Hautmartin. „Höret auf Eure Anklage und vertheidigt Euch.“

„Ich vertheidige mich nicht. Ich habe den Krug zerbrochen wider meinen Willen!“ sagte Colin.

„Das glaub' ich fast selbst!“ sagte schluchzend Mariette: „Ich bin so schuldig wie er; denn ich hatte ihn beleidigt und in Zorn gebracht. Da warf er mir das Band und die Blumen unversichtig zu. Er kann nicht dafür.“

„Ei, seht mir doch!“ schrie Mutter Manon: „will das Mädchen noch seine Schutzrednerin sein? Herr Richter, sprechet! Er hat den Krug zerbrochen, das läugnet er nicht; und ich seinetwillen das Fenster, — will er läugnen, kann er's sehen.“

„Da Ihr nicht läugnen könnet, Herr Colin,“ sprach der Richter, „so zahlet Ihr für den Krug dreihundert Livres, denn so viel ist er werth; und dann für . . .“

„Nein,“ rief Colin, „so viel ist er nicht werth. Ich kaufte ihn zu Vence auf dem Markt für Marietten um hundert Livres.“

„Ihr ihn gekauft, Herr Unverschämter?“ schrie der Richter, und ward im ganzen Gesichte wie Mariettens Hutband. Doch mehr konnte er und wollte er nicht sagen, denn er fürchtete widerliche Erörterungen in der Sache.

Aber Colin ward zornig wegen des Vorwurfs, und sprach: „Ich schickte diesen Krug am Abend des Markttags durch Euern eigenen Knecht an Marietten. Dort steht ja Jacques an der Thür. Er ist Zeuge. Jacques, rede; gab ich dir nicht die Schachtel, du solltest sie zu Frau Manon tragen?“

Herr Hautmartin wollte dazwischen donnern. Aber der einfältige

Jacques sagte: „Besinnet Euch nur, Herr Richter, Ihr nahmet mir Colins Schachtel ab, und trugt, was darin gewesen, zur Frau Manon. Die Schachtel liegt ja dort noch unter den Papieren.“

Da mußten die Schergen den einfältigen Jacques hinauswerfen; und auch Herr Colin ward hinausgewiesen, bis man ihn wieder rufen werde.

„Ganz wohl, Herr Richter!“ entgegnete Colin: „aber dies Stückchen soll Euer letztes in Napoule sein. Ich weiß wohl mehr als dies, daß Ihr Euch mit meinem Eigenthum bei Frau Manon und Marietten in Gunst setzen wolltet. Wenn Ihr mich sucht, so werdet Ihr wohl thun, nach Grasse zum Herrn Landvogt zu reiten.“ Damit ging Colin.

Herr Hautmartin war über den Handel sehr verwirrt, und wußte in der Bestürzung nicht was er that. Frau Manon schüttelte den Kopf. Die Sache war ihr gar dunkel und verdächtig worden. „Wer wird mir nun den zerbrochenen Krug zahlen?“ fragte sie.

„Mir,“ sagte Mariette mit glühendem Angesichte, mir ist er beinah' schon bezahlt.“

Wunderbare Fügungen.

Colin ritt noch gleiches Tages nach Grasse zum Herrn Landvogt, und kam andern Morgens in der Frühe zurück. Herr Hautmartin aber lachte nur dazu und redete der Frau Manon allen Argwohn aus, und schwor, er wolle sich die Nase abschneiden lassen, wenn Colin nicht dreihundert Livres für den zerbrochenen Krug zahlen müsse. — Auch ging er mit Frau Manon zum Pater Jerome, wegen der Trauung, und schärfte ihm wohl ein, Marietten ernsthaft ihre Pflicht vorzustellen, als gehorsame Tochter dem Willen der Mutter und der Vermählung nicht zu widerstreben. Das versprach

auch der alte, fromme Herr, obwohl er nur die Hälfte von Allem verstand, was man ihm in's Ohr schrie.

Aber Mariette nahm den zerbrochenen Krug in ihre Schlafkammer, und hatte ihn nun erst recht lieb, und ihr war, als wäre das Paradies in ihre Brust eingezogen, seit es auf dem Krug durchlöchert worden.

Als nun der Montag-Morgen kam, sprach Mutter Manon zu ihrer Tochter: „Kleide dich wohl an, und trage dieses Myrthenkränzlein zum Pater Jerome; er verlangt es für eine Braut." — Mariette kleidete sich sonntäglich, nahm ohne Arg den Myrthenkranz und trug ihn zum Pater Jerome.

Unterwegs begegnete ihr Colin, der grüßte sie freundlich und schüchtern; und als sie sagte, wohin sie den Kranz trage, sprach Colin: ich gehe den gleichen Gang, denn ich muß dem Pfarrer das Geld bringen für den Kirchenzehnten. Und wie sie beide gingen, nahm er schweigend ihre Hand; da zitterten beide, als hätten sie gegen einander große Verbrechen auf dem Gewissen.

„Hast du mir vergeben?" flüsterte ängstlich Colin. „Ach, Mariette, was hab' ich dir gethan, daß du so grausam gegen mich bist?"

Aber sie konnte nichts sagen, als: „Sei nur ruhig, Colin, das Band sollst du wieder haben. Und ich will deinen Krug behalten. Gelt, er ist doch von dir?"

„Mariette, kannst du zweifeln? Sieh, was ich habe, dir möcht' ich Alles geben. Willst du mir künftig freundlich sein, wie Andern?"

Sie antwortete nicht. Als sie aber in das Pfarrhaus traten, blickte sie ihn seitwärts an, und da sie seine schönen Augen naß sah, lispelte sie ihm zu: „Lieber Colin!" — Da beg er sich und küßte ihre Hand. Da ging die Thüre eines Zimmers auf, und Pater Jerome in ehrwürdiger Gestalt stand vor ihnen. — Die jungen Leute waren wie vom Schwindel befallen, denn sie hielten fest eins am

andern. Ich weiß nicht, war das die Wirkung des Handkusses, oder die Ehrfurcht vor dem Greis?

Da reichte Mariette dem Pfarrer das Myrthenkränzlein. Er legte es auf ihr Haupt und sprach: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ und redete nun dem guten Mädchen auf das Beweglichste und Rührendste zu, den Colin zu lieben. Denn der alte Herr hatte wegen seiner Harthörigkeit den Namen des Bräutigams entweder falsch gehört, oder wegen des alternden Gedächtnisses vergessen, und meinte, Colin müsse der Bräutigam sein.

Da brach unter dem Zuspruch des Greises Mariettens Herz, und mit Thränen und Schluchzen rief sie: „Ach, ich lieb' ihn ja schon lange, aber er hasset mich.“

„Ich dich hassen, Mariette?“ rief Colin: „Meine Seele lebte nur in dir, seit du nach La Napoule gekommen. O Mariette, wie konnte ich denn hoffen und glauben, daß du mich liebtest? Betet dich nicht ganz La Napoule an?“

„Warum flohst du mich, Colin, und zogst alle meine Gespielen mir vor?“

„O Mariette, ich ging in Furcht und Zagen, in Kummer und Liebe unter, wenn ich dich sah. Ich hatte den Muth nicht, dir nahe zu sein; und war ich nicht bei dir, war ich noch unglückseliger.“

Als sie so gegen einander redeten, meinte der gute Pater, sie haderten. Und er legte seine Arme um beide, führte sie zusammen und sprach flehend: „Kindlein, Kindlein, liebet euch unter einander!“

Da sank Mariette an Colins Brust, und Colin schlug beide Arme um sie, und beider Antlitz strahlte in stummer Entzückung. Sie vergaßen den Pfarrer, die ganze Welt. Colins Lippe hing an Mariettens süßem Munde. Es war zwar nur ein Kuß, aber wahrlich ein Kuß der lieblichsten Vernichtung. Beide waren in einander aufgelöset. Beide hatten so ganz ihre Besinnung verloren, daß sie, ohne

es zu wissen, dem entzückten Pater Jerome in die Kirche folgten vor den Altar.

„Mariette!“ seufzte er.

„Colin!“ seufzte sie.

In der Kirche beteten viele Andächtige; aber mit Erstaunen wurden sie Zeugen von Colins und Mariettens Vermählung. Viele liefen noch vor Beendigung der Feierlichkeit hinaus, es links und rechts in La Napoule verkünden zu können: Colin und Mariette sind vermählt.

Als die Trauung vollbracht war, freute sich Pater Jerome redlich, daß es ihm so gut gelungen, und von den Brautleuten so wenig Widerstand geleistet war. Er führte sie in's Pfarrhaus.

Ende dieser merkwürdigen Geschichte.

Da kam athemlos Mutter Manon. Sie hatte zu Hause lange auf die Ankunft des Bräutigams gehofft. Er war nicht gekommen. Beim letzten Glockengeläut hatte die Angst sie getrieben, und sie selbst sich auf den Weg zu Herrn Hautmartin gemacht. Dort aber war neues Entsetzen über sie gekommen. Sie erfuhr, der Herr Landvogt nebst den Dienern der Viguric sei erschienen, habe Rechnungen, Kassen und Protokolle des Richters in Untersuchung genommen; dann den Herrn Hautmartin in der gleichen Stunde verhaften lassen.

„Das hat gewiß der gottlose Colin gestiftet!“ war ihr Gedanke. Nun hatte sie sich eilfertig zum Pfarrhaus begeben, um beim Pater Jerome den Aufschub der Trauung zu entschuldigen. Da trat ihr lächelnd, und mit Stolz auf sein Werk, der gute Greis entgegen, und an seinen Händen das neu vermählte Paar.

Jetzt verlor Frau Manon in vollem Ernst Gedanken und Sprache, als sie das Vorgefallene vernahm. Aber Colin hatte der Gedanken und Sprache jetzt mehr, als sonst in seinem ganzen Leben. Er sing

von seiner Liebe an und dem zerbrochenen Kruge und von des Richters Falschheit, und wie er diesen Ungerechten zu Grasse in der Bigurie entlarvt habe. Dann bat er um Mutter Manons Segen, weil es nun geschehen sei, ohne daß Mariette noch er daran Schuld waren.

Pater Jerome, der lange nicht verstand, was geschehen sei, faltete, als er über die Vermählung durch Mißverständniß den vollsten Aufschluß empfangen, die Hände fromm, und rief mit emporgehobenem Blick: „Wunderbarlich sind des Himmels Fügungen!“ — Colin und Mariette küßten ihm die Hände; Mutter Manon, aus bloßer Ehrfurcht vor dem Himmel, gab dem jungen Ehepaar ihren Segen, bemerkte aber zwischenein, der Kopf sei ihr wie umgedreht.

Frau Manon ward ihres Schwiegersohnes froh, als sie seinen Reichthum kennen lernte, und besonders da Herr Hautmartin gefangen, sammt seiner Nase, nach Grasse geführt ward.

Der zerbrochene Krug aber ward in der Familie bis auf den heutigen Tag als Andenken und Heiligthum aufbewahrt.

Herrn Quints Verlobung.

1.

Das Thal, in welchem Herr Quint wohnte, wie sein Landgut fast im Mittelpunkt desselben, ist gewiß eines der schönsten im Lande. Im Lenz besonders, wenn rothe und weiße Blüthen von allen Bäumen leuchten, wenn am Ufer aller Bäche, im Schooße aller Wiesen, am Busen aller Mädchen Blumen prangen, dünkt's dem Wanderer, als hätte das Thal ewigen Sonn- und Festtag, und Homers Götter würden hier gewiß ihre kleinen Händel, von denen Ovidius mehr sagt, als er verantworten kann, gespielt haben, wenn es ihnen in ihren jungen Tagen bekannt gewesen wäre.

Besagtes Thal ist ein drei Stunden langes und zwar längliches Rund, mag ein Stündchen breit sein, von Hochgebirgen umzäunt, an deren Brust umbüschte Dörfer ruhen und deren Höhen weite Alpen umgrünen. Am Fuß der Berge hängen an einzelnen Klippen alte Schlösser aus den Fehdezeiten.

Durch die Länge des Wunderthales strömt ein wilder Strom, der seine Ufer oft in übler Laune zerwühlt, und der einzige Friedensstörer ist, welchen die Dörfler kennen. Der Weg durch's Thal zieht sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Er kriecht furchtsam an den Berghalden, und wagt es nur dann, sich gegen die Ebene zu senken, wann ihm ein Weiler winkt.

Drei Brücken über dem Strom, eine in der Mitte des Thals, die zwei andern an den Enden desselben, vereinigen die Ufer und die Bewohner vom Diesseits und Jenseits.

Das Thal ist hiermit topographisch richtig beschrieben, und wer es kennt, weiß daher dessen Namen.

2.

Ich habe schon gesagt, das Landgut des Herrn Quint lag ungefähr in der Mitte desselben.

Herr Quint, um auch von ihm zu reden, war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der hier erst seit zwölf Monaten lebte; vor ihm hatte das Gut seinem Oheim gehört.

Einen so guten, stillen Menschen, wie Herrn Quint, kannte man weit und breit nicht. Hätten ihn nicht seine Nachbarn täglich mit Leibes-Augen gesehen, sie würden geschworen haben, er wohne überall, nur nicht in ihrem Thale. Er galt dabei für sehr wohlhabend und für gelehrt; nur ward von ihm gesagt, man könne ihm seine Gelehrsamkeit weder ansehen noch abhören.

Nach unserer Meinung war er der beste Mensch von der Welt, nur die Welt nicht ganz für ihn, oder er nicht recht für die Welt gemacht. — Er liebte alle seine Zeit- und Thalgenossen, aber sieh sie, ich glaube nicht aus bloßer Menschenscheue. Er hätte gern alles glücklich gemacht, nur von Keinem weder Bitte noch Dank hören mögen, weil er nicht wußte, wie sich bei Bitte oder Dank der Menschen betragen, ohne anstößig zu werden. Nichts war ihm widerlicher, als feines Wesen, feiner Ton und Verkünstelung; er selbst zeigte ein unverstelltes offenes Wesen, verbunden mit dem feinsten Zartgefühl im Umgange derer, die er schon sehr genau kannte. Alle Arten bedeutungsloser Höflichkeiten, leerer Komplimente, Feierlichkeiten blieben

ihm verhaßt und ekelhaft. Noch nie war er der Genoß eines öffentlichen Gastmahls gewesen, er war an keinem Hochzeitsfeste, und an keiner andern Kindtaufe gewesen, als an seiner eigenen.

Er mied alles Aufsehen, und war darin bis zur Aengstlichkeit wachsam. Im schlechtesten Wetter und bei einsamen Bergreisen trug er neue Kleider, um sie schnell alt zu tragen. — Er war Verfasser mehrerer interessanter Schriften, aber selbst die Verleger erfuhren nie seinen Namen. Meusels literarische Kundschafter zerrissen daher nie den Schleier der Anonymität, welcher ihn deckte. Er ist Verfasser jener vortrefflichen Karakterschilderungen, in welchen sich die geheimsten Fugen des menschlichen Herzens aufschließen, ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst bei den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward unter allen Menschenkennern Niemand öfter hintergangen, als Herr Quint, der aus bloßer Blödigkeit, und durch Einsamleben verzogen, jeden mied.

Herr Quint lebte in seinem schönen Gute daher wie ein Einsiedler. Er besorgte Haus und Feld, dichtete, botanisirte, zeichnete, las die Alten und Neuen und war nie allein, aber nicht mit Lebendigen.

Im südlichen Winkel des Thales wohnte sein guter Freund, Herr Pyk, beinahe wie er; ebenfalls unverheirathet, aber doch Wittwer; ebenfalls auf einsamem Landgute, aber weiland einem alten Ritterschlosse, mit Laufgräben und Schießscharten und Thürmen wohl versehen. Herr Pyk, ein wohlgerundeter Mann, mit heiterer Laune, liebte hingegen Gesellschaft; war daher oft bald im Flecken, bald im benachbarten Städtchen, besonders im Winter, der ihm lange Weile machte. Herr Pyk sprach gern, und gern über Alles. Man sah es ihm wohl an, daß er zum Redner geweiht zu sein glaubte. Er war sehr gutmüthig von Natur, dennoch spann er überall Prozesse an, um öffentlich plädiren zu können. Einst gewann er einen Prozeß, den er selbst für ungerecht auf seiner Seite hielt. Er ging lachend zum Gegner, gab ihm was ihm gehörte, und zahlte die Prozeßkosten.

Diese Handlung erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Quint. Er fand leicht Gelegenheit, mit Herrn Pyk bekannt zu werden; beide wurden in kurzer Zeit vertraute Freunde. Herr Quint ehrte die rhetorischen und landwirthschaftlichen Kenntnisse des Herrn Pyk, und dieser Quints Gelehrsamkeit. Es ging von da an keine Woche vorüber, daß nicht einer den andern besuchte, und doch wohnten sie über eine Stunde weit aus einander.

3.

Der wenige Umgang mit mannigfaltigen Menschen veranlaßte wahrscheinlich die linkische Weise des Herrn Quint im gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet konnte niemand läugnen, er sei ein angenehmer Mann. Das Leben in der Einsamkeit, und das Glück derselben bedarf keiner Lobrede; sie macht zwar allzueinseitig, zu viel Gesellschaft hingegen allzuvielseitig und abgeschliffen. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen Pflanzen in hohen Alpen; sie sind einfältig, schmucklos, aber kernhaft, dauerhaft und kräftig.

Daß Herr Quint und Herr Pyk Freunde bei ungleichem Charakter wurden, war natürlich. Beide hatten ein gutes, reines Gemüth; die übrigen Verschiedenheiten aber gaben die wahre Würze und den Reiz ihrer Unterhaltungen. Menschen von gleicher Denkungsart und gleichem Humor vereinigen sich selten innig. Wir sind gewohnt, an Andern dasjenige zu schätzen, was wir selbst nicht besitzen. Darum gibt die Brünette gewöhnlich dem Blondin, und die Blondine dem schwarzlockigen Helden den Vorzug. — Herr Quint aber hatte kastanienbraunes Haar; er konnte mithin die Brünetten mit so vielem Recht, als die Blondinen lieben. Allein der gute Mann schien beide zu fürchten.

Unter zehn Männern sieht nicht einer auf das Aeußere, auf Anzug, Bewegung, Händespiel, Nase, Gang, Fußwerk und Haarzopf. Herr Quint hätte daher die Gesellschaft von zwanzig Männern (ausgenommen die Tanzmeister) der Gesellschaft eines einzigen gebildeten Frauenzimmers vorgezogen. Er fürchtete sich immer, lächerlich zu werden und in Verlegenheit zu gerathen, sobald ihn das Schicksal zu einer viertelstündigen Unterhaltung mit jungen Frauenzimmern verdammte. Zudem hatte er bemerkt, daß je feiner er sich benehmen wollte, je steifer und schiefer er sich betrug.

So lange er mit Herrn Pyk bekannt war, hatte er in dem Schlosse desselben, außer Haushälterinnen, Mägden und Bäuerinnen, keine andere weibliche Person gesehen. Dies trug nicht wenig dazu bei, daß er an Herrn Pyks alter Burg mehr Wohlgefallen, als an neuen Gebäuden weischen Geschmacks in und außer seinem Thale fand.

Auch nahm er sich's vor, künftigen Dienstag, falls das Sonnenwetter getreu bliebe, wieder dahin zu gehen.

4.

Zwar war es ein heißer Dienstag; doch führten angenehme Schattengänge am Ufer des Flusses hin, durch abwechselnde Szenen der landschaftlichen Natur. Rechts und links wilde Gebüsche; einzelne Hütten, umringt von ihren Fruchtgärten; kleine herabströmende Gebirgsbäche, mit einfachen ländlichen Brücken; weidende Heerden; spielende Kinder, arbeitende Hausväter, fleißige Mütter unter dem überhangenden Schattendach ihrer kleinen Wohnung.

Vom Flusse hinweg, links gegen den Fuß der hohen Bergwand, zog sich ein steinigter Weg gegen die Burg des Herrn Pyk, von welcher nur ein viereckigter Thurm, aus den krausen Gebüschen, in der Ferne sichtbar war. Hier empfing erquickende Kühle den Wanderer

zwischen grünen Hügeln und unter den breiten, weitgeschwungenen Zweigen der Kastanien und Eichen. — In diesem romantischen Winkelchen pflegte Herr Quint gewöhnlich zu rasten; denn der Weg erhob sich nun ziemlich steil gegen das Schloß. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er diesmal seiner Gewohnheit untreu wurde.

Desto müder war er und erhitzter, als er die Höhe und die geräumige Grasebene dicht vor der Burg erreicht hatte. — Herr Quint bemerkte, daß sein Freund an dem heutigen Tage großes Waschfest haben müsse; denn der ganze Platz war mit Seilen links und rechts überspannen, woran schneeweißes Linnen flatterte, daß kaum ein Durchweg erlaubt war.

Herr Quint, ohne lange zu bedenken, fand für gut, sich auf ein Augenblickchen in's weiche Gras zu lagern, im Schatten eines großen Tischtuches, welches über ihm am Seile schwebte. Mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, betrachtete er träumend die Gegend im Grase. Seine Phantasie ließ ihn hier, wie in einer von Salomon Geßners Idyllen, Hügel und Thäler sehen. Im Schatten der breiten Halme des Graswaldes, die stolz, wie Palmen des Orients emporstrebten über den niedern Moosgebüschen, irrten einsame Thierchen. Bald verfolgte sein Blick die kleine Mücke, den Vogel dieses unbekannten Forstes; bald die suchende Ameise, welche bis zur spelzigten Krone emporlief am Halm, droben die weite Gegend übersah und stracks zurückkehrte. Plötzlich wurde Herr Quint durch ein bedeutenderes Insekt, welches gewiß nicht für die Landschaft im Grase geboren wurde, in seinen Betrachtungen gestört.

5.

Es erschienen vor ihm, und zwar nicht über fünf Viertel Spannen von seiner Nase entfernt, zwei Füße einer menschlichen Gestalt,

die in der stillen Grasgegend entsetzlichen Unfug trieben. — Man mußte aber gestehen, daß es ein Paar niedlicher Füße war. Herr Quint sah aufwärts; aber das tief herabhängende Tischtuch verbarg ihm die Personen, zu welcher die Füße gehörten.

Herr Quint, welchem seine gegenwärtige Lage gefiel, blieb ruhig in derselben, und erwartete, daß die neue Erscheinung sich wieder entfernen würde. Inzwischen untersuchte er ganz unbesorgt, mit seinen Augen, Form und Bekleidung der Füße. Er fand dieselben sehr klein, die Strümpfe schneeweiß, die rothen Saffianpantoffeln ziemlich nett und neu. — Die Füßchen konnten unmöglich einer andern Person, als einem Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren, oder einem Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren angehören. Letzteres wäre für Herrn Quint der allerschlimmste Fall gewesen. Er versank in eine kleine Verwirrung. Denn wer, in aller Welt, konnte Eigenthümer oder Eigenthümerin solcher niedlichen Füße sein, da die altväterische Burg keinen so jugendlichen Insaßen hatte?

Unter solchen Umständen wäre dem kaltblütigsten Philosophen eine kleine Neugier zu verzeihen gewesen. Aber schon der Gedanke, daß es ein Frauenzimmer sein könnte, jagte dem guten Quint unglaubliche Furcht ein. Er beschloß, sich ohne Verzug aus der Verlegenheit zu winden, weil es noch Zeit war. Er erhob demnach den Zeigefinger der rechten Hand, lüpfte das Tischtuch ein wenig, duckte den Kopf, schielte seitwärts, und sah — unselige Entdeckung! — sah den Saum einer Schürze von rothgestreiftem Linnen, und den Saum eines Weiberrocks von feinem Kattun.

Zitternd zog er den verwegenen Zeigefinger zurück. So gefaßt er auch auf alles gewesen war, hatte ihn dieser Anblick doch in grausenvolle Verlegenheit gestürzt. Hier lag er zum ersten Male zu den Füßen eines Frauenzimmers, welches noch dazu, allen Beobachtungen gemäß, die sich an Strümpfen, Pantoffeln, Reck- und Schürzensäumen machen ließen, in die Klasse der zartern Wesen gehören mußte.

Hier hätte zur Vermehrung der öffentlichen Noth niemand gefehlt, als der Spottvogel Herr Pyk mit seiner Redekunst.

In so kritischer Lage blieb nur auszumachen, ob man aufstehen, oder ruhig am Erdboden ausharren müsse? Ersteres war allerdings nicht ganz ohne Gefahr. Die schöne Unbekannte konnte durch plötzliche Erscheinung eines unbekannten Menschen erschreckt werden; nothwendig hätte Herr Quint sogleich etwas Artiges über seine Lage, über die neue Bekanntschaft, über, Gott weiß was? sagen, und sich auf vortheilhafte Weise von allem Verdacht reinigen müssen. Aber woher geschwind Gedanken und Worte, ohne allen Verstoß gegen den guten Ton? Niemand in der Welt hätte sich dazu weniger verstanden, als Herr Quint. — Er beschloß demnach, so lange, als möglich, jede Bewegung einzustellen, um unentdeckt zu bleiben.

Doch der unverdiente Zorn des Schicksals war noch nicht gesättigt. Es entstand unvermuthet bei ihm leichter Reiz zum Niesen, der mit jedem Augenblicke stärker wurde. Herr Quint hatte aber die alte, gesunde Uebung angenommen, recht von Herzen zu niesen. Dabei ging er jetzt unfehlbar verloren. Die allgewaltige Natur ward unabweisbar seine Verrätherin. Wer konnte ihr widerstehen? Welch ein Schreck für das arme Mädchen, wenn plötzlich ein bisher unentdeckter Mann zu seinen Füßen sich mit lautem Schrei des Nasenkitzels entladen haben würde! Oder welch eine nachtheilige Stellung für Herrn Quint, wenn er sich erhoben, und seine oben erwähnte Entschuldigung mit einem dazwischen donnernden Niesen begonnen hätte?

Indem Herr Quint mit wachsender Angst seine sehr verzweiflungsvolle Lage erwog, und unschlüssig mit den Augen die niedlichen Saffian-Pantoffeln verfolgte, ereignete sich ein neuer, wunderlicher Zufall, und zwar noch vor öffentlichem Ausbruch in dem gereizten Nervensystem seiner Nase.

6.

Die oft besagten beiden kleinen Füße setzten sich nämlich unerwartet in lebhafte Bewegung. Sie trippelten eine Weile seitwärts her und hin am Tischtuch, erhoben sich auf die Zehen und trieben tanzend mancherlei Gaukeleien. Herr Quint schloß daraus, daß die Unbekannte nicht die Höhe des Seils erreichen konnte, über welches das Tuch geschlagen und mit hölzernen Klammern befestigt war. — Er hatte nicht Unrecht. Die wankenden Gabelstangen, welche das Seil in gewissen Zwischenräumen stützen mußten, waren etwas lang. Die Unbekannte aber, voll Eigensinns, ließ ihren Versatz nicht fahren. Sie hüpfte so lange, bis sie die Höhe mit ihren Händen erreicht hatte. Da verlor sie aber, sammt den Gabelstangen, das Gleichgewicht. Stützen, Seile, Wäsche, Alles bog sich vor und sank, — Herr Quint hätte diesmal lieber den Einsturz des Himmels gesehen — das Tischtuch fiel ausgebreitet über ihn hin, und mit dem Tischtuch in gerader Linie auf ihn auch die unbekannte Schöne.

Unbarmherziges Verhängniß! — Mit welchen Zügen soll ich die Verlegenheit des schüchternen, guten Mannes schildern? Er lag da, ohne Regung und Bewegung. Kaum hatte er Geistesgegenwart genug, unter dem Druck dieser unvermutheten Bürde sich ganz leidend zu erhalten, ja, sich aus Höflichkeit schlafend zu stellen, um der unbekannten Dame in ihrer bedenklichen Lage alle Verlegenheit zu ersparen.

Eine bessere Parthie hätte er kaum wählen können, wenn ihm nicht eben die verwitzige Nase ohne Rücksicht einen Querstreich gespielt hätte. Diese nämlich hatte lange genug angehalten, und hob nun an zu brausen nach bestem Vermögen.

Die verunglückte Pantoffelträgerin spürte wohl, daß unter dem Tischtuche ein anderer Unglücklicher vergraben sein müsse; als sie aber das herzhafte Niesen unter sich vernahm, glaubte sie ihm wenigstens Arm und Bein gebrochen zu haben.

Mit einem lauten Schrei sprang sie auf. Sie hob mit zitternden Händen das Linnentuch vom Herrn Quint. Herr Quint richtete sich empor, und wurde feuerroth und fast sprachlos.

„Verzeihen Sie!“ sagte er stammelnd, und wollte ehrerbietig den Hut vor dem schönen Mädchen abziehen, welches, in gleicher Verlegenheit, wie er, vor ihm da stand. Seine Hand griff aber vergeblich in die Luft; der Hut lag noch unter dem verwünschten Tischtuch.

„Verzeihen Sie,“ stammelte er, „ich hatte mich da in's Gras gelagert, denn — ich bin entsetzlich —

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?“ fragte sie erröthend, und wagte kaum, ihn anzusehen.

„Es thut mir — ich habe keinen Schaden, als —“ antwortete er schüchtern stotternd.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber nun war's vorbei. Alle Anstrengungen, dem Frauenzimmer etwas Verbindliches zu sagen, blieben umsonst. Die Lippen regten sich, die Hände desgleichen; nur die Stimme fehlte ein- für allemal.

Auch einen geübten Weltmann hätte wohl solches Abenteuer aus der Fassung bringen können; und wäre es nicht das Abenteuer gewesen, so würde es der Anblick dieses Mädchens vermocht haben.

Vor ihm stand es, ein lebendiges Bild freundlicher Unschuld, einfach und häuslich gekleidet; die Blicke schamhaft zu Boden gesenkt, die Wangen mit höherm Roth gefärbt. — Herr Quint vergaß über dies Anschauen Hut, Tischtuch, Entschuldigungen und die ganze Welt. So oft die Unbekannte ihre Augen zu ihm aufhob, schlug er die seinigen nieder; so oft er sie ansah, senkte sich eben so regelmäßig ihr Blick. So wechselten sie lange mit einander ihre Seherrollen, und schienen es nicht müde zu werden.

7.

Man muß zwar gestehen, daß Frauenzimmer in dergleichen Fällen bei weitem Gewandtheit und Geistesgegenwart der Männer übertreffen; allein diesmal geschah es nicht, und Herr Quint übertraf sich selbst.

Das gute Mädchen war und blieb stumm; Herr Quint dachte zuerst daran, wieder Worte und Töne in die Unterhaltung zu bringen. Denn einmal mußte doch das Schweigen gebrochen werden; endlich einmal mußte man doch die Stelle verlassen: aber so ganz stillschweigend davon zu laufen, wäre die himmelschreiendste Unart gewesen.

Als nun die Reihe an Herrn Quint war, die Augen niederzuschlagen, denn die Unbekannte sah ihn an: so bemerkte er, daß sie beide Pantoffeln verloren hatte, und mit den schneeweißen Strümpfen im Grase stand.

Er ging seitwärts, hob die kleinen rothen Pantoffeln auf, und überreichte sie der Besitzerin mit dem besten Anstand von der Welt.

„Ist Ihnen gefällig?“ sagte er mit leisem Ton, und sah sie muthig an.

„Ich danke Ihnen!“ antwortete sie, streckte ihre Hände aus und sah ihm ebenfalls, wie verabredet, in die Augen.

Das war nun ein beiderseitiges Anschauen zur unrechten Zeit; denn Herr Quint, etwas verwirrt, vergaß darüber das Geben, und seine Gesellschafterin in der Blödigkeit das Nehmen. Ihre Hände waren beiderseits, ohne ausdrücklichen Auftrag und Befehl, an einander gerathen. Zwei Finger von des Mädchens Hand lagen auf der seinigen. Diese Berührung schien ihn zu entnerven; er ließ unwillkürlich die Pantoffeln fallen; und indem er ihnen nachhaschte, ergriff er die Hand der Unbekannten, doch alles wider seinen Willen.

Eine solche Hand nun, die offenbar das Schicksal in die seinige gelegt hatte, fahren zu lassen, und statt deren die ledernen Be-

deckungen des Fußes zu wählen, schien ihm allerdings ein sehr unhöflicher Tausch. — Er blieb also in statu quo, ob sich gleich die Sache damit auffallend verschlimmerte, die Entwickelung des Auftritts immer schwieriger wurde.

Plötzlich, als wehe ihn ein Fieberschauer an, befiel ihn die gewohnte Furcht wieder, sich durch Unbeholfenheit lächerlich zu machen. Er sah, wie im Spiegel, sich selbst und die schöne Anonyma, Hand in Hand, ungefähr in der Stellung, als wolle er seine Dame zu einer Menuet aufführen. Er fand seine Figur höchst abgeschmackt.

„Was in aller Welt," dachte er bei sich, „was treibst du auch? — Ein wildfremdes Frauenzimmer, nimmst ihre Hand — gaffst sie an — setzest sie in die bitterste Verwirrung — wie wirst du mit guter Art dich wieder auslösen? Es ist nur zum Erstaunen, daß sie dich nicht zurückschleudert — noch nicht . . ."

„Seid ihr schon so gute Bekannte?" rief plötzlich eine mächtige Stimme zwischen Beiden, daß Beide weit auseinander fuhren.

Es war Herr Pyk in eigener Person.

8.

Der Autor bekennt, daß ihm Herr Pyk etwas zu früh erschienen ist, weil der ihn in einer wichtigen Bemerkung gestört hat, die er so eben zu machen Gelegenheit nehmen wollte.

Es ist außer allem Zweifel, daß Herr Quint neben dem schüchternen Landmädchen seines Vortheils vergaß. Es gibt gewisse Dinge, die durchaus nicht mit Ernst behandelt sein wollen; dahin gehört auch die Eröffnung einer Bekanntschaft, sei es mit einem Gelehrten, oder einem Frauenzimmer — mit welchen beiden Menschenracen das Bekanntschaftschließen übrigens bei weitem beschwerlicher, als mit jeder andern ist. Man fährt am besten, solch ein erstes Zusammen-

treffen so lange als Scherz zu nehmen, bis die Natur selbst Ernst daraus machen will.

Herr Pyk, dieser deus ex machina, hatte durch seine Dazwischenkunft alle Dinge wieder in ihr ordentliches Geleis, die verlornen Pantoffeln an ihre Füße, und den flüchtigen Hut zu seinem Kopf gebracht. Nur eins war und blieb, wie es schien, außer der alten Ordnung, — der Kopf der beiden jungen Leute.

Herr Pyk war in dem Punkt erfahrner, als man glauben sollte. Er ließ es sich nicht ausreden, daß die beiden Abenteurer einander geblendet hätten, daß sie den offenen Weg bei hellem Tage nicht mehr sähen. — Der Hut und die Pantoffeln unterstützten seine Bemerkung. Er lächelte, nahm Herrn Quint beim Arm und führte ihn in's Haus.

„Und du, Bätely," sagte er zu dem ängstlichen Mädchen schmeichelnd: „weißt du noch, daß unsere Erdbeeren im Gartenhause stehen? Ich dächte, du trügst sie uns in's Zimmer; da ist's kühler."

9.

Als sich die Herren Pyk und Quint an den Tisch gesetzt hatten, nahm Herr Quint voll kühner Weisheit das Wort, um seine Verlegenheit zu verheimlichen. Am liebsten hätte er nach Bätely gefragt, und wer sie sei? und wie sie hieher gekommen? und was sie gelte und bedeute? — Statt dessen aber hub er also an:

„Man muß eingestehen, daß die Kenntniß des gestirnten Himmels jede andere Wissenschaft an Interesse übertrifft. Nur allein die Erinnerung an die seltsamen, ungeheuern Schwingungen der Welten in dem unermeßlichen Raum . . ."

„Ei," rief Herr Pyk, „was beginnt Ihr auch da? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr am hellen Tage mit meiner Nichte nach den Sternen gegafft habet?"

Herr Quint wurde feuerroth. „Also Eure Nichte ist sie?“ sagte er.

„Ei, Herr Nachbar,“ rief Pyk: „Ihr sollt mir nichts aufbinden, wie meinem Saumthier. Ich habe ungebeizte Augen, wenn ich gleich nicht die ungeheuern Schwingungen Eurer Welten anhero observirt habe. — Ihr aber seid angeschossen, wie ein Fuchs, und wollet es nicht Wort haben. Geben wir nur mit einander ganz einfältiglich Gott und der Wahrheit die Ehre: Ihr seid angeschossen.“

„Was redet Ihr auch?“ erwiederte Herr Quint: „Ich verstehe Euch nicht! Was heißt das, angeschossen?“

„Ihr möchtet Euch gern,“ fuhr der beredte Herr Pyk sehr unartig fort, „hinter dem Feigenbaum verbergen, wie der Großvater Adam nach dem Sündenfall. Aber, Herr Nachbar, ich lasse mit mir nicht Verstecken spielen; das ist aus und Amen! — Bätely hat Euch zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht; ich aber will Euch darum nicht aus dem Paradiese bannisiren. Verlaßt euch auf mich!“ —

Bätely unterbrach zum Glück oder Unglück dies Gespräch. Sie brachte Erdbeeren und frischen Wein. Herr Pyk hielt seine schöne Nichte fest: „Willst du nicht bei uns bleiben, Bätely?“

Hocherröthend schützte sie die dringendsten Geschäfte vor.

„Kennst du den Herrn hier?“ fragte er weiter.

„Ich habe den Herrn Quint wohl einigemal gesehen, wenn er durch unser Dorf ritt!“ antwortete sie verschämt.

Hier öffnete Herr Quint den Mund, denn er fühlte, es sei Zeit, irgend eine Artigkeit anzubringen. Wirklich hatte er einen höchst glücklichen Gedanken; aber er ließ es bei dem offenen Munde bewenden, weil er durchaus sprachlos ward.

Schnell drehte sich Bätely um und entschlüpfte der Gesellschaft; Herr Quint aber hatte nun alles Vertrauen zu sich und der lieben Gotteswelt verloren.

20.

So bald, als immer möglich, rüstete er sich zum Abzug aus der Burg. Er schwor in seinem Herzen, diese Gegend nie wieder zu betreten; verloren für die Welt, wollte er sich in seiner Einsamkeit vergraben, und mit den einfachen Freuden sich begnügen, welche er selbst, wie Blumen auf einigen Beeten, ziehen könnte.

Herr Pyk fand seinen Nachbar diesmal wunderlich. Er bemühte sich, ihn auf alle Art zu ermuntern, umsonst. Man machte einige Lustgänge im Schatten der Kastanienreihen: in der Ferne wandelte Bätely; Herr Quint schielte seitwärts dahin und — klagte über Schmerzen am linken Auge.

„Meine Nichte," antwortete Herr Pyk, „versteht sich besser auf die Medizin, als ich. Sie hat's von ihrer Tante, von welcher sie erzogen wird. Die Weiber taugen vortrefflich dazu, und besser, als die Männer. Wir Männer handeln immer en gros, die Weiber immer en détail. Wir beurtheilen die Dinge im Ganzen, sie aber nur in einzelnen Theilen. Wir sind fähig, Neues, Großes, Ganzes zu schaffen; sie hingegen sind geschickter zum Verzieren, Flicken und Ausbessern. Man sollte den Weibern die Wundarzneikunst ganz überlassen. — Kommt mit Euerm linken Auge, lasset Bätely hineinschauen!"

„Es gibt sich von selbst," sagte Herr Quint mit Angst: „der Schmerz ist so groß nicht."

„Desto besser," entgegnete Herr Pyk, „aber sehet künftig weniger nach den Sternen. Die Sternseherei mag ihre Vortheile haben, so lange man unverheirathet ist. Ich dächte aber, Ihr hinget mit Euern Augen allgemach zuweilen lieber am Betthimmel, als am Sternenhimmel. Doch ich schreibe Euch nichts vor."

„Ihr redet," seufzte Herr Quint, „so dunkel, daß ich Euch nichts zu antworten weiß. Uebrigens ist es für mich ein arges Ding

um's Heirathen; ich bin nicht schön; ich bin nicht reich genug, ich bin nicht verwegen genug, ich mag's auch nicht einmal sein, und so werd' ich niemals zu einem Weibe kommen."

„Ei, Possen!" versetzte Herr Pyk: „meint Ihr, daß unsere Väter alle Engel und im Besitz von Baronien waren, um uns Mütter zu verschaffen? Es gibt sich in der Welt kein Ding leichter, als die Hochzeit. Und wiewohl unsere Eyen thun, als wär' unterm Himmel keine Kreatur entbehrlicher und gleichgültiger, als der Mann — verlaßt Euch auf mich, sie möchten keine Welt, ohne einen Mann dazu. Wenn Ihr, statt nach den Sternen zu sehen, Eure Ohren zuweilen an's Schlüsselloch legtet, würdet Ihr erfahren, daß, wo drei Weiber beisammen sind, ihre Rede zuletzt immer vom Mann anfängt, und mit der Kindertaufe endet. — Und ich verdenks den armen Kindern nicht. Sie haben keine Staaten zu regieren, keine Schlachten zu liefern, keine Bücher zu schreiben, keine Predigten auswendig zu lernen; und etwas müssen sie doch thun. Sie spielen mit Puppen, dann mit Männern, dann mit Kindern. Ihre Bestimmung ist, erzogen zu werden und zu erziehen."

Obgleich Herr Quint nicht ohne Genuß das Gespräch seines Nachbars anhörte, fürchtete er doch, etwas darauf zu erwiedern; denn — sie standen nicht weit von der Burg, und vor der Thür, im Schatten der Weinranken, saß Bätely. —

Herr Quint sah gen Himmel, zeigte mit der linken Hand auf die untergehende Sonne, indem er mit der rechten den Hut abzog, um sich dem Nachbar zu empfehlen. — Da war kein Haltens mehr. Herr Quint wurde zu Hause von allzudringenden Geschäften erwartet. Er mußte diesmal scheiden. —

Pyk entschloß sich, ihn zu begleiten. Er drehte sich um und rief Bätely. Bätely, als hätte sie nichts gehört und gesehen, statt näher zu kommen, lief in's Haus zurück. Herr Pyk hatte gut rufen und pfeifen; sie kam nicht wieder.

„Ich bitte, mich ihr zu empfehlen," stammelte Quint, und ihm war, als sollt' er sich hinstellen und bitterlich weinen.

„Das Mädel ist närrisch!" sagte Herr Pyk: „aber laßt es gut sein. Ich will ihr schon das Evangelium und die Epistel lesen. Sie geht erst übermorgen nach Hause zurück."

Damit wanderten Beide von der Burghöhe hinab in die Ebene. Herr Quint war voller Mißmuth. Er überhäufte sich selbst mit den unglimpflichsten Verwünschungen, sich gegen Bätely so hölzern, so albern, so ungelenk betragen und eine Verachtung verdient zu haben, die sie offenbar an den Tag gelegt hatte, indem sie nicht einmal das Lebewohl sagen wollte.

„Eure Nichte," sagte er, „scheint mir zu zürnen. Vielleicht mit Recht. Ich bin heut' eine Art Tölpel."

„Ach, schwatzet doch nicht so!" entgegnete Herr Pyk: „warum denn zürnen? Ich hab's ihr abgemerkt, das baare, klare, wahre Gegentheil. Aber dazu muß man Erfahrung haben. Und ich sag's Euch noch einmal, Herr Nachbar, und vergeßt's nicht: wer die Welt kennen will, muß mehr durch's Schlüsselloch, als durch die Fern- und Sterngläser sehen."

Der Burgherr hatte diesmal gewiß Recht. — Bätely hatte kaum bemerkt, daß Herr Quint sich zum gänzlichen Abzug rüste, als sie an ihrer muntern Stimmung verlor. Sie stand auf, sie wollte unter einem Vorwande sich dem Onkel nähern, um dem Gaste noch einmal nahe zu sein. Aber der Oheim verdarb Alles, indem er sie rief. So sich zeigen wollte sie nicht. Es lag ihr darin etwas Entwürdigendes, oder sie glaubte, Quints Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, wenn sie ihm auswich, als wenn sie ihm auf allzugewöhnlichem Weg begegnete. — Genug, sie lief, so viel sie konnte, um dem Oheim zu entgehen, zwei, drei Treppen hoch, bis zum Dachfenster, von wo aus sie die Thallandschaft, und den Weg am Strom, und die beiden Freunde erblicken konnte.

Ihr Herz schlug laut. Sie sah den Herrn Quint, und gleichsam von Amts wegen nur ihn. „Was wird er von dir sagen?“ dachte sie: „O wie unartig bist du gegen ihn gewesen! Er kann dir's nicht verzeihen, daß du auf ihn fielst. Nicht einmal abgebeten hast du. Und nun beim Abschied so davon zu laufen! Er muß dich verachten. Er wird nicht mehr hieher kommen. Du verdienst es. — O Herr Quint, leben Sie wohl! tausend, tausendmal! — ich habe Sie nicht kränken wollen! Und Sie haben Recht, mir nicht zu verzeihen.“

Indem sie so in Gedanken zu ihm redete, waren ihre schönen Augen mit Thränen bedeckt.

11.

Am folgenden Tage sah man Herrn Quint sehr nachdenkend. Die Begebenheiten in der Burg waren nicht von gemeiner Art gewesen. Bätely's Gestalt, Mienen, Anzug hatten sich seinem Gedächtniß allzutief eingeprägt. Er wollte sich zerstreuen. Er wollte schreiben, und zeichnete Bätelys schönen Kopf zwanzigmal auf's Papier hin; er trat an's Klavier, und alle Saiten hallten ihm unbekannte Stimmen zurück; er besuchte seine Spaziergänge, und hielt förmliche Unterredung mit Bätely, als wenn sie ihm zur Seite wandelte.

Ohne sich zu verwundern, fühlte er, wie sehr sein Inneres durch das Abenteuer eines Augenblicks umgestaltet worden war. Alle Grundsätze, alle Lieblingsideen, aller Stoizismus, alle alten und neuen Scribenten, alle Weisheit hoher und niederer Schulen — alles was bisher Reiz und Werth gehabt, alles worauf er bisher einigen Stolz gesetzt hatte — alles lag auf die Seite geworfen, wie abgenutzter Hausrath, wie fades Spielzeug. —

„O du schöner, heiliger Rausch!“ seufzte er, als er am Abend des Tages auf der hölzernen Bank vor dem Hause, im Schatten des

am röthlichen Sonnenlicht spielenden Kastanienbaumes saß. — „Was hilft all unser Groß- und Herrlichsein, und unsere Gelahrtheit und unser Können? — Wir werden nie Götter; laßt uns einfältig, gute Menschen bleiben. — Und die großen Massen unserer Brüder, sind sie denn glücklich, weil sie viel haben, viel wissen, viel mögen? — Gewiß nicht; glücklich sind sie, weil sie sich im Arme glücklicher Täuschungen wiegen. Was haben wir davon, wenn wir alle unsere Lust zergliedern? — Ist ein Tag voll kalter Untersuchungen einen einzigen warmen Moment des Genusses werth? —

„O Bätely, Bätely, empfändest du, wie ich! möchtest du eintreten mit deinem Herzen in den Zaubertraum, den du erregtest! — Bei dir, mit dir währte er ewiglich. Das ist nun nicht mehr die Welt, die ich noch gestern sah. Die Halmen der Wiese neigen sich, um, Bätely! deinem Fußtritt einen weichen Teppich zu weben. Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist, wo sie ist; daß Alles in der Natur sie anerkennt, sie erwartet, ihr vertraulich gehört: daß an ihrer Seite die Dinge besser, bedeutender, liebreicher werden."

Man sieht aus allem hell und klar, Herr Quint stand bei sich selbst nicht mehr auf dem alten Fuß. Er dachte Viertelstunden über die Verwandlung und die seltsamen, vorher nie gehabten und nie gekannten Träumereien nach, und konnte mit dem besten Willen nicht ergründen, ob er jetzt klüger geworden sei, oder närrischer?

Drum nahm er sich vor, seine Gedanken und Einfälle genau aufzuzeichnen, in der Meinung, er müsse doch auch einmal wieder nüchtern werden, gleich andern seiner Brüder.

„Das Mädel geht erst übermorgen nach Hause!" hatte gestern Herr Pyk sich ziemlich deutlich verlauten lassen. — Daraus folgte ganz natürlich, daß Bätely morgen eine Reise durch die Länge des Thales, vom Onkel, dem Beredsamen, bis zur wirthlichen Tante machen werde. — Man konnte Bätely unterwegs sehen ohne Mühe,

und sie anreden ohne Furcht, und alles Vergangene vergessen machen durch seine Reden, und ihr zartes Herz prüfen, und vielleicht — hoffen — — Herr Quint schwindelte, wenn er den Gedanken weiter spinnen wollte.

Mitten in seiner Seligkeit blieb ihm aber noch eine große Bürde von Angst und Furcht zu tragen. — Es ließ sich unter allen möglichen Voraussetzungen nicht hoffen, daß Bätely jemals seine frommen Wünsche erhören würde; denn er fühlte lebhaft, daß es ihm leichter sein würde, in einer halben Stunde aramäisch, als binnen vier Wochen eine wohlgesetzte Liebeserklärung zu lernen.

12.

Die ersten Sonnenstrahlen, welche über das in falbem Duft zerronnene Hochgebirg herüberflogen am folgenden Morgen, fanden Herrn Quint dem Spiegel gegenüber. Er machte hier die unschuldige Bemerkung, daß die Frühlingsschaft seiner Tage noch nicht ganz hinter ihm lag. — Achtundzwanzig Jahre alt! — ein schönes Alter. Noch zehn Jahre machen achtunddreißig. Auch noch nicht so fürchterlich. Noch zehn Jahre, dann: achtundvierzig! — „O Bätely, Bätely, da weht der Winter das Laub ab, und die Säfte versiegen, und die Zweige verdorren!"

Er hatte sich wirklich zierlich gekleidet, über Gewohnheit. Schwarzseidene Unterkleider und ein meergrüner Frack. Die Haare wohlgekräuselt, schneeweiß gepudert: der Haarbeutel schmal und zierlich nach der neuesten Form. — Hier blieb kein Zweifel weiter. Herr Quint legte es auf einen Herzenssturm an.

Alle seine Hausleute verwunderten sich deß; besonders die alte Haushälterin Anne-Marie gerieth außer sich. Weiber haben in solchen Angelegenheiten feinen Takt. Anne-Marie lachte heimlich vor sich hin,

und flüsterte Allen vertraulich in's Ohr: „Es wird große Aenderung im Hause geben.“ Die Andern meinten, es wäre in der Welt nichts unmöglich; und wo es Gelegenheit gab, schielten sie durch Fenster und Thür, und durch Hof und Haus ihrem verwandelten Herrn nach.

Herr Quint, welcher weder auf den Glanz der schwarzseidenen Unterkleider, noch auf die geschmackvolle Form des neuen Haarbeutels bei seinem vorhabenden Angriff zählte, glaubte für jeden Nothfall noch anderer Waffen vonnöthen zu haben. — Ein schönes Buch aus seiner Bibliothek, ein duftiger Strauß aus seinem Blumengarten mußten mit ihm. — Beide konnten wenigstens, als unschuldige Gelegenheitsmacher und Kuppler, Dienste thun.

So gewaffnet und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen, verließ er das Haus, ging er gegen den brausenden Strom, und über die Brücke, und über die Au bis zur großen Straße, welche von einem Ende des Thals zum andern führt, und von Bätely nicht gemieden werden konnte.

Die Natur erwachte unter dem Triller der Lerchen; die Gewölke entwanden sich dem Schoos der Gebirge und schwangen sich gelden der Sonne zu. Ein heiliger Schauer durchbebte die Waldung; — Verklärung strömte vom glänzenden Himmelsgewölbe herab über die gewaltigen Felsentannen und über die Moossteine und Kräuter.

Herr Quint faltete in stiller Verzückung die Hände zusammen. Er sah hinaus in die blühende, schimmernde Thalwelt, wie in ein neues Leben, dessen Engel Bätely war. Alle Herrlichkeit und Pracht der Frühstunde war für ihn der feierliche Eingang zur Epopöe seiner Zukunft; das Einläuten seines großen Sonn- und Festtags!

Träumend ging er auf der Straße hin, gegen das große Dorf Thosa, von woher die Geliebte kommen sollte. Der Weg stieg am Ufer des Strems über Bergschutt und Felsen empor; rechts und links von alten Eichen, Fichten und Lerchenbäumen besetzt und verworrenem Dickicht.

Auf der Höhe faltete sich ihm über den Wipfeln der unten vom Stromufer aufragenden Tannen eine liebliche Landschaft aus, in deren Mitte sein Landgut wunderschön gelegen war. — Auch übersah man, von hier aus, des Wegs eine gute Strecke vorwärts, der sich wieder in die Tiefe zwischen Waldung und mit kleinen Blumen bestreuten Felsen hinsenkte.

Hier beschloß Herr Quint Position zu nehmen, und Bätely zu erwarten. Denn es ließ sich ihr doch nicht so entgegen laufen, ohne alle Vorbereitung. Die Bekanntschaft war allzufrisch; und die mit ihr verknüpften Unfälle — — das Tischtuch — —

Dies war Entladung aller Elektrizität; Amor ließ die Flügel sinken, Herr Quint das Blumenbüschel; ein trübender Hauch ging über den Glanz der Natur, wie der Seufzer eines bösen Geistes.

Die unselige Erinnerung an's Tischtuch wüthete mit winterlicher Hand in dem Frühlingsgarten seiner Phantasie. Alle Freuden und Hoffnungen erstarben; er stand da, wie einer, der Niemandem angehört; wie ein Pilger aus der Fremde im plötzlichen Nebel; oder wie ein Trinker, der mitten unter Thorheiten nüchtern wird.

Er stampfte mit dem Fuß ärgerlich gegen die Erde. — „Da läuft der Narr hin, bei Gott, um sich noch einmal vor dem liebenswürdigsten Geschöpf unterm Himmel lächerlich zu machen! Schämen wird sie sich in deiner Seele und in deinem Namen. Und du so plump, so tölpisch! — o, warum war ich nur unglücklich, warum mußt' ich mehr sein, als das, sogar lächerlich!"

Herr Quint warf mit Heftigkeit seine Blumen zu Boden.

„Es ist vorbei! Es ist gewiß, sie liebt mich nicht; und wenn sie wollte, sie könnte nicht! — Da wäre der Klotz einmal wieder sauber angepralltt, wenn er ihr heut' sein Kompliment geschnitten, wie einer alten und sichern, aus- und abgemachten Bekannt- und Freundschaft! — Trollt Er sich ganz sachte davon, laß Er erst Gras wachsen über Seine Albernheiten, dann klopf' Er wieder an und meld' Er sich!"

So mißhandelte sich selbst, mit karthenserhafter Strenge, der arme Quint. Er sah in dem Augenblick seine Fehler in Riesengestalt, die ihn zu Boden drückten, und seine Tugenden schienen ihm Zwerge. — Er verzweifelte so sehr an sich, daß er sich von ganzem Herzen verachtete. — Schönheit, Reichthum, Grazie, Witz, Ruhm, glänzende Aemter, glänzende Handlungen, und was sonst wohl ein schönes Mädchen ankirren dürfte . . .

„Ach, es fehlt mir Alles, — Alles — Alles! um vor der Liebenswürdigen liebenswürdig zu sein!"

Er drückte sich den Hut tiefer in's Gesicht; schwenkte halb, und wollte so eben den Rückzug in die Heimath antreten, als, sein Unglück zu mehren, Satan ihm schadenfreh in's Ohr blies: „Und ehe du klug und liebenswürdig wirst, hat Bätely schon den Mann gefunden!"

Der Einfall machte ihn schaudern. Er stand still. Vor seinem innern Blick liefen, wie Schattenspiel der Zauberlaterne, die Gestalten aller seiner möglichen Nebenbuhler aus dem Thale vorbei. — Schöne Männer, geistvolle Männer, angenehme Gesellschafter, reiche Jünglinge, bedeutende Familien — und Quints Selbstgefühl, statt ganz aufgelöset zu werden, erwachte wieder unter dieser Musterung. Unwillkürlich wog er sich mit Mann um Mann, und fand, daß er denn doch so ganz verächtlich, so ganz werthlos nicht sei. — Die Nebel des Mißmuthes brachen sich; der Hoffnung Sonnenstrahl schoß über seine innere Welt hin, und zeigte wieder in der nächtlichen Wüste einzelne lichte Stätten.

In fortgesetzten, angenehmen Ueberlegungen hob er sich stufenweis vom Trost zur Beruhigung, von der Ruhe zur Hoffnung, von dieser zur Erwartung, von der Erwartung zur Freude, von der Freude zum Entzücken. „Und denk' ich noch an Pyk's Worte, an Bätely's Blicke!" rief er im neubeginnenden Hoffnungs- und Liebesrausch: „o Alles ist noch möglich! Wir wollen es versuchen! Bätely wird errungen! Das Paradies erobert! trallalla, trallallera, tralla,

trallerium!" — Die letzten undeutschen Worte dachte er nicht, sprach er nicht, sondern er sang sie mit heller, vernehmlicher Stimme, und tanzte dabei von einer Seite des Weges zur andern hinüber und eben so wieder zurück.

Wahrscheinlich hätte er diesen Jubeltanz, welcher viel Aehnliches mit dem königlichen Davidischen vor der Bundeslade gehabt haben mag, — wahrscheinlich hätt' er ihn noch lange fortgesetzt, es war ein Mittelding zwischen Menuet und Walzer, wenn nicht — — — genug, Herr Quint sprang mit einem Male von der Seite, wie ein scheues Roß, während es courbettirt. Er schlüpfte in's Dickicht zwischen der Heerstraße und dem unten in der Tiefe laufenden Strom.

Und den Weg daher gegen die Höhe kam Bätely in höchsteigener schöner Person. Sie war allein.

13.

Wer einmal geliebt hat, wird sich den schnellwechselnden Gemüthsstand des zwischen Furcht und Hoffnung, Angst und Entzücken umhergeworfenen Herrn Quint sehr deutlich erklären können. Auch will ich wetten, daß der größte Theil meiner Leser den Freudentanz des Herrn Quint irgend einmal schon mitgetanzt habe; nur war jeder vielleicht glücklicher, als unser Philosoph, der in seinem Jubilo überrascht wurde, und leider gerade von derjenigen Person, welcher zu lieb dieser geheime Ehren- und Lusttanz bei einfacher Vokalmusik angestellt war.

Herr Quint, welcher in seinem Leben nicht als Soletänzer zu figuriren im Schilde geführt hatte, war von Bätely's Erscheinung dermaßen betroffen und aus der Fassung gehoben, daß er an allen Gliedern bebte. Hatte ihn Bätely droben auf der Höhe mit seinen Kreuz-, Quer- und Luftsprüngen erkannt: so war's unfehlbar auf

ewig um ihn geschehen. Was hätt' auch ein Mädchen denken sollen, wenn sich ihm ein wohlgekleideter Mann plötzlich im Walde tanzend darstellte, ein Mann, sonst schüchtern, ehrbar, sittig und von aller Welt für vernünftig gehalten? — Und wenn dieser ihm nun sogar mit Liebeserklärungen entgegengerückt wäre! — Um Gottes willen, Herr Quint, wo hatten Sie den Verstand?

Der gute Mann büßte in diesem Augenblick seine kurze Lust auf die empfindlichste Weise. Er mußte sich mit beiden Händen fest an den nebenstehenden Bäumen halten, weil der Boden unter ihm, bis zum Ufer des Stromes hinab, ziemlich tief und steil lief, und die Füße sich nur auf Kies und Sand stützten, der bei jeder Bewegung nachließ.

Jedes Falls mußte er in so grausamer Lage wenigstens verzögern, bis Bätely vorüber sein würde, und doch schien er sich keinen Augenblick länger aufrecht halten zu können. Der Boden sickerte allmälig unter seinen Fußsohlen. Er konnte links, er konnte rechts vielleicht fester stehen, aber nicht vor Bätely's Blicken bedeckt, wie hier. Zudem war mit jeder Abänderung seiner Stellung ein verrätherisches Geräusch, ein Prasseln des herabrollenden Gesteins und Sandes unausweichlich.

Ausgenommen qualvolle Träume, wo der Beängstete entrinnen will, inzwischen ein fataler Zauber seine Füße an den Boden fesselt; oder schreien will um Hilfe, ohne eine Stimme zu haben — ausgenommen solche Höllenmährchen, welche uns zuweilen ein böser Engel im Schlaf erzählt, hatte Herr Quint nie Peinlicheres der Art empfunden.

Der Boden sickerte indessen nach dem Naturgesetz der Schwere langsam unter seinen Sohlen fort — eine weite Fahrt über Kies und Grien hinunter stand zu befürchten — schwindlicht anzusehen — und Jungfer Bätely hatte so eben die Höhe des Bergwegs erreicht, und stand zwei Schritte von Herrn Quint, dem im Schreck der Odem

entging, — stand still und betrachtete erstaunt die weggeworfenen schönen Gartenblumen auf dem Wege zerstreut.

Auch jeder Andere würde mit stillem Vergnügen die kleine Reisende betrachtet haben, sauber, ländlich-einfach und doch zum Vortheil des lieblich-geformten Wuchses gekleidet, wie sie da stand vor Quints Blumen, sinnig und mit einem Angesicht, wie das Angesicht eines Engels im Morgenroth. — Herr Quint zitterte vor Liebe und — Angst.

Sie bog sich, sammelte die Blumen auf, und ging seitwärts, sich auf ein Felsenstück zu setzen. Die Blumen im Schoos, ordnete sie dieselben zu einem Strauß, doch ohne Eile; denn ihr Blick irrte in der gegenüberstehenden Landschaft, wo im Morgenduft Herrn Quints Landgut und Wohngebäude nebst Garten ruhten.

„Er hat auch Blumen in seinem Garten," dachte sie: „und wie man sagt, soll es ein schöner Garten sein." —

Ihre Hände sanken in den Schoos auf die kühlen Blüthen hin; ein zitternder Seufzer hob langsam ihren Busen.

Unwillkürlich, denn wer nimmt sich dergleichen vor? gedachte sie sich die Hausfrau da drüben, und meinte: die werde dann auch für die Küche pflanzen, wie für die Augen. — Die Lage der Hausthür, der Fenster, des Schornsteins deuteten ihr physiognomisch das Innere des Wohngebäudes, und das Verhältniß der Zimmer und Kammern, der Küche und des Kellers, der Treppen und Säle. Da, meinte sie, sei doch viel zu putzen und zu schmücken; schön wäre es, Winter und Sommer schneeweiße Umhänge vor den Fenstern zu haben, denn sie zieren auch von außen das Haus. Und des Abends im Sommer müsse man in einer heitern Gartenlaube zu Nacht speisen; und im Winter sollte das Stübchen, mit Aussicht gegen die Landstraße, gewärmt werden, da müsse auch das Klavier stehen. Herr Quint konnte es trefflich spielen; die Hausfrau würde dann dazu den gelben Flachs spinnen.

„Und an wen denkt er?“ dachte sie weiter: „O ich weiß es wohl, an ihn denkt Manche. Er ist reich, jung und artig. Daß mich armes Kind doch immer das Unglück verfolgen muß. Wäre nur das Tischtuch nicht gewesen! Wie war ich doch so ungeschickt! Ich werde mich zeitlebens schämen. Nie darf ich die Augen wieder zu ihm aufschlagen. — Aber, wahr ist's doch, er warf zuweilen einen freundlichen Blick auf mich; einen Blick so wunderlich, so hell und durchdringend, daß ich ihn kaum ertragen konnte. Und ich möchte viel darum geben, zu wissen, was er zum Oheim Puk gesagt hat. — O der Oheim! ich kenn' ihn gar wohl. Glaube ihm nichts, armes Bätely, er hat dein nur gespottet. Mag ein so reicher Mann, ein so glücklicher, den Alle lieben, an dich armes, unwissendes Mädchen denken? Er soll ein gelehrter Herr sein; er wird sich eine gelehrte Frau suchen, vielleicht ein Mädchen aus der Stadt. Denn du bist sein nicht würdig. Und er kennt dich nicht, — hat dich seit vorgestern gewiß vergessen.“

Mit diesen Worten fiel eine ägyptische Nacht über ihre Träume. Sie faltete die Hände zusammen, streckte sie mit wehmüthigem Blick gegen das Wohnhaus des Herrn Quint und sprach (denn sie glaubte sich unbelauscht) mit bebender Stimme: „Ach! Herr Quint...“

Herr Quint in seiner glückseligen Verborgenheit hatte, obgleich unter tausend Besorgnissen wegen seiner schlechten Haltung, mit Vergnügen die Geliebte gegenüber gesehen. Er war voller Entzücken. Aber als sie die schönen Arme gegen seine Wohngegend hinstreckte, und als über ihre kleinen Purpurlippen der verrätherische Seufzer: Herr Quint! hinflog . . . da riegelte sich der Himmel vor ihm auf; da wollte er zu Bätely's Füßen; nie lächelte das Glück holder; er breitete ihr seine Arme entgegen, und . . .

Mit dumpfem Geräusch löste sich unter ihm der Kiessand; der lockere Boden rollte prasselnd hinunter; Herr Quint unaufhaltsam, mit allem, was ihn aus dem Mineralreiche umgab, verzweifelnd

nach. Er flüchte unterwegs; vergebens. Es hätte ihm nicht geholfen, wenn er auch mit größter Andacht gebetet haben würde. Die Gefahr ward ärger, als je. Erd' und Schutt rollten ihm, da die Grundlage gewichen, von oben her sausend, nach, und drohten ihn zu begraben. Er sah besorgt hinauf, hinunter. Es blieb keine andere Maßnahme, als dem Willen des Verhängnisses zu folgen, und die Reise in die Tiefe zu vollenden.

14.

Wenn in poetische Verhältnisse, welche den Menschensohn vergöttern und die Erde verhimmeln können, plötzlich ein so prosaischer Zufall tritt — wo ist der Lammessinn, welcher darüber nicht in Wuth geriethe? — Und doch ist das arme Leben des Menschen nichts, als ein Roman mit Versen vermischt, ein Singspiel ohne Musik, ein Ding, aus dem man nicht ganz klug wird. Und eben daher geschieht es, daß auch die sanftesten Seelen zuweilen verwildern, und ihre Seidenwolle wie eine Löwenmähne schütteln.

Das that nun auch Herr Quint, als er unten am Berge glücklich wieder auf die Füße sich erhoben, und durch künstliche Sprünge den Angriff verschiedener nachrollender Steine vermieden hatte. Doch mitten im Zorn wußte er nicht, ob er seinem Mißgeschick mehr fluchen, oder seinem Glücke mehr danken sollte, die vermessenste Bergfahrt ohne Bein- und Halsbruch zurückgelegt zu haben.

Es durfte nicht mehr daran gedacht werden, bergauf zu klimmen, und Vätely zu suchen. Wahrscheinlich hatte sich das gute Kind bei dem entsetzlichen Bergfall klüglicherweise durch Flucht gerettet. Zudem konnte Herr Quint auf keine Weise verhehlen, daß seine schwarzseidenen Unterkleider außer Stand gesetzt waren, dem Auge einer Geliebten gezeigt zu werden. Er mußte froh sein, deren Flecken und

Risse also verbergen zu können, daß er, ohne Aufsehen, bei hellem Tage die Heimath erreichen konnte.

Er weinte vor Wuth! — auch Philosophen verlieren unter gewissen Umständen ihre Philosophie. Es ist noch kein Mensch gefunden, der weise war zu allen Stunden des Tags. Herr Quint, der Bruyère und Theophrast seines Thales, Herr Quint, der feine Menschenkenner, hätte gewiß diese Thränen nicht in Anschlag gebracht, wenn er seinen eigenen Charakter hätte schildern sollen. Und doch bezeichneten sie ihn so treffend! — Aber man weint nie solche Thränen auf dem Markte, oder am Theetisch.

Den Menschen kennen zu lernen, muß man ihn sehen, wenn er sich allein glaubt. Jeder ist gefallsüchtig nach seiner Weise. Jeder macht, ehe er auf die Straße tritt, oder in's Gesellschaftszimmer, vorher in der Geschwindigkeit seine moralische Toilette. Daher hat Herr Pyk noch einmal Recht: „Wer die Welt kennen will, muß sie mehr durch's Schlüsselloch, als durch Fern- und Sterngläser sehen."

15.

Am folgenden Tag erschien bei ihm Herr Pyk. Es war ein Regentag; dicke Wolken trieben sich unterwärts am Gebirge von Schlucht zu Schlucht, und die Kuppen der Berge lagen im niedergesunkenen, schweren Regenhimmel verloren. Dergleichen Tage waren Herrn Quint immer willkommen. Die weite Stille, die einförmige Trübe der Landschaft, der Mangel an Zerstreuung im Aeußern, schränkten ihn auf sich selbst ein. Er glaubte dann mehr zu leben, als sonst, und nie war er fruchtbarer an muthigen Entwürfen, als zu solchen Zeiten.

Seines Unsterns vergessend, trieb er sich mit Planen umher, wie Bätely zu gewinnen sei? — Schon seit er erwacht war: brütete er

darüber. — Die Entwürfe standen in reifer Vollendung, als Pyk erschien, und sein Pferd unterm Fenster anband.

Nie war der Nachbar erwünschter gekommen. Er kam gerade von Rotheim. In Rottheim wohnte Bätely bei der Schwester des Herrn Pyk. — Es war jetzt Nachmittag. Das Pferd mußte in den Stall. Herr Pyk warf die genäßten Kleider ab, und nahm mit Quints Schlafrock und Pantoffeln vorlieb. — Auch beschloß er hier zu übernachten, dieweil es Abend, der Weg sehr schlecht und der Regen gewaltiger geworden war.

Als sie nun beisammen saßen, zündete Herr Pyk die Tabakspfeife an, und sprach: „Nehmt es mir nicht übel, Herr Nachbar, ich mache mir's gern bequem, und bin gern bei Euch. Hättet Ihr aber eine liebliche Hausfrau, die uns mit freundlicher Miene eigenhändig den Tisch zum Nachtessen deckte, und auch dabei aus lauter lieber Freundschaft ein wenig mit mir schmälte, — worüber? ist gleichviel: — so wäre ich noch um fünf Prozent zufriedener. Ich höre ein junges Weib gern zanken mit mir; denn ich pflege wohl unartig zu sein. Und daran erkenne ich gleich, ob die Frau Geist und Herz, und zur Freundschaft Gefühl hat. Junge Weiber, die gern lächelnd schmälen, lieben treu und zärtlich und sind einst holde, ehrwürdige Mütter. — Aber, um von vorne anzufangen, wenn da Euer Bedienter kömmt, oder Eure Magd, und das Licht anzündet, oder das Tischtuch bereitet — lieber Gott, das ist, als wenn's gar nicht geschähe, und leckt auch nicht zum Mahle. Wenn's Herz nicht warm ist, sind die Speisen kalt."

„Ihr habet wohl Recht!" entgegnete Herr Quint, und sein Antlitz brannte: „Ich fühle auch, daß Ihr wahr redet. Aber schwer ist's heut' ein braves Mädchen zu finden, welches zum Altar durch's Herz des Mannes gezogen wird. — Und ich kenne kein Mädchen, mit dem ich glaube glücklich werden zu können, als, offenherzig gesprochen — — eben Eure schöne Nichte, Jungfer Bätely." Herr Quint hatte beim letzten Wort den Athem verloren

Herr Pyk lachte schelmisch. — Er zündete die Pfeife noch einmal an und sprach: „So schnell?“

Quint bückte sich und hob ein Papierschnitzel vom Boden auf. — Der Rubikon war überschritten; rückwärts durfte es nicht mehr gehen.

„Hab' ich's doch wohl bemerkt!“ setzte Herr Pyk seine Rede fort: „Das Mädel und Ihr — Ihr seid keine Komödianten, sonst müßtet Ihr Euch besser verstellen. Ihr waret wie verhext, beide verhext — das hatte ich auf den ersten Blick. Kurz und bündig, alles zusammen genommen . . .“ Herr Quint unterbrach ihn: — „Meinet Ihr, Herr Nachbar, daß . . . erinnert sich Bätely; daß . . . ich wollte sagen, glaubet Ihr, daß Eure Nichte, — und es käme dabei lediglich auf Eure Freundschaft an . . . ich will's Euch nur offenherzig gestehen, denn wozu hilft auch vor Euch alles Verstellen, denn heraus muß es doch einmal . . .“

„Ei!“ rief Herr Pyk: „se lasset mich doch nur ausreden. Ich betrachte das Ding wie eine abgemachte, vollendete Sache.

„Desto besser!“ sagte Herr Quint: „Ihr seid fein, und sahet wohl in der ersten Stunde, daß ich Euer Bätely unaussprechlich lieb hatte . . . allein, lieber Himmel, ich darf nicht glauben, nicht hoffen — Bätely kennt mich ja nicht!“

„Pah! da geht Ihr irre! Sie kennt Euch längst!“ rief lachend Herr Pyk: „Weiberlein haben Luchsaugen, und ist ihnen die Gesichtskunde angeboren, wie den Bienen die Pflanzenkunde. Ihre Blicke, die sie in aller Beiläufigkeit auf den Mann werfen, sind wahrhafte Leuchtkugeln, die ihnen unser Allerinnerstes zum hellen Mittag machen. Ihr erstes Urtheil, welches sie über uns fällen, ist daher auch immer das richtigste: die guten Kinder sind nachher meistens so bescheiden, daß sie unsern Worten mehr glauben, als ihrem Ahnungssinn. Zum Beispiel: Bätely hat Euch geschildert und konterfeiet, wie eine fünfzigjährige Bekanntschaft.“

„So hat sie von mir gesprochen?“ fragte Quint mit angenehmem Erstaunen.

„Ei, so redet doch, wie Ihr denkt; — habt Ihr's denn dem Bätely nicht angesehen, daß es durch Euch halb verwirrt worden? Sie hat es zwar abstreiten wollen mit aller Gewalt, sie denke nicht an Euch, aber sie hat bis zum letzten Augenblick, da sie heim ging, von nichts, als Euch gesprochen, und um nichts, als Euch, gestritten.— Bei ihrer Tante macht sie es zweifelsohne kein Haar besser. Die Tante hat's ihr auf den Kopf zugesagt diesen Morgen: du bist verliebt! und ich habe hinzugefügt: er ist's desgleichen!"

„Um Gottes willen!" schrie Herr Quint, und war außer sich: „Was habt Ihr auch gethan? Ihr macht mich elend. Was wird Bätely von mir denken?"

„Narrenpossen!" entgegnete der Oheim: „was wird sie denken? Ihr seid, wie sich's gebührt, wird sie denken, und das ist ihr schon gelegen. — Und ich gestehe es Euch, ihr jungen Leute seid mir lieb. Es ist ein Plänchen von mir gewesen, Euch zusammen zu bringen. Und würdet Ihr einander gefallen haben, so hätt' ich den Handel gleich in Richtigkeit gebracht. Bätely hat ein ganz artiges Vermögen und ist ein gutes Kind. Der Himmel hat's gewollt, da er Euch zu mir führte, daß Ihr früher mit ihr zusammentrafet, als ich dachte. Jetzt ist es im Reinen. Da habt Ihr meine Hand darauf."

Herr Quint war außer sich. Er ergriff die Hand des wackern Pyk; er warf sich um dessen Hals; er küßte ihn mit Inbrunst und Heftigkeit und seine Augen wurden thränenfeucht.

„Nun, nu, nu!" schrie Herr Pyk: „was habt Ihr? seid Ihr verblendet? Verwechselt Ihr den Oheim mit der Nichte?"

Quint zog sich zurück — der Felsen war von seinem Herzen — —

„Ich habe mit meiner Schwester," fuhr der Oheim fort, „langes und breites Gespräch geführt. Sie ist mit der Parthie wohl zufrieden. Ich liebe das Kurze und Bündige. Uebermorgen haben wir Sonntag. Bätely mit ihrer Tante kömmt zu mir dann; der Herr Pfarrer und Notarius mit einigen Zeugen speisen bei mir. Die Ver-

lobung geht vor sich, und dann ein- für allemal in der Kirche ausgekündet . . ."

„Ich bitte Euch," unterbrach ihn Quint, und rückte auf seinem Stuhl voller Unruhe durch die Stube, „ich bitte Euch, fein langsam, nur langsam; Ihr redet zu viel! Ihr wollet zu viel und wollet zu schnell. — Sonntag, Verlobung, Pfarrer, Gastmahl, Notarius, Verkündigung . . ."

„Halt!" schrie Herr Pyk: „da seid Ihr links. — So etwas muß schnell abgethan sein, ich sage schnell, doch in aller Ordnung. Es gibt Dinge in der Welt, die müssen schnell genommen sein, wenn's gut damit gehen soll, z. B. eine Arznei, eine Batterie, eine Frau. Eben so Taufe, Heirath und Begräbniß. Das sind drei Kapitel unsers Lebenslaufes, oder Titel zum Kapitel, die sich um so schöner ausnehmen, je bündiger sie sind. Durch die Taufe entsagen wir dem Teufel, durch die Hochzeit dem alten Adam, und durch den Tod allen Thränen und Sorgen. Amen. Es steht aber bei Euch. Die Verlobung macht sich auch über's Jahr."

„Nein!" fuhr Herr Quint auf: „bei Leibe nicht. Macht's, wie Ihr wollt. Ich überlasse mich Euch ganz. Ich bin der Glücklichste unter der Sonne. — Auch hab' ich in der Welt nichts gegen die Verlobung, sondern gegen den ganzen Kram von Notarius, Pfarrer und Zeugen. Ich hasse den Prunk; das Komplimentiren; das Zeremonienwesen. Kann ich mir denn kein Weib nehmen, ohne all den Lärmen?"

16.

Hier war neue Verschiedenheit in der Denkweise beider Philosophen. Herr Pyk liebte Pracht und Gräusch. Er war ein Aristokrat und wäre gern ein Adelicher gewesen. Sein Haus war mit alten Heldengemälden austapeziert, die er in öffentlichen Versteigerungen

eingekauft hatte, um der Ordensbänder willen, die sie, nebst großen Wolkenperrücken, trugen. Von den dreihundert und fünfundsechszig Tagen des Jahrs gehörten ihm die Werkeltage zu den gemeinen Bürgern; Geburts- und Namenstage waren Notariers; Sonn- und Festtage wahrhafte, von Gott ernannte Edelleute, deren Patente und Diplome das alte und neue Testament verwahrt. — Er tanzte nur Menuetten mit Begleitung von Trompeten und Pauken, und zog die langen Handmanschetten, wenn's hätte zur Wahl kommen müssen, dem Unter- und Oberheind vor.

Unter solchen Umständen bleibt es kein weiteres Räthsel, wie dem blöden, guten Quint zu Muthe sein mußte, als Herr Pyk schlechterdings zur Verlobung, außer dem Notar und Pfarrer, auch die nächsten Verwandten von Seiten des Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut gezogen wissen wollte, als Zeugen.

Spät in die Nacht hinein wurde dieser Gegenstand verhandelt, und endlich bis zum folgenden Morgen vertagt. Die Summe der Gäste bei der Verlobung belief sich, Braut und Bräutigam inclusive, auf zweiundzwanzig Personen. Für den Schmaus und die übrigen Feierlichkeiten wollte Herr Pyk unmittelbar selbst sorgen, weil die Verlobung in seinem Hause gehalten werden sollte.

Herr Quint blieb schlaflos. — „So ist doch keine Rose ohne Dornen!" seufzte Herr Quint, und warf sich unruhig umher auf seinem Lager. Der Himmel, von den Strahlen des Mondes überflossen, leuchtete hell durch die Scheiben der Kammerfenster: „Keine Rose ganz ohne Dornen! — Nicht einmal das einfache Bekenntniß der Liebe, der Schwur, sich ewig anzugehören, ein Schwur, der schöner und würdiger in der Einsamkeit und unter Thränen abgelegt werden würde! — O ihr armen Menschenkinder, warum quälet ihr euch so gern selbst? Warum lasset ihr keine Freude in euer Herz schleichen, ohne sie durch eure Thorheit mit einem Schmerzenszoll zu belegen?"

Das Alles half nun freilich nichts. Herr Pyk ließ sein System

nicht fahren. Er reiſete des Morgens in hoher Frühe ab. Die Gäſte wurden eingeladen, Notarius und Pfarrer verſchrieben; das Gaſtmahl bereitet — kurz am Sonntag Morgen war Alles angeordnet, was zu einer Verlobung und zu einem kleinen häuslichen Feſte, aus dem Stegreife, vonnöthen ſein konnte.

Um zehn Uhr Vormittags erſchien im Hauſe des Oheims, von der Tante begleitet, Bäteli, obwohl das gute Kind, das man zu überraſchen gedachte, nicht wußte, daß der Tag ſeiner Verlobung ſei. Oheim und Tante waren darin übereingekommen.

Um halb eilf Uhr erſchienen Pfarrer, Notarius und Vettern und Muhmen in Feierkleidern, mit lautem Geträtſche, ſchaarenweis. — Nur der Bräutigam fehlte noch.

17.

Herr Pyk fühlte ſich an dieſem großen Tag ganz in ſeiner Würde. Indem er das Glück zweier tugendhaften Seelen, die ihm theuer waren, gründen wollte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeinen Wohlſtand, der an Reichthum grenzte, zu entfalten. Die kleine Liſt, den Zweck des Feſttags zu verheimlichen bis zur entſcheidenden Minute, kitzelte ihn beſonders. Er ging von Zimmer zu Zimmer, ſagte allen Gäſten etwas Schönes, hörte den Schmeichelſpruch von Allen, gab Befehle in Küche und Keller, und drückte dem ſchüchternen Bäteli zuweilen mit bedeutendem Lächeln die Hand.

Aber keine Roſe iſt dornenlos. Zwei Dinge ſtörten die Laune des Herrn Pyk.

Seine Schweſter, Bäteli's Tante, hatte in der Wärme ihres Herzens mit geſchwätziger Freundlichkeit einer alten Gevatterin das Geheimniß des Tags vertraut. Die Gevatterin wäre lieber geſtorben, als daß ſie das Geheimniß, welches auf ihrer Zunge brannte,

einen Augenblick dem lieben Nachbar, dem Herrn Barbier von Thosa, verschwiegen hätte. Der Herr Barbier glaubte aus Amtspflicht es allen seinen anwesenden Kunden entdecken zu müssen. Die Kunden veroffenbarten es ihren Eheliebsten. Genug, binnen drei Minuten durchlief das Geheimniß alle vierzig vorhandenen Ohren; alle Gesichter wurden wichtig und feierlich. Die betagte Frau Pfarrerin, der es um das Seelenheil der kleinen Bätely zu thun war, ging mit abgemessenem Schritt auf diese zu; hob eine förmliche Gratulation an ob der glücklichen Wahl des Liebsten, und der Verlobung, und breitete sich nun in einer wahren Standrede über die christlichen Pflichten einer verlobten Braut aus. Der Pfarrer, welcher ungern Andere sein Handwerk treiben sah, eilte hinzu, mit aufgehobenen Augen und Händen, und unterbrach den Sermon seiner gottesfürchtigen Hausehre. Die übrigen Gäste wollten nicht mit Artigkeiten zurückbleiben. Ein wogender, schnatternder Haufe umringte das arme Mädchen, welches schamroth wegen verrathener Liebe (sie glaubte, nur Gott und die Tante wüßten darum) mit gesenkten Blicken, in sich selbst verloren, oder vielmehr, wie vernichtet da saß.

Mit weitgeöffneten Augen und Ohren trat Herr Pyk in's Zimmer und sah und hörte den komplimentirenden Haufen. Sein Plan war verrathen, zerstört; er runzelte die Stirn; er blieb stehen; er zupfte unwillig seine Halskrause mit der rechten Hand, inzwischen er mit der linken in der Westentasche den weiten, großen, rothseidenen mit gelben Blumen gestickten Schoß derselben auf- und niederbewegte, wie einen Fittig, auf welchem er sich vor Verdruß hätte in alle Lüfte schwingen mögen.

Bätely's beklommene Seele, von Angst und Liebe und Scham angefallen, erlag unter schmerzlichen Empfindungen. Ein Traum faltete sich plötzlich, wie unter einem Feenspruch, zur Wirklichkeit auseinander; der Mann, für den allein sie sich in die Welt gerufen fühlte, und den sie doch selbst nicht zu nennen wagte, war laut und

feierlich als ihr Bräutigam proklamirt. — Sie sollte ihn sehen, um ihm ewig anzugehören. Ach, nicht vergebens hatte die Tante ihr heute den goldenen Rosettenring auf den Finger gezwungen! — Nicht vergebens hatte sie im Ton der Weissagung gesagt: „Ein Anderer wird ihn dir wieder abziehen! —"

Sie fühlte ihr Glück. Das Herz, allzuzart, den jähen Sturm auszuhalten, löste sich in Thränen auf.

Herr Pyk erschrack. Der Menschenkenner kannte die Thränen nicht. — Im Grund waren es nicht die Thränen selbst, oder Bätely's Unwillen, daß sie in so bedeutender Angelegenheit zuletzt befragt worden sei, — alles das war's nicht, was ihm den Schauder einjagte: sondern die Furcht, sich, von seiner Physiognomik betrogen, durch das Fest und leere Verlobungsgetümmel zum Thalmährchen werden zu sehen.

Er entschloß sich kurz, führte Bätely durch's geräuschvolle Zimmer in die stille Nebenkammer, setzte sich schweigend an ihre Seite und ließ sie — weinen.

„Was fehlt dir?" fragte er einige Mal. Er blieb unbeantwortet.

„Ich glaubte, das Fest würde dir willkommen sein — du würdest freilich —"

„Ach!" seufzte die Jungfrau, und schlug zum ersten Mal die von Thränen spiegelnden Augen auf; denn sie verehrte den Oheim, wie man den Vater verehrt, und hatte vor ihm kein Geheimniß.

„Ist dir Herr Quint also zuwider?" sagte er, „du willst ihn nicht? — Gesteh' es mir nur, ich zürne nicht. Es ist nur ein erzdummer Narrenstreich, daß ich dir's nicht verläufig sagte, oder bei dir auf den Strauch klopfte. Deine Tante hat's falsch verstanden, und nicht gewußt, was die Glocke geschlagen. — Es ist ganz und gar meine Schuld nicht."

Bätely, als sie des Oheims Worte und seinen Irrthum vernahm, in welchen ihre Thränen ihn geführt, wollte antworten. Aber

die Stimme verschwebte in einem Seufzer; sie erröthete unter Thränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

Ja, es ist eine verdammte Geschichte!" rief der verlegene Oheim, und rieb sich in der Angst die Hände. Für ihn war jetzt nur die Frage: wie man den fehlgeschlagenen Operationsplan mit bester Manier vertuschen, und den Zeugen und Ehrengästen einbilden könne: er habe ein Späßchen treiben wollen mit der Verlobung? — Die Sorge umdunkelte seine Stirn: „Sei nur ruhig, Bätely. Das Ding läßt sich noch ändern; man muß bei großen Unglücksfällen nie den Verstand verlieren. Das ist die Hauptsache. — Wenn du mir nur sagen wolltest, Herzensbätely, ob dir Herr Quint durchaus und im Tod zuwider sei? ob du nicht glaubst, du könntest ihn mit der Zeit lieben? Ich könnte dir Geschichten erzählen, eine über die andere, wo aus gezwungenen Ehen die besten Ehen erwachsen sind. Leider, daß die Zeit zu kurz und hier Gefahr im Verzug ist. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn du nur einmal, so zu sagen, provisorisch die Verlobung probiren wolltest. Das Andere wird sich schon hernach finden."

„Aber," stammelte das Mädchen, „wißt Ihr denn auch gewiß, daß mich Herr Quint leiden mag?"

„Dich leiden, Herzensbätely?" schrie der Onkel, und die Frage ließ ihn wieder vollkommen aufleben: „Dich leiden? Daß sich Gott erbarme, er liebt dich mit Schmerzen von Herzen bis zum Sterben."

Bätely sank an des Oheims Brust mit heftiger Bewegung.

„Mein Gott!" rief Herr Pyk, und seine Angst ward wieder mächtig, wie zuvor: „erkläre dich, mein Schatz! rede nur, probire nur. Versuch' nur die Verlobung, du stellst dir das Ding etwas schwerer vor, als es ist. Es ist daran noch kein Mädchen gestorben."

Die Jungfrau hörte des bekümmerten Onkels Ermahnung nicht. Sie hörte nur noch im Innern der Seele das Forttönen der Worte: „Er liebt dich von Herzen bis zum Sterben."

Sie hob ihre Arme empor, umschlang damit des Oheims Nacken, verbarg ihr Gesicht an seine Brust und sprach: „Sagt's ihm nur, denn ich kann es ihm nicht sagen: ich lieb' ihn auch von Herzen!"

Herr Pyk wäre beinahe zu Boden gefallen. — Er horchte, horchte noch einmal, als wollte er selbst das Echo dieser Worte noch auflauschen. „Ei, du Närrlein," rief er, „wie kannst du mich auch so quälen. — Also, das wäre dein Ultimatum? — Bravo!" Er küßte sie und rief: „Nun hol' ich dir Herrn Quint her, das mußt du ihm selbst sagen."

Er sprach's. Vergebens streckte Bätely's Arm sich hin, ihn zu halten. Er flog davon in's Zimmer, um den Bräutigam zu suchen. — Alle saßen sie da, die Gäste, in ihrer Pracht versammelt. Nur Herr Quint war nicht zu sehen, und hatte sich noch nicht sehen lassen.

Herr Pyk zog die Taschenuhr. Es war schon halb ein Uhr vorüber. „Geht mir denn heut' alles in die Quere?" brummte er, und ging vor's Haus.

18.

Nicht ihm allein, sondern auch Herrn Quint war der heutige Tag ein Quertag. Der Mensch ist nicht Gebieter seines Schicksals. Die Tage nehmen *ihn*; nicht *er* nimmt die Tage.

Der ganze Vormittag war unserm Philosophen unter Beschäftigungen entronnen, die ihm ehemals fremd waren. Er schrieb Anreden, Danksagungsreden, und putzte sich stattlich zur Verlobungsfeier.

Ein Stubengelehrter, der Sr. Majestät dem Könige präsentirt werden soll — ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, der bei voller Kirche seine erste Predigt halten soll — ein in Schulden seufzender Kaufmann am Lotterietag, dem das große Loos helfen, die Niete den Untergang bringen könnte — Keiner von diesen Sterblichen allen kann tiefere Angst empfinden, als Herr Quint wirklich empfand, seit

er am Morgen von schweren Träumen erwacht und des Gedankens mächtig worden war: Heut' ist Verlobungstag!

Da sah er im Geist eine Geliebte, die er nie eigentlich gesprochen, der er nur Albernheiten gestammelt hatte, die er mit seinem Niesen erschreckt, mit seinem Tanz auf dem Berge ohne Zweifel in Furcht gejagt, mit seiner Abfahrt in die Bergtiefe zur Flucht getrieben hatte — da sah er neunzehn Zeugen und Ehrengäste, ihm fast alle wildfremde Personen, entsetzliche Gratulanten, steife Komplimentenschneider, und er sich mitten drunter, sein Thun und Lassen der Kritik preis gegeben, von allen Basen und Muhmen begafft! — Er fluchte im Herzen auf die Eitelkeit und Pomplust des Herrn Pyk. Er hätte mit Freuden eine halbe Tonne Goldes hingeworfen, wenn er sich damit von der Feierlichkeit, in der er die Hauptrolle spielen mußte, hätte loskaufen können. Fast wäre ihm seine ganze Liebesgeschichte verleidet.

„Was hat auch die Narrenwelt davon," sprach er bei sich selbst, indem er halb angekleidet sein Zimmer mit schnellen Schritten auf- und ablief, „was hat sie auch davon, daß sie die Natur zum Firlefanz verkehren und die einfachste Sache von der Welt zum Fratzenwerk verzerren will? O Bätely, warum mußten wir beide mit diesen Herzen, mit diesen Gefühlen in eine Welt, wo man nur Reck und Braten sieht? — Die Wilden sind glücklicher. Zwei an einander schlagende Herzen, das ist die wahre Verlobung."

Inzwischen half die Protestation gegen der Welt Narrheit nichts zur Sache. Die Augenblicke eilten davon. Man mußte sich ankleiden, und zwar diesmal ein wenig sorgfältiger, denn gewöhnlich; man mußte noch hin und wieder manches in der Wirthschaft ordnen; man mußte endlich auch wohl beiläufig darauf denken, was man den Zeugen und Ehrengästen, der Braut, und der Tante, und der Formalität willen auch dem Oheim sagen wollte, um nicht im entscheidenden Zeitpunkt wie ein Steck dazustehen, sich zu kompromittiren vor der Braut und der sämmtlichen Verwandtschaft.

Während sich Herr Quint die Kleider zusammensuchte, studirte er emsig an zierlichen Redensarten und Höflichkeitserwiederungen. Aber es war, als wenn sein Geist ihm diesmal alle Dienste versagen wollte. Er fand keinen Sinn und keine Worte. Dies mehrte seine Aengstlichkeit. Im tiefen Nachsinnen vergaß er, die rechten Kleider zu wählen. Er holte dergleichen aus allen Schränken, und kleidete sich an, und wurde vom Spiegel belehrt, wie unpassend er den Anzug ausgelesen, wie bunt, wie geschmacklos er dastand, in weißen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und veilchenfarbenem Rock.

Die Garderobe mußte von neuem gemustert werden. Unterdessen gingen die glücklichen Einfälle wieder verloren, welche er zum Kompliment mühsam zusammengestoppelt hatte. Er ließ die Kleider zurück, und setzte sich in halber Wuth an's Schreibepult, um für den äußersten Nothfall einige anzubringende Artigkeiten aufzuzeichnen. Er fühlte mit Todesverdruß seine Untauglichkeit in großer, glänzender Gesellschaft. Er verwünschte tausendmal die Verlobungen und die Riesenplane des Herrn Pyk, und die Eitelkeit aller Oheime. Er schrieb:

„Jungfer Braut — Sie sehen mich hier — „Es ist aber noch die große Frage, ob man Bärely sogleich Braut nennen darf? Dies ist sie doch wahrscheinlich nur erst nach dem Verlobungsakt. Besser also: „Jungfer Pyk, Sie sehen mich hier, als den glücklichsten Menschen, der, indem Sie ihm Ihre überaus schätzbare Hand, die —" das Ding geht nicht. Es kömmt steif heraus. Und doch, was ist die ganze Wirthschaft mehr oder weniger, als steife Schneiderei? — Eine Art Liebeserklärung muß einmal herauskommen, um so mehr, da bis jetzt von keiner Seite eine solche gethan worden war. Die schönste Erklärung wäre die einfachste: „Jungfer Pyk, ich bin Ihnen gut." Aber, hilf Himmel, welch eine Miene müßte das gute Mädchen dazu machen, wenn nun die ganze im feierlichen Zirkel herumstehende verehrliche Gesellschaft über die lakonische Erklärung in Gelächter aus-

bräche, oder die Nase rümpfte, oder in die Schnupftücher bisse, um das Gekicher zu verheimlichen!

Er stand wieder auf. Mit dem Schreiben ging's auf keine Weise. Vielleicht glückte ein Impromptü. Er trat vor den Spiegel, um mit lächelnder Miene, schmeichelnder Stimme etwas Schönes zu sagen. — In dem Augenblick brachten ihn zwei sehr verschiedene Dinge außer sich selbst.

Erstlich, er fand sich angekleidet, aber noch sein Haar ganz in der nächtlichen Verwirrung, ungekräuselt.

Zweitens, in der Kirche des Nachbardörfchens schlug es zehn Uhr, und die andächtige Christengemeinde kam vom Gottesdienste zurück über alle benachbarte Wege und Stege verbreitet.

Ein kalter Schauer überfloß ihn. Er hätte fast an Hexerei glauben mögen, denn er stand im Wahn, es könne noch nicht neun Uhr sein. Gesetzt, er hätte sich spornstreichs auf den Weg gemacht: so mußte er volle anderthalb Stunden bis zur entlegenen Burg des Herrn Pyk traben. Dann war's eilf Uhr und ein halb.

Wahrscheinlich versammelte sich gegenwärtig schon die Verlobungsgesellschaft — wahrscheinlich war er nun schon der Gegenstand der allgemeinen Unterredung — wahrscheinlich war Bäteli mit der Tante schon dort; denn um der Sonnenhitze zu entgehen, hatte sie vermuthlich die Morgenkühle benutzt, drei Stunden Wegs zu machen, im kleinen „Thal-Wägle." — Und der Bräutigam stand noch ungekämmt und ungepudert vor dem Spiegel da, die weißen Haarwickeln am Kopf.

19.

Es liegt im Charakter großer Männer, daß sie durch die widerwärtigsten Ereignisse nicht außer Fassung gebracht werden können. Alles Große, Ungeheure, Erschütternde gehört gleichsam zu ihrem

Wesen und Werk. Hingegen Kleinigkeiten sind oft Sieger über sie. So achtet der Löwe den Zahn des Tigers kaum im Kampf; er fährt aber beim Stich der Mücke auf.

Das ist nun alles, was sich zur Ehrenrettung des Herrn Quint sagen läßt. Die schwersten Opfer würde er mit Heldenmuth gebracht, die größten Leiden, als Mann, getragen haben — aber dieser Moment vor dem Spiegel, während die Dorfuhr schlug, rieb seine Kraft auf.

Er warf zum dritten Male die Kleidung ab, und setzte sich im Schlafrock vor den Pudertisch, sein Haar zu kräuseln. — Auch hier störte ihn ein schadenfroher Dämon. Bald standen die Seitenlocken zu hoch, bald zu tief. Es war nichts Zierliches herauszubringen. In Eilfertigkeit und Zerstreuung — denn er studierte noch immer Anreden, und notirte beiläufig das Beste davon mit Bleistift in die Schreibtafel — verderbte er immer, was er vorher ziemlich leidlich gemacht hatte. — Dreimal schleuderte er mit Wildheit Kamm und Puderquaste zu Boden, und hob sie dreimal wieder auf; denn es war nun einmal Verlobungstag, und es ließ sich nicht ändern.

Schlechter denn jemals frisirt, doch nicht so unausstehlich übel, als er selbst glaubte, erhob er sich endlich. Er war im Begriff, seine Konzepte von Komplimenten noch einmal zu durchfliegen — da schlug die beherte Dorfuhr elf; und die fromme Betglocke brummte zum Ueberfluß noch dreimal hintendrein.

Herr Quint ward blaß vor Schrecken. Er hatte keinen Augenblick zu säumen. Vor halb ein Uhr konnte er jetzt unmöglich in Pyk's Hause sein. — Ein weiter Weg, ein ungewöhnlich heißer Tag — zu Verlobung — man denke!

Hurtig ergriff er Stock und Hut, warf den stäubenden Schlafrock ab, zog das veilchenfarbene Kleid an — aber damit war's wieder nicht abgethan. Da war noch hier zu bürsten und da. Auf die Schuh war Puder gefallen; der Hut hatte am Bette gehangen und Feder-

dumen aufgefangen: man hatte noch Hausgeschäfte, die abgethan werden mußten, und von keinem Andern abgethan werden konnten.

Es schlug halb zwölf Uhr, und Herr Quint stürzte verzweifelnd zum Haus hinaus.

Laufen hilft nicht zum Schnellsein. Er verlor bald den Odem: man mußte langsamer gehen, und den Schatten suchen, denn die Sonne stach gewaltig.

Während des Galopps, welchen Herr Quint sonst selten zu nehmen gewohnt war, hatte er eigentlich an nichts denken können. Erst bei langsamen Füßen wurde sein Gedankenlauf schneller.

Er fühlte, daß schon Alles verfehlt sei. In jedem Fall mußte die versammelte Gesellschaft beim Herrn Pyk über das Ausbleiben des Bräutigams in Bestürzung gerathen, in jedem Fall mußte die Jungfer Braut ob der Ungezogenheit des Bräutigams empfindlich sein: in jedem Fall hatte Herr Pyk das Recht zu zanken, in jedem Fall mußten Entschuldigungen dagegengestellt werden — in jedem Fall standen die Sachen so schlimm, daß man hätte Postpferde nehmen und bis Archangel oder Kamtschatka jagen mögen.

Außer seinem Geburtstag, ohne welchen er nie den heutigen gesehen haben würde, hatte Herr Quint in seinem Leben keinen wichtigern gehabt. Und gerade dieser heutige mißglückte so sehr. Wirklich stand er still, um sich besser seines Thuns zu besinnen. Er sah rückwärts, vorwärts, hinauf gegen die Alpen, hinab gegen den Strom; guter Rath war in allen Ecken theuer.

Die glühende Scheibe der Mittagssonne hing sengend über dem Thale. Die Schatten krochen zu den Wurzeln der Bäume zurück. Die kahlen Felsenwände an den Gebirgsrippen blendeten das Auge; jeder Fußtritt wehte über die schmachtende Flur eine Staubwolke.

Herr Quint hatte sich nie so übel und unbehaglich gefühlt. Er kam fast auf den Entschluß, heimzukehren und den ganzen Plunder von Verlobung, Schmaus und Fest fahren zu lassen, unter dem

Vergeben, er sei plötzlich erkrankt. Noch hatte er eine Stunde zu wandern, erst eine halbe zurückgelegt.

Sein Mißbehagen zu vermehren, fühlte er starke Eßlust. Sein wohl abgerichteter Magen kannte die gewohnte Mittagsstunde, und hielt auf alte Ordnung. Unter solchen Umständen stand es mit der vergeblichen Krankheit schlecht. — Aber seine Noth war noch nicht zu Ende.

Es wehte vom Strom herüber ein schmeichelndes Kühllüftchen, welches Herrn Quint gewiß wohl gethan haben würde, wenn es ihm nicht vom Nacken hervor, über die Schultern, einen Schwarm Haare geblasen hätte. — Er drehte sich hastig um. Niemand war da. Er fuhr mit der Hand in den Nacken; da fand sich das Unheil. Entweder war der Haarbeutel vergessen, oder unterwegs verloren.

Hier blieb keine Zeit zu verlieren. Er sprengte um und jagte vollen Sprungs nach Hause zurück.

20.

Jeder Andere, was würde er in der Lage des unglückseligen Mannes gethan haben? — Noch einmal den Versuch erneuern, zum Verlobungshause zu kommen? Oder daheim bleiben und ein freundliches Schicksal abwarten?

Herr Quint wählte mit rühmlicher Entschlossenheit das erste. Der quästionirte Haarbeutel von schwarzem Taffent lag wirklich auf dem Schreibtisch neben dem Fernrohr. Beide Mobilien leisteten Herrn Quint sonst immer auf Spaziergängen Gesellschaft; diesmal und gerade das wichtigste Mal versäumten sie ihren Herrn.

Die Haartasche am gebührenden Ort im Nacken, das Fernglas in der Hand, verließ Herr Quint, nicht ohne einen tiefen Seufzer, zum andern Male die stille, verwaiſete Wohnung.

Jetzt schlug die Glocke des Kirchthurms zwölf Uhr — recht, als hätte sie boshaft seiner geharrt, um ihm eine Stunde nach der andern in's Ohr zu brummen. — Dies raubte dem guten Manne, der nun schon einen ganzen Morgen von Angst und Pein umhergetrieben war, und nie von der Stelle kam, Muth und Trost. Selten ist man abergläubiger, als wenn man fürchtet und hofft; und selten hofft und fürchtet man mehr, als wenn man liebt. — Herr Quint nahm sein bisheriges Ungeschick als unfehlbare Weisung, daß Bätely für ihn nicht bestimmt sei. — Mit dem besten Herzen, mit der reinsten Liebe fand er sich des Mädchens nicht würdig, weil ihn alle Umstände verdammt hätten, lächerlich zu werden. Nichts aber ist lächerlich, ohne verächtlich zu sein.

Diese Betrachtungen munterten ihn wenig auf. Langsam schlich er den gewohnten Weg dahin, voll tiefen Mißmuths. — Er ging, — er wollte dennoch zur Verlobung, und dem Schicksal trotzen. Es war aber nicht mehr der Liebe Magnet, welcher ihn zur Burg des Herrn Pyk zog, Verzweiflung war's. Er wüthete gegen sich selbst. Er wollte das Schwerste ertragen, und auch dem Uebelsten keinen Halm breit aus dem Wege gehen.

„Eigentlich aber," so redete er sich selbst an, „eigentlich aber ist Er, Er mit all seiner eingebildeten Weisheit, ein Tropf. Er selbst ist an allem Unheil Schuld. Ein wenig früher aus den Federn, ein wenig systematischer in Seinem Tagwerk, ein wenig bedächtlicher in Seinem Thun und Nichtthun, und die Teufelei wär' Ihm nicht widerfahren. Geh' Er jetzt; laß Er sich derb auslachen; komm' Er zu Seiner Verlobung, wenn die Andern, des Wartens müde, am Tische sitzen und abgegessen haben; stell' Er sich hin, Herr Pinsel, und mach' Er Seine Bücklinge links und rechts. Was will Er denn antworten? Was will Er aufbringen, um die Blöße Seiner Albernheit nur halb zu bedecken? Studier' Er wenigstens auf einen Einfall, den man zur Noth anhören mag!"

Indem er sich also den Text selbst las und mit Vorwürfen kasteite, ward er in der Ferne einige ihm entgegenkommende Personen gewahr. Er zitterte und blieb stehen. „Wahrscheinlich sind sie abgeschickt, dich zu suchen — was willst du sagen?“ Er verging vor Scham. Er legte das Fernglas an die Augen. Wirklich sah er hell und deutlich zwei festlich gekleidete Männer; sie gingen mit scharfen Schritten ihm entgegen. Er beschloß, ihnen auszuweichen, um Zeit zur Erfindung irgend eines Mährchens zu gewinnen. Rechts lag die Brücke über den Strom. Wiewohl ihm dies einen Umweg von einer Stunde machte, indem er schlechterdings am Ende des Thals wieder über den Strom zurück mußte, um zu Herrn Pyks Behausung zu kommen, setzte er doch eilfertig hinüber. Die Furcht ließ ihm keine Besinnung. Wie ein Sünder schlich er schamhaft hinter den Gebüschen weg, um von den Abgesandten nicht ausgespäht zu werden.

Er entkam ihnen zwar glücklich — aber welch eine Strecke Wegs lag nun vor ihm!

Und als er nun auch diese fast durchlaufen hatte, — als nun vor ihm schon hinter den Gebüschen die Thürme und Dachgiebel von Thosa aufstiegen, und vom andern Ufer des Wassers die alte Burg herblinkte, was half es ihm? — In der Kirche von Thosa schlug es zwei Uhr, und man läutete zum nachmittäglichen Gottesdienst ein.

„Es ist vorbei!“ seufzte Herr Quint außer aller Fassung, „man erwartet dich nicht mehr. Du kommst in jedem Fall zu spät.“

21.

Um sich dessen besser zu versichern, beschloß er, einen benachbarten, dickumbüschten Hügel zu besteigen, von wo herab er die Pyk'sche Burg, nebst Allem, was aus- und einging, wohl beobachten konnte. Es war von hier bis dahin noch eine halbe Stunde Wegs.

Er wählte sich das bequemste Plätzchen, und zog sein Fernrohr. — Da sah er die Fenster offen — sah an einer langen gedeckten Tafel die Gäste umhersitzen in bunter Reihe. Man schien vergnügt zu sein und seiner nicht zu gedenken. — Heiße Thränen stiegen ihm in's Auge. Er fühlte all das Häßliche seiner Lage. Ermattet von dem langen Lauf, entkräftet von der Hitze des Tages, hungrig und traurig, auf einem abgestorbenen Eichenstamm, mußte er seinem eigenen Verlobungsfeste durchs Fernrohr zuschauen. Wer wäre an seiner Stelle geblieben?

Er warf das Sehrohr auf die Seite und trocknete vom glühenden Antlitz die Thränen des Verdrusses. Er schwor sich in seinem Herzen von Bätely und der ganzen Welt los. Er schwor, noch strenger, als bisher die Einsamkeit zu suchen; niemandem anzugehören; auf alle Lust der Welt Verzicht zu thun, und sein Vergnügen nur darin zu finden, unglücklich zu bleiben.

In diesen Schwüren lag freilich kein logischer Zusammenhang; aber er fühlte sich dabei in der tiefen Stille des Waldes nur durch gänzliche Verzichtung wohl. — Es war ihm, wie einem vom Weltsturm Umhergeworfenen, der in den klösterlichen Mauern das Gelübde ewiger Entsagung ablegt. Der Frieden des Hains, die Stille umher, die Dämmerung unter den Zweigen wirkten beruhigend in sein krankes Gemüth. Er nahm diesen Zustand, als Folge philosophischer Entschlossenheit.

„So sei es denn!" sprach er für sich selbst: „So ist auch mir eine Ruh' vorhanden. Die Welt ist nicht für mich, und ich tauge nicht für sie."

Er erwartete in dieser Stimmung auf dem Hügel den Abend. Erst im Dunkeln, ungesehen und ungekannt, beschloß er, seiner Heimath zuzuwandern.

Herr Quint hat nachmals gestanden, daß die Stunden, welche er in diesem Walde bis zum Abend hin unter tausend Träumen verlebte, zu den genußvollsten seines Lebens gehörten. — Um sein selbst-

geschaffenes Paradies durch nichts zerstören zu lassen, verließ er den Anblick des Pyk'schen Landgutes und Verlobungsmahls; wählte eine andere Stelle; sah hier einen Theil des Thales unter seinen Füßen; sah verlfarbene Wetterwolken über den Bergspitzen glänzen, oder hohe Staubsäulen durchs Thal und über den Strom tanzen, oder die Schwalben mit leuchtenden Flügeln in ungewöhnlicher Höhe schwärmen.

Sobald es finster ward, machte er sich auf, den Rückweg anzutreten. Aber das heftigste Gewitter trat jetzt aus den Bergen hervor. Bald entflammten alle Wolken und Felsen, und der Donner rollte stoßend durch's Thal, als stürzten die Alpen ein und die ewigen Gletscher.

Zum Glück kannte Herr Quint seinen Weg. Das schauerliche Spiel der Natur schreckte ihn nicht. Es stimmte zu seinem Innern. Wenn fressend der Blitz durch die aufledernden Wolken zog; wenn ein Windsturz sich brausend in den Wäldern verlor; wenn der Donner längs den Bergwänden rollte: so war's ihm, als lagere sich ein Grab mit wohlthätiger Verheerung über alle Leiden der Vergangenheit hin.

Ein furchtbarer Regen aber trieb ihn bald vom Wege ab in eine seitwärts liegende Bauernhütte. Die Bewohner derselben reichten ihm gastfreundlich ein dürftiges Abendmahl. — Er vergaß seines kummervollen Tages; erquickt setzte er die Reise nachher fort, obgleich es schon spät war. Er hoffte noch vor Mitternacht die Heimath zu erreichen: aber Mitternacht war's, ehe er zur Strombrücke an das Zollhaus kam.

Das Gewitter hatte sich verzogen; allein der Regen strömte mit doppelter Heftigkeit. Herr Quint, dem diesen Tag so manches fehlgeschlagen, opferte nun auch noch den letzten Wunsch auf. Er beschloß, im Zollhaus zu übernachten, denn er war müde. Ein einsames Licht wandelte noch im Zimmer des Zöllners.

Hier schlief alles schon tiefen Schlaf. Nur die wirthliche Hausfrau, schon halb entkleidet, war noch wach. Sie kannte Herrn Quint, und beklagte ihn, weil der Regen viel Reisende von der Straße zu ihr in's Haus getrieben und kein Bett mehr übrig war.

„Unseliger Tag!“ brummte Herr Quint, der ein gutes Nachtlager liebte; „muß sich denn alles gegen mich zusammenrotten?“

„Doch nein!“ rief die Frau nach einigem Besinnen: „wenn's Euch nicht zuwider ist, so könnt Ihr ja selbander schlafen. Das Gewitter hat auch unsern wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer zum Einkehren gezwungen; ein großes zweischläferiges Bett, worin zur Noth drei Mann Raum hätten, läßt Euch Platz genug. Ihr müsset vorlieb nehmen. — Aber das Bett ist gut.“

„Nein, um des Himmels willen, ich will ihn im Schlaf nicht stören!“ rief Herr Quint.

„Nicht doch, der alte dicke Herr hat festen gesunden Schlaf und nimmt's nicht übel!“ erwiederte sie. „Da nehmt die Kerze. Ihr findet das Zimmer leicht; rechter Hand das erste, wenn Ihr die Treppe hinauf seid.“

Schweigend nahm Herr Quint die Kerze. Sobald er an die beschriebene Thür kam, löschte er bescheiden das Licht, um den Herrn Pfarrer nicht zu wecken. Der Mond leuchtete matt durch die Scheiben. Er fand das Bett; warf Rock und Schuhe und Haarbeutel ab, legte sich leise neben den schlummernden Seelenhirten, und entschlief, von vielen Abenteuern müde.

22.

Das morgenliche Sonnenroth spielte schon anmuthig zwischen dem Blätterschatten der Gartenbäume durch's Fenster, als Herr Quint erwachte.

Schier war es ihm zu spät. Er hätte gewünscht, mit Morgens Anbruch daheim zu sein. Der alte Pfarrer, dem er den Rücken zugewandt hatte, schlief noch, aber, wie es schien, schon etwas unruhig.

Herr Quint, um sich eine Entschuldigung zu ersparen, war eben

im Begriff, geräuschlos zu entschlüpfen, da warf der geistliche Mann im Schlafe seinen Arm quer über den erschreckenen Quint hin, und zwar über dessen Hals, zwischen Kinn und Brust. Hier blieb der Arm unbeweglich liegen, und schwer, wie Blei. Herr Quint verlor fast den Odem.

Es darf von mir nicht erst gesagt werden, daß allzuzarte Bescheidenheit der Hauptfehler des Herrn Quint war. Ein Anderer, minder gutmüthig, als er, würde vielleicht den wohlehrwürdigen Arm ohne alle Umstände zurückgeworfen und in die gebührenden Grenzen gewiesen haben; — er aber wagte es nicht.

Langsam und unmerkbar, wie der Stundenzeiger am Zifferblatt, gedachte er sich unter der schweren Last hervorzuziehen. Es glückte so ziemlich, obgleich das Knistern des alten, hölzernen Bettgestells ihm zweimal tödtliches Schrecken abjagte. Allein als er schon auf der Hälfte des Weges war, und der rechte Fuß schon Anstalten machte, das Lager auf immer zu verlassen, mußte Halt gemacht werden. Den Herrn Quint wandelte wieder der unglückliche Reiz zum Niesen an, und zwar so rasch, so lebhaft, so mächtig, daß nichts half, als, wider übliche Weise und Sitte, den herzhaften Ton mit zurückgehaltenem Odem zu dämpfen. Desto mächtiger ward dadurch die Erschütterung seines ganzen Körpers. Die Bettstelle wankte und krachte, als wollte sie zusammenstürzen. — Der Seelenhirt mußte erwachen, Herr Quint aber stellte sich in dieser neuen Verlegenheit sogleich, als wenn er schliefe

Wirklich machte der geistliche Nachbar einige Bewegungen, ließ aber den Arm auf Quints Halse liegen, und schien ebenfalls wieder entschlafen zu wollen. Mehr wünschte Herr Quint nicht. Mit geschlossenen Augen blieb er daher unbeweglich, und dachte ad interim über die Begebenheiten des verflossenen Tages, über die mißlungene Verlobung, über die Einsamkeit am Waldhügel, und das Donnerwetter nach.

Seine Stimmung hatte während der Nacht große Umwandlungen erlitten. Er war bei weitem nicht mehr so muthig, als am gestri-

gen Abend. Seine Phantasien waren verflogen; mit der haaren Wirklichkeit hatte er's nun zu thun.

Zu Erklärungen zwischen ihm und Herrn Puk mußte es nothwendig gereihen: — das Mährchen aller Dörfer im Thal zu werden, blieb nun unausweichlich. Er bebte von neuem vor tausend verdrießlichen Auftritten: fürchtete seinen eigenen Hausleuten lächerlich zu werden: wünschte, daß zwischen ihm und dem gestrigen Tage, statt einer Nacht, der Zeitraum eines Jahrhunderts läge. Als flüsterte es ihm sein guter Dämon zu, gerieth er auf den Gedanken, eine lange Reise zu unternehmen, und zwar wegen dringender, höchstwichtiger, geheimer Geschäfte, die er selber noch nicht wußte. Daraus konnte er dann Verwände spinnen in Hülle und Fülle, wegen seines gezwungenen Außenbleibens: konnte an Herrn Puk schreiben und mit der Feder das Ding glaubwürdig machen. Selbst an Bäteln konnte er einen rührenden Brief schreiben. Sie wird ihn lesen, dachte er, mit Wehmuth wieder lesen, und den Abwesenden heimwünschen. Welch eine Wonne! — Herr Quint segnete den glücklichen Einfall; er zürnte auf sich, nicht früher, nicht gestern schon aufgebrochen zu sein.

Indem er nun umherdachte, wohin? wie lange? aus was Ursach? — und indem er sich schon unter unbekannten Menschen, in fremden Gegenden träumte, dort sich mit Heimweh nach dem vaterländischen Thale zurücksehnte, — und dann der Heimkehr mit ihren Freuden gedachte — indem er alle einzelne Auftritte des Wiedersehens mit der reizendsten Färbung ausmalte: — tönte ihm plötzlich eine fremde Stimme ins Ohr: „Ach Gott!"

Es war aber keine Männerstimme. Herr Quint glaubte den Geist aufgeben zu müssen. Er schlug, ohne seine Lage zu ändern, die Augen auf. Niemand war im Zimmer. Der Pfarrer lag ruhig neben ihm; ein so süßer Engelston aber konnte aus keiner pfarrlichen Kehle tönen.

23.

Der lastende, oft erwähnte Arm zog sich zurück. Der Geistliche warf sich auf die andere Seite. Herr Quint wollte an dem seinen Augen vorbeifliegenden Arm wahrgenommen haben, daß derselbe mit seiner feinen weißen Haut, seiner kleinen Hand und den zarten Fingern unmöglich einem alten Seelenbischof zugehören könne. Nicht ohne Herzpochen und Furcht, eine gefährliche Entdeckung zu machen, hob er sich leise, um den Nachbar seitwärts anzuschauen.

Da lag mit weggewandtem Gesicht ein schöner Weiberkopf, eingehüllt in eine feine Linnenhaube, unter welcher üppigringelnd das dicke Goldhaar über eine halbentblößte Achsel quoll. Die Unbekannte war aber in Sonntagskleidern auf dem Bett ruhend, und schien nicht darauf gerechnet zu haben, hier eine ganze Nacht verweilen zu müssen. —

Ein übleres quid pro quo hätte ihm wohl nicht begegnen können. Jetzt gute Nacht, Reiseplan! — Wer ihn hier fand, wer ihn aus der Schlafkammer gehen sah, mußte Glossen machen, die für seinen guten Ruf nicht vortheilhaft werden konnten. Herr Pyk, Bäteln, die ganze Genossenschaft von Verwandten, konnte es erfahren. „Darum also kam er gestern nicht zur Verlobung!“ wird es heißen: „Jetzt mag er sehen, wie er sich rein brennt!“

Bei aller seiner sich hell bewußten Unschuld fühlte Herr Quint die heftigste Gewissensangst. Der böse Schein zeugte zu offenbar gegen ihn. Er, ein frommer, tugendlicher Mann, dem jeder Hausvater seine Tochter anvertraut haben würde, lag hier mit, Gott weiß welchem Weibe oder Mädchen? auf gleichem Bette. Da half kein Protestiren, kein Bedeuten, daß die Zöllnerin ihm die falsche Kammer angewiesen, oder er die Kammer des Pfarrers verfehlt habe. — Es war zu spät.

Und, wer auch immer die Schöne oder Häßliche sein mochte, welche neben ihm eine Nacht durchlebt hatte — was mußte sie den-

ken, glauben, sagen, beim Erwachen, beim Erblicken des unbekannten Bettgenossen? —

Herr Quint, auf seinen Arm gestützt, unbeweglich wie eine Bildsäule, starrte noch das Gespenst neben sich an, unfähig zu irgend einem schicklichen Entschluß. „Bin ich denn auch zum Unglück geboren?“ seufzte er bei sich.

Da erwachte die Schläferin, richtete sich halbträumend, auf den Arm gelehnt, empor, sah erstaunt den Mann vor sich, und Herr Quint ... o, was hätte er drum gegeben, wenn jetzt der jüngste Tag angebrochen wäre, die Engel in die Posaunen gestoßen hätten, und Himmel und Erde zusammengesunken wären! — — es war das kleine Bätely, welches ihn mit den blauen Augen starr ansah.

24.

Wer noch den leisesten Anspruch auf Zartgefühl macht, ohne gerade die Schüchternheit so weit zu treiben, als unser blöde Schäfer: wird sich das Entsetzen desselben denken, da er, wie durch Zauberei, in demselben Augenblick neben der Geliebten halb saß, halb lag, als er sich weit von ihr, vielleicht auf ewig, getrennt glaubte. Sein ganzes Abenteuer mit dem Mädchen, seit dem Tanz der rothen Pantoffeln, bis jetzt, war ihm so wunderseltsamlich, daß es wahrhaft philosophischer Stärke bedurfte, um nicht an Hexerei gläubig zu werden.

Bätely hingegen war noch viel mehr erstaunt. Sie hatte den gestrigen Tag von nichts, als ihm gehört, an nichts, als ihn gedacht; kein Wunder, wenn sie in der Nacht von ihm geträumt hatte, und ihr Erwachen an seiner Seite im ersten Augenblick für eine Fortsetzung des Traums mit andern Dekorationen hielt.

Ihre Seele, obschon zwischen Schlaf und Wachen taumelnd, ver-

ständigte sich doch aber bald mit der Wirklichkeit, wiewohl dieselbe unbegreiflicher war, als jedes Spielwerk eines Traumes.

„Mein Gott! rief sie: „Herr Quint!"

„Bätely," stotterte der arme Mann, „es ist gewiß, ganz gewiß und sicherlich nicht — mit Vorsatz geschehen, daß ich hier bin."

„Ach, das glaub' ich wohl!" entgegnete Bätely mit einem Seufzer, und dachte nun erst an ihren gestrigen Kummer, wo sie auf den zu Verlobenden einen ganzen Tag umsonst gewartet, und endlich nach vergeblichem Hoffen gefolgert hatte, er sei entweder unglücklich gewesen, oder liebe sie nicht. Denn man hatte Boten zu ihm ausgesandt, seine Abreise erfahren, ihn im ganzen Thale suchen lassen, ihn nirgends gefunden. — Unglück oder Untreue! war das einstimmige Urtheil aller anwesenden Gäste gewesen, die sich nach wohlgehaltenem Trostschmause spät getrennt hatten, weswegen, vom Regen und Wetter übereilt, die Tante mit der Nichtverlobten sich auch bequemen mußte, im Zollhause zu übernachten, so gut, als Herr Quint.

„Die Frau des Zöllners hat mich hierher gewiesen in diese Kammer," gegenredete der Philosoph, „und meinte, hier schlafe der wohlehrwürdige Herr Pfarrer. Es thut mir leid. Ich bin..."

Bätely sah aus Quints ehrlicher Miene, daß er nicht lüge. Sie hätte ihn freilich gern unter andern Verhältnissen gesehen, als diesen. Aber leider war das Unglück einmal da. Man konnte sich freilich trennen, aber Bätely wäre nicht vermögend gewesen, ihm die Thür zu weisen. Auch dachte sie bei ihrer Herzensreinheit nichts Arges. Das Aergste, so sie denken konnte, war, er verachte sie, und wolle sich von ihr und Herrn Pyk, und einem vielleicht übereilten Versprechen ablösen. Das war's, was ihr gestern geheime Thränen erpreßt hatte. Unter Thränen hatte sie sich gestern auf dies Bett geworfen und war sie eingeschlafen.

„Sie werden mir gewiß zürnen, Bätely!" stammelte Quint.

„Ich hätte gestern...," erwiederte Bätely, mit jungfräulichem Erröthen.

„O sagen Sie nichts von gestern," rief Herr Quint: „ich habe unverzeihlich gesündigt. Sie können mir nicht vergeben."

Er schlug betrübt die Augen nieder. Bätely las in seinen Mienen den ungekünstelten Schmerz, die unverstellte Liebe, und hatte ihm schon alles vergeben.

„Hören Sie mich aber an. Ich will Ihnen offenherzig beichten. Alles, ohne Rückhalt. Und wär' ich dann Ihrer Freundschaft noch würdig — ach! dürft' ich dann noch Nachsicht hoffen von Ihnen, und das Geschehene wäre wie ungeschehen — o, dann, ich verdient' es nicht, das Glück — aber dann hätte Gott unter seinem Himmel keinen seligern Menschen, als mich. Ja, gewiß, alles will ich Ihnen beichten vom gestrigen Tag."

So sprach Herr Quint, und erzählte sein Unglück mit der glaubwürdigsten Bestimmtheit und Umständlichkeit.

Was konnte das liebende Mädchen lieber hören, als diese Erzählung, in der jedes Wort ein neues Liebesgeständniß war? Und als er von seinem Aufenthalt am Waldhügel, und seinem Gram, und seinem Entschluß, der Welt zu entsagen, eine weite Reise zu thun, sprach, wurde sie traurig, und sagte:

„O nein, das müssen Sie ja nicht!"

„Und ich würd' es!" seufzte Herr Quint: — „ich würd' es, wenn . . . ," hier bewegte sich seine Hand gegen die ihrige: hier steckten seine Worte; aber der unwillkürliche zitternde Händedruck, und sein Stammeln und das Versiegen seiner Stimme, und der zärtlichstehende Blick zu ihr, verriethen alles, und mehr, als Worte andeuten mögen.

Sie bebte. Reden konnte auch sie nicht. Ihr Blick verlor sich in dem seinigen. Die Zukunft entnebelte sich vor ihnen mit ihren ewigen Fernen. Ein schönerer Himmel wölbte sich über ihnen im

Morgenglanz; eine schönere Erde blühte unter ihnen. — Für sie war nichts Irdisches mehr, nichts Sterbliches, nichts Unheiliges. Mit Engelssinn schwebten sie in der Schöpfung, und der Ruf des Schöpfers zur Seligkeit drang durch ihr Herz.

„O wir werden glücklich sein!“ rief Herr Quint, mit emporgehobenem Blick.

„Glücklich!“ stammelte Bätely, und ihr Haupt sank sinnig nieder auf die nach einem Seufzer zusammensinkende Brust. —

Unter dem Druck seiner Hand fühlte er an Bätely's Finger den zarten Goldring. Er mahnte ihn an den fatalen gestrigen Tag, an die versäumte Verlobung und Herrn Pyks muthmaßlichen Zorn.

„Es ist ja nicht zu spät!“ sprach er, zog seinen Ring ab, und pflanzte ihn an Bätely's Finger.

„Gibst du mir den deinigen, liebes Bätely?“ fragte er.

Sie reichte ihm den Ring. —

Die Verlobung war geschlossen. Keines sprach dabei eine Silbe; Thränen, so in ihren Augen spielten, ersetzten den Schwur der ewigen Treue, den die Lippen nicht stammeln konnten. —

Die Morgensonne umstrahlte das glückliche Paar mit purpurfarbenem Lichte.

„O Bätely, meine Bätely!“ rief Herr Quint.

25.

Herr Pyk, und hätt' er wirklich die gesammte Herrlichkeit Salomons in Requisition gesetzt, die Verlobung dieses Paares prächtig zu begehen, hätte sie unmöglich feierlicher anstellen können, als sie hier geschehen war, auf dem keuschen Lager, in der dürftigen Kammer des Zöllners, im Rosenglanz des Morgenhimmels, unter dem Triller der Lerchen.

Herr Quint vergaß seiner Leiden und Reise-Entwürfe. Das veilchenfarbene Kleid, die bestaubten Schuhe und der Haarbeutel wurden eilig hervorgesucht und angelegt. Er entfernte sich bescheiden aus Bätely's Kammer, um der Verlobten nicht die Toilette zu stören.

In Gesellschaft der Tante fuhr man sogleich zum Herrn Pyk zurück. Noch denselben Tag, und ohne Prunkschmaus, wurden die Ehepakten abgeschlossen, und vierzehn Tage nachher feierte man in ländlicher Einfalt die Hochzeit der Glücklichen.

Bätely aber trug zeitlebens rothe Saffianpantoffeln zum Andenken der Stunde, in welcher sie die Eroberung gemacht hatte.

Die Nacht in Brezwezmeisl.

Fahrt nach Brezwezmeisl.

Ich zweifle gar nicht, das Jahr 1796 mag wohl manche schreckliche Nacht gehabt haben, zumal für die Italiener und Deutschen. Es war das erste Siegesjahr Napoleon Bonaparte's und die Zeit von Moreau's Rückzug. Damals hatte ich in meiner Vaterstadt auf der Universität die akademischen Studien beendigt: war Doktor beider Rechte, und hätte mich wohl unterstanden, den Prozeß sämmtlicher europäischer Kaiser und Könige mit der damaligen französischen Republik zu schlichten, wenn man nur Gretius, Pussendorf und mich zum Schiedsrichter verlangt hätte.

Ich war inzwischen blos zum Justizkommissär einer kleinen Stadt des neuen Ostpreußens auserseben. Viel Ehre für mich. Mit dem einen Fuß schon im Amte, während mit dem andern noch im akademischen Hörsaale, heißt seltenes Glück. Das dankte ich der Eroberung oder Schöpfung eines neuen Ostpreußens und dem Falle Kosziusko's. Man macht es zwar dem höchstseligen König — wir andern Christen sterben nur schlechtweg selig, und die Bettler vermuthlich nur tiefselig; man sagt, im Tode sind wir einander alle gleich, ich beweise im Vorbeigehen das Gegentheil! — Also man macht ihm zwar zum Vorwurf, an einer schreienden Ungerechtigkeit Theil genommen zu haben, da er ein selbstständiges Volk verschlingen half; aber ohne diese kleine Ungerechtigkeit, ich möchte sie gar nicht schreiend nennen, wären tausend preußische Musensöhne ohne An-

stellung geblieben. In der Natur wird Eines Tod das Leben des Andern; der Häring ist für den Magen des Wallfisches, und das gesammte Thier- und Pflanzenreich, auch das Steinreich, wenn es nicht zuweilen unverdaulich wäre, für den Magen des Menschen da. Uebrigens läßt sich sehr gut beweisen, daß ein Mädchen, welches seine Ehre, und ein Volk, welches seine Selbstständigkeit überlebt, ihres eigenen Unglückes schuldig sind. Denn wer sterben kann, ist unbezwingbar, und eben der Tod ist der feste Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens.

Meine Mutter gab mir ihren besten Segen, nebst Wäsche und Reisegeld; und so reisete ich meiner glänzenden Bestimmung nach Neu-Ostpreußen entgegen, von dem die heutigen Geographen nichts mehr wissen, ungeachtet es doch kein Zauber- und Feenland war, das auf den Wink eines Oberen entsteht und verschwindet. Ich will meine Leser mit keiner langen Reisebeschreibung ermüden. Flaches Land, flache Menschen, grobe Postwagen, grobe Postbeamte, elende Straßen, elender Verkehr, und nebenbei Jedermann auf seinen Misthaufen stolz, wie ein Perser-Schach auf seinen Thron. Es ist einer der vortrefflichsten Gedanken der Natur, daß sie jedem ihrer Wesen ein eigenes Element anwies, worin es sich mit Behaglichkeit bewegen kann. Der Fisch verschmachtet in der Luft, der polnische Jude in der Eleganz eines Boudoirs.

Also kurz und gut, ich kam eines Abends vor Sonnenuntergang nach, ich glaube es hieß Brezwezmeisl, einem freundlichen Städtchen; freundlich, obgleich die Häuser rußig, schwarz, die Straßen ungepflastert, kothig, die Menschen nicht säuberlich waren. Aber ein Kohlenbrenner kann in seiner Art so freundlich aussehen wie eine Operntänzerin, deren Fußtriller von Kennern beklatscht werden.

Ich hatte mir das Brezwezmeisl, meinen Berufsort, viel schrecklicher vorgestellt; vermuthlich fand ich's gerade deswegen freundlicher. Der Name des Orts, als ich ihn zum ersten Mal aussprechen

wollte, hatte mir fast einen Kinnbackenkrampf zugezogen. Daher mochte meine heimliche Furcht vor der Stadt selbst stammen. Der Name hat immer bedeutenden Einfluß auf unsere Vorstellung von den Dingen. Und weil das Gute und Böse in der Welt weniger in den Dingen selbst, als in unserer Vorstellung von ihnen wohnt, ist Veredlung der Namen eine wahre Verschönerung des Lebens.

Zur Vergrößerung meiner Furcht vor der neuostpreußischen Bühne meiner Rechtskunst mochte auch nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß ich bisher im Leben noch nicht weiter von meinem Geburtsort gekommen war, als man etwa dessen Thurmspitze sehen konnte. Ungeachtet ich wohl aus den Lehrbüchern der Erdbeschreibung wußte, daß die Menschenfresser ziemlich entfernt wohnten, erregte es doch zuweilen mein billiges Erstaunen, daß man mich nicht unterwegs ein paarmal todt schlug, wo Ort und Zeit dazu gelegen waren, und nicht Hund und Hahn um mein plötzliches Verschwinden vom Erdball gekräht haben würden. Wahrhaftig, man gewinnt erst Vertrauen auf die Menschheit, wenn man sich ihr, als Fremdling und Gast, auf Gnade und Ungnade überläßt. Menschenfeinde sind die vollendetsten, engherzigsten Selbstsüchtlinge; Selbstsucht ist eine Seelenkrankheit, die aus der Stetigkeit des Aufenthalts entspringt. Wer Egoisten heilen will, muß sie auf Reisen schicken. Luftveränderung thut dem Gemüth so wohl, als dem Leibe.

Als ich mein Brezwezmeisl vom Postwagen hinab zum ersten Male erblickte — es schien in der Ferne ein aus der Ebene steigender Kothhaufen zu sein: aber Berlin und Paris stellen sich mit ihren Palästen dem, der in den Wolken schifft, wohl auch nicht prächtiger dar — klopfte mir das Herz gewaltig. Dort also war das Ziel meiner Reise, der Anfang meiner öffentlichen Laufbahn; vielleicht auch das Ende derselben, wenn mich etwa die in Neuostpreußen verwandelten Polaken, als Söldner ihrer Unterdrücker, bei einem Aufruhr niederzumachen Lust bekommen haben würden. Ich kannte

dort keine Seele, als einen ehemaligen Universitätsfreund, Namens Burkhardt, der zu Brezwezmeisl als Obersteuereinnehmer, aber auch erst seit Kurzem, angestellt war. Er wußte von keiner Ankunft; er hatte mir vorläufig eine Wohnung gemiethet und das Nöthige zu meinem Empfang angeordnet, weil ich ihn darum gebeten. Dieser Burkhardt, der mir vorzeiten ein sehr gleichgültiger Mensch gewesen, mit dem ich auf der Universität wenigen Umgang gehabt, den ich sogar auf Anrathen meiner Mutter gemieden hatte, weil er unter den Studenten als Säufer, Spieler und Raufer berüchtigt war, gewann in meiner Hochachtung und Freundschaft, je näher ich an Brezwezmeisl kam. Ich schwor ihm unterwegs Liebe und Treue bis in den Tod. Er war ja der einzige von meinen Bekannten in der wildfremden polnischen Stadt; gleichsam der Mitschiffbrüchige, welcher sich, auf dem Brette, aus den Wellen an die wüste Insel gerettet hatte.

Ich bin eigentlich gar nicht abergläubig; aber doch kann ich mich nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu halten. Wenn keine erscheinen wollen, mache ich mir sie. Ich glaube, man thut dergleichen im Müßiggang des Geistes; es ist ein Spiel, das für den Augenblick unterhaltend sein kann. So nahm ich mir vor, auf die erste Person Acht zu haben, die mir aus dem Thore der Stadt entgegenkommen würde. Ich setzte fest, ein junges Mädchen sollte mir zum glücklichen, ein Mann zum übeln Vorzeichen dienen. Ich war noch nicht mit der Anordnung der verschiedenen möglichen Zeichen fertig, als ich schon das Thor vor mir sah, aus welchem eine, wie es schien, sehr wohl gebaute, junge Brezwezmeislerin hervortrat. Vortrefflich! Ich hätte mit meinen von dem preußischen Postwagen pflichtmäßig zerstoßenen und zermalmten Gliedern hinabfliegen und die polnische Grazie anbeten mögen. Ich faßte sie scharf in's Auge, mir ihre Züge tief einzuprägen, und wischte meine Lorgnette — denn ich bin etwas kurzsichtig — vom letzten Sonnenstäubchen rein.

Wie wir aber einander näher waren, bemerkte ich bald, die Venus von Brezwezmeisl sei etwas häßlicher Natur; zwar schlank, aber schlank wie eine Schwindsüchtige, dürr, eingebogen, mit platter Brust. Auch das Gesicht war platt, nämlich ohne Nase, die durch irgend einen traurigen Unfall verloren gegangen sein mochte. Ich hätte geschworen, es wäre ein Todtenkopf, wenn nicht seltsamer Weise zwischen den Zähnen ein Stück Fleisch hervorgehangen wäre. Ich traute meinen Augen kaum. Wie ich's jedoch näher durch die Brille betrachtete, merkte ich wohl, die patriotische Polin streckte vor mir zum Zeichen des Abscheu's die Zunge heraus. Ich zog geschwind den Hut ab, und dankte höflich für das Kompliment. Das meinige war der Polin vermuthlich so unerwartet, als mir das ihrige. Sie nahm die Zunge zurück und lachte so unmäßig, daß sie fast am Husten erstickte.

Unter diesen scherzhaften Umständen kam ich in die Stadt. Der Wagen hielt vor dem Posthause. Der preußische Adler über der Thür, ganz neu gemalt, war, vermuthlich von patriotischen Gassenbuben, mit frischen Kothflecken beworfen. Die Klauen des königlichen Vogels lagen ganz unter Unflath begraben, entweder weil das vielgepriesene Raubthier mit den Klauen eben so viel, als mit dem Schnabel zu sündigen pflegt; oder weil die Polen zu verstehen geben wollten, Preußen habe am Neuestpreußischen so viel erwischt, als der gemalte Adler zwischen den Pfoten trage.

Die alte Staroſtei.

Ich fragte den Herrn Postmeister sehr höflich nach der Wohnung des Herrn Obersteuereinnehmers Burkhardt. Der Mann schien nicht wohl zu hören, denn er gab keine Antwort. Da er sich aber bald darauf doch mit einem Briefträger unterhielt, schloß ich aus seiner

Stummheit, er wolle mich durch die weltbekannte Postgrobheit überzeugen, daß ich in der That nirgendwo anders, als in einem der wohleingerichtetsten Postbureaux sei. Nach der sechsten Anfrage fuhr er mich heftig an, was ich wolle? Ich fragte zum siebenten Mal dasselbe, und zwar mit der verbindlichsten Berliner oder Leipziger Artigkeit.

„In der alten Staroſtei!“ schnauzte er mich an.

„Um Vergebung, wenn ich fragen darf, wollen Sie mir nicht gefälligſt sagen, wo ich die alte Staroſtei finde?“

„Ich habe keine Zeit. Peter, führe ihn hin.“

Peter führte mich. Der Poſtmeiſter, der zum Antworten keine Zeit hatte, sah, die Pfeife rauchend, zum Fenſter heraus, auf der Straße mir nach. Vermuthlich Neugier. Bei aller mir angebornen Höflichkeit war ich doch im Herzen ergrimmt über die unanſtändige Behandlung. Ich ballte in meiner Rocktaſche drehend die Fauſt und dachte: „Nur Geduld, Herr Poſtmeiſter, fällt Er einmal der Juſtiz in die Klauen, deren wohlbeſtellter königlicher Kommiſſär ich zu ſein die Ehre habe, werde ich Ihm Seine Flegelhaftigkeit auf die allerzierlichſte Weiſe einpfeffern. Der Herr Poſtmeiſter ſollen zeitlebens meiner Rechtskniffe gedenken.“

Peter, ein zerlumpter Polak, der mich führte, verſtand und ſprach das Deutſche nur höchſt mühſam. Mein Geſpräch mit ihm war daher ſo verworren und ſchauderhaft, daß ich es in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Der Kerl ſah dazu abſcheulich drein mit ſeinem gelben, ſpitznaſigen Geſicht und dem ſchwarzen ſtruppigen Haar, ungefähr wie es unſere nord- und ſüddeutſchen Zierbengel zu tragen pflegten, wenn ſie ſchön thun wollten. Statt des Titusкopfes zeigten ſie uns gewöhnlich die Nachbildung eines ſtruppigen Weichſelzopfes.

„Lieber Freund,“ ſprach ich, während wir langſam im tiefen Kothe wateten, „will Er mir doch wohl ſagen, ob Er den Herrn Burkhardt kennt?“

— Die alte Staroſtei! antwortete Peter.

„Ganz recht, beſter Freund. Er weiß doch, daß ich zum Herrn Obereinnehmer will?“

— Die alte Staroſtei.

„Gut. Was ſoll ich aber in ſeiner alten Staroſtei?“

— Sterben!

„Das hole der Teufel! Das kömmt mir nicht in den Sinn.“

— Mauſetodt! ſterben!

„Warum? Was habe ich verbrochen?“

— Preuße! Kein Polak!

„Ich bin ein Preuße.“

— Weiß gut.

„Warum denn ſterben? Wie meint Er's?“

— So und ſo und ſo! — Der Kerl ſtieß, als hätte er einen Dolch in der Fauſt. Dann zeigte er auf ſein Herz, ächzte und verdrehte gräßlich die Augen. Mir ward bei der Unterredung ganz übel. Denn verrückt konnte Peter nicht ſein, er ſah mir ziemlich verſtändig aus, und Wahnſinnige hat man doch nicht leicht zu Handlangern auf der Poſt.

„Wir verſtehen uns vielleicht nicht vollkommen, ſcharmanter Freund!“ fing ich endlich wieder an. „Was will er mit dem Sterben ſagen?“

— Todt machen. Dabei ſah er mich wild von der Seite an.

„Was? Todt?“

— Wenn Nacht iſt!

„Nacht? Die nächſte Nacht? Er iſt nicht wohl bei Troſt!“

— Gar wohl Polak, aber Preuße nicht.

Ich ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Offenbar verſtanden wir beide einander nicht. Und doch lag in den Reden des trotzigen Kerls etwas Fürchterliches. Denn der Haß der Polen gegen die Deutſchen, oder was daſſelbe ſagen wollte, gegen die Preußen, war mir bekannt.

Es hatte schon hin und wieder Unglück gegeben. Wie, wenn der Kerl mich warnen wollte? Oder wenn der dumme Tölpel durch seinen Uebermuth eine allen Preußen bevorstehende Mordnacht verrathen hätte? — Ich ward nachdenkend und beschloß, meinem Freund und Landsmann Burkhardt das Gespräch mitzutheilen, als wir vor der sogenannten alten Starostei ankamen. Es war ein altes, hohes, steinernes Haus in einer stillen, abgelegenen Straße. Schon ehe wir dazu kamen, bemerkte ich, daß die, welche vor dem Hause vorüber gingen, scheue, verstohlene Blicke auf das grauschwarze Gebäude warfen. Eben so that mein Führer. Der sagte nun kein Wort mehr, sondern zeigte mit dem Finger auf die Hausthür, und schob sich ohne Gruß und Lebewohl davon.

Allerdings war mein Eintritt und Empfang in Brezwezmeisl nicht gar einladend und anmuthig gewesen. Die ersten Personen, welche mich hier begrüßten, die unhöfliche Dame unter dem Thor, der grobe, neuostpreußische Postmeister und der kauderwelsche verpreußete Polak hatten mir Lust und Liebe sowohl zu meinem neuen Aufenthaltsort, als zu meinem Justizkommissariat verbittert. Ich pries mich glücklich, endlich zu einem Menschen zu gelangen, der wenigstens mit mir schon einmal die gleiche Luft geathmet. Zwar Herr Burkhardt hatte nicht des besten Rufes genossen bei uns zu Lande; allein was ändert sich nicht im Menschen mit dem Wechsel der Umstände? Ist die Gemüthsart etwas anderes, als das Werk der Umgebungen? Der Schwache wird in der Angst zum Riesen; der Feige in der Schlachtgefahr zum Helden; Herkules unter Weibern zum Flachsspinner Und gesetzt, mein Obereinnehmer hätte bisher für seinen König Alles, nur für sich selbst keine bessern Grundsätze eingenommen gehabt: noch besser immer ein gutmüthiger Zecher, als das schwindsüchtige nasenlose Gerippe mit der Zunge; besser ein leichtsinniger Spieler, als ein raffinirt grober Postmeister; besser ein tapferer Rauser und Schläger zur Gesellschaft, als ein mißvergnügter Polake. Vielmehr

Burkhards letztgenannte Untugend gereichte ihm in meinen Augen zum größten Verdienst; denn — unter uns gesagt — mein sanfter, bescheidener, schüchterner Charakter, den Mama oft hochgepriesen, konnte mir unter den Polen beim ersten Aufstand zum schmählichsten Verderben gereichen. Es gibt Tugenden, die an ihrem Ort zur Sünde, und Sünden, die zur Tugend werden können. Es ist nicht Alles zu allen Zeiten das Gleiche, ungeachtet es das Gleiche geblieben.

Wie ich durch die hohe Pforte in die sogenannte alte Starostei eintrat, gerieth ich in Verlegenheit, wo meinen alten lieben Freund Burkhardt finden? Das Haus war groß. Das Kreischen der verrosteten Thürangeln hallte im ganzen Gebäude wieder: doch nahm das Niemand für ein Zeichen, nachzusehen, wer da sei? Ich stieg die breiten Steintreppen muthig hinauf.

Weil ich links eine Stubenthür bemerkte, pochte ich fein höflich an. Kein Mensch entgegnete mit freundlichem „Herein!" Ich pochte stärker. Alles stumm. Mein Klopfen weckte den Wiederhall im zweiten und dritten Stock des Hauses. Ich ward ungeduldig. Ich sehnte mich, endlich dem lieben Seelenfreund Burkhardt ans Herz zu sinken, ihn in meine Arme zu schließen. Ich öffnete die Stubenthür, trat hinein und sah mitten im Zimmer einen Sarg. Der darin lag, der Todte, konnte mir freilich kein freundliches Herein rufen.

Ich bin von Natur gegen die Lebendigen sehr höflich; noch weit mehr gegen die Todten. So leise, als möglich, wollte ich mich zurückziehen, als ich gleichen Augenblicks bemerkte, der Schläfer im Sarg sei kein anderer, denn der Obersteuereinnehmer Burkhardt, von welchem nun selbst der Tod die letzte Steuer eingezogen. Da lag er, unbekümmert um Weinglas und Karten, so ernst und feierlich, daß ich mich kaum unterstand, an seine Lieblingsfreuden zu denken. In seiner Miene stand eine Fremdheit gegen das menschliche Leben, als hätte er nie mit demselben zu schaffen gehabt. Ich glaube wohl, wenn eine unbekannte allmächtige Hand den Schleier

des Jenseits lüpft, das äußere Auge bricht und das innere hellsehend wird, da mag das irdische Leben winzig genug erscheinen, und alle Aufmerksamkeit nur dorthin streben.

Betroffen schlich ich aus der Todtenstube weg, in den finstern einsamen Hausgang. Jetzt erst überfiel mich das Grausen des Lebens vor dem Todten, daß ich kaum begreifen konnte, woher ich Muth genommen, dem Leichnam so lange ins Antlitz zu schauen. Zu gleicher Zeit erschrack ich vor meiner eigenen Verlegenheit, in der ich nun lebte. Denn da stand ich hundert Meilen weit von meiner theuern Vaterstadt, vom mütterlichen Hause, in einer Stadt, deren Namen ich nie gehört hatte, bis ich ihr Justizkommissär sein sollte, um sie zu entpolaken. Mein einziger Bekannter und erst kaum von mir adoptirter Herzensfreund hatte sich im vollen Sinne des Worts aus dem Staube gemacht, selbst aus dem Staube seiner Hülle, und mich ohne Rath und Trost mir selbst überlassen. Die Frage war: wohin soll ich mein Haupt legen? wo hat mir der Todte die Wohnung bestellt?

Indem schrien die rostigen Thürangeln der Hauspforte so durchdringend, daß mir der Klang fast alle Nerven zerriß. Ein windiger, flüchtiger Kerl in Bedientenlivree sprang die Treppe herauf, gaffte mich verwundert an und wendete mir endlich das Wort zu. Mir zitterten die Knie. Ich ließ den Kerl nach Herzenslust reden; aber der Schreck hatte mir die ersten Minuten zum Antworten die Sprache genommen. Ohnehin hatte ich auch die Sprache schon vorher nicht gehabt, die dieser Bursch redete, denn es war die polnische.

Als er mich ohne Zeichen der Erwiederung vor sich stehen sah, und sich nun ins Deutsche übersetzte, welches er so geläufig, wie ein Berliner, sprach, gewann ich Kraft, nannte meinen Namen, Stand, Beruf und alle Abenteuer seit meinem Einzug in die verwünschte Stadt, an deren Namen ich noch immer erstickte. Plötzlich ward er freundlich, zog den Hut ab, und erzählte mir mit vielen Umständen, was hiernach in löblicher Kürze folgt:

Nämlich er, der Erzähler, heiße Lebrecht; sei des seligen Herrn Obersteuereinnehmers Dolmetsch und treuester Diener gewesen bis gestern Nachts, da es dem Himmel gefallen, den vortrefflichen Herrn Obersteuereinnehmer aus dieser Zeitlichkeit in ein besseres Sein zu befördern. Die Beförderung wäre freilich ganz gegen die Neigung des Seligen gewesen, der lieber bei seinem Einnehmerposten geblieben wäre. Allein da er sich gestern mit einigen polnischen Edelleuten ins Spiel eingelassen, und beim Glase Weins in ihm der preußische Stolz und in den Polen der sarmatische Patriotismus wach geworden, hätte es anfangs einen lebhaften Wort-, dann Ohrfeigenwechsel gesetzt, worauf einer der Sarmaten dem seligen Herrn drei bis vier Messerstiche ins Herz gegeben, ungeachtet schon einer derselben zum Tod hinreichend gewesen wäre. Um allen Verdrießlichkeiten mit der neuesten preußischen Justiz auszuweichen, hätten die Sieger noch in der gleichen Nacht sich, man wisse nicht wohin, entfernt. Der Wohlselige habe noch kurz vor seinem Hintritt in die bessere Welt für den erwarteten Justizkommissär, nämlich für mich, einige Zimmer gemiethet, eingerichtet, Hausrath aller Art gekauft, sogar eine wohlerfahrne deutsche Köchin gedungen, die jeden Augenblick in Dienst eintreten könne, so daß ich wohl versorgt sei. Beiläufig bemerkte der Erzähler Lebrecht, daß die Polen geschworne Feinde der Preußen wären, und ich daher mich an Kleinigkeiten gewöhnen müsse, wie diejenige gewesen, welche mir die stumme Beredsamkeit der Dame unterm Thor ausgedrückt habe. Er erklärte zwar den Peter für einen albernen Tropf, der mir ohne Zweifel nur den Tod des Herrn Obersteuereinnehmers habe anzeigen wollen, wofür ihm ein hinlänglicher Verrath an Worten gefehlt. Daher möge ein beiderseitiges Mißverständniß entstanden sein Doch wolle er, der Erzähler, mir nichtsdesteweniger gerathen haben, vorsichtig zu sein, weil die Polen in einer wahrhaft stillen Wuth wären. Er selber, der Lebrecht, sei fest entschlossen, sich sogleich nach Beerdigung seines unglücklichen Herrn aus dieser Stadt zu entfernen.

Nach diesem Berichte führte er mich die breite steinerne Treppe hinab, um mir meine neue Wohnung anzuweisen. Durch eine Reihe großer, hoher, öder Zimmer brachte er mich in einen geräumigen Saal; darin stand ein aufgeschlagenes Bett, von gelben damastenen alten Umhängen beschattet; ein alter Tisch mit halbvergoldeten Füßen; ein halbes Dutzend staubiger Sessel. Ein ungeheurer, mit goldenem Schnörkelwerk umzogener, blinder Spiegel hing an der Wand, deren gewirkte, bunte Tapeten, auf welchen die schönsten Geschichten des alten Testaments prangten, halbvermodert, an manchen Stellen nur noch fetzenweise daschwebten. König Salomon auf dem Thron, um zu richten, hatte den Kopf verloren, und dem lüsternen Greise in Susannens Bade waren die verbrecherischen Hände abgefault.

Es schien mir durchaus in dieser Einöde nicht heimisch. Ich hätte lieber ein Wirthshaus zum Aufenthalt gewählt, und — hätte ich's nur gethan! Aber theils aus Schüchternheit, theils um zu zeigen, daß ich mich vor der Nähe des Todten nicht fürchtete, schwieg ich. Denn ich zweifelte nicht daran, daß Lebrecht und wahrscheinlich auch die wohlerfahrne Köchin mir die Nacht Gesellschaft leisten würden. Lebrecht zündete behend zwei Kerzen an, die auf dem goldfüßigen Tisch bereit standen; schon fing es an zu dunkeln. Dann empfahl er sich, um mir kalte Küche zum Nachtessen, Wein und andere Bedürfnisse herbeizuschaffen, meinen Koffer vom Posthause holen zu lassen und der wohlerfahrnen Köchin von meiner Ankunft und ihren Pflichten Anzeige zu geben. Der Koffer kam, das Nachtessen desgleichen. Lebrecht aber, sobald er sein ausgelegtes Geld von mir empfangen, wünschte mir gute Nacht und ging.

Ich verstand ihn erst, als er verschwunden war, so schnell machte sich der Kerl, nach eingestrichener Zahlung, davon. Ich sprang erschrocken auf, ihm nachzugehen, ihn zu bitten, mich nicht zu verlassen. Aber Scham hielt mich wieder zurück. Sollte ich den elenden Menschen zum Zeugen meiner Furchtsamkeit machen? Ich zweifelte nicht,

er werde droben in irgend einem Zimmer seines ermordeten Herrn übernachten. Aber da hörte ich die Angeln der Hausporte kreischen, Es drang mir durch Mark und Bein. Ich eilte an's Fenster, und sah den Burschen über die Gasse fliegen, als verfolgte ihn der Tod. Bald war er im Finstern verschwunden; ich mit dem Leichnam in der alten Starostei allein.

Die Schildwacht.

Ich glaube an keine Gespenster; des Nachts aber fürchte ich sie. Sehr natürlich. Wer wollte auch alles Mögliche glauben? Aber man hofft und fürchtet leicht alles Mögliche.

Die Todtenstille, die alten zerlumpten Tapeten in dem großen Saal, das Unheimliche und Fremde, der Todte über meinem Haupte — der Nationalhaß der Polaken — alles trug dazu bei, mich zu verstimmen. Ich mochte nicht essen, ungeachtet mich hungerte; ich mochte nicht schlafen, so ermüdet ich auch war. Ich ging ans Fenster, um zu versuchen, ob ich im Nothfall auf diesem Wege die Straße gewinnen könne; denn ich fürchtete, mich in dem gewaltigen Hause und in dem Labyrinth von Gängen und Zimmern zu verlieren, ehe ich die Hausporte erreichte. Allein starke Eisenstäbe verrammelten den Ausweg.

In dem Augenblick ward Alles in der Starostei lebendig; ich hörte Thüren auf- und zugehen, Tritte nahe und ferne schallen, Stimmen dumpf ertönen. Ich begriff nicht, woher plötzlich dies rege Weben und Leben? Aber eben das Unbegreifliche versteht man immer am schnellsten. Eine innere Stimme warnte mich und sprach: „Es gilt dir! Der dumme Peter hatte die Mordanschläge der Polaken verrathen — rette dich!“ Ein kalter Fieberschauer ergoß sich durch meine Nerven. Ich sah die Blutdürstigen, wie sie unter einander die

Art meines Todes verabredeten. Ich hörte sie näher und näher kommen. Ich hörte sie schon in den Vorzimmern, die zu meinem Saale führten. Ihre Stimmen flüsterten leiser. Ich sprang auf, verriegelte die Thür und in demselben Augenblick versuchte man die Thür von außen zu öffnen. Ich wagte kaum zu athmen, um mich nicht durch das Geräusch meines Athemzugs zu verrathen. An der Sprache der Flüsternden vernahm ich, daß es Polen waren. Zum Unglück hatte ich gleich nach Empfang meines Berufs zum Justizkommissariat so viel polnische Wörter gelernt, daß ich ungefähr auch verstand, man spreche von Blut, Tod und Preußen. Meine Kniee bebten; kalter Schweiß rann mir von der Stirn. Noch einmal ward von außen der Versuch gemacht, die Thür meines Saals zu öffnen, aber es schien, als fürchte man Geräusch zu machen. Ich hörte die Menschen sich wieder entfernen, oder vielmehr davon schleichen.

Sei es, daß die Polaken es auf mein Leben oder nur auf mein Geld abgesehen hatten; sei es, daß sie ihre Anschläge ohne Lärmen ausführen, oder den Versuch auf andere Weise erneuern wollten: ich beschloß sogleich mein Licht zu löschen, damit sie es nicht von der Straße erblicken und mich daran erkennen möchten. Wer stand mir gut dafür, daß nicht einer der Kerls, wenn er mich wahrnahm, durchs Fenster schoß?

Die Nacht ist keines Menschen Freundin; darum ist der Mensch ein eingeborner Feind der Finsterniß, und selbst Kinder, die noch nie von Geistererscheinungen und Gespenstern gehört haben, scheuen sich im Dunkeln vor etwas, das sie nicht kennen. Kaum saß ich im Finstern da, die fernern Schicksale dieser Nacht einsam erwartend, so stiegen vor meiner erschreckenen Einbildung die abscheulichsten Möglichkeiten auf. Ein Feind oder ein Unglück, die man sehen kann, sind nicht halb so entsetzlich, als solche, denen man sich blindlings hinliefern muß, ohne sie zu kennen. Umsonst suchte ich mich zu zerstreuen: umsonst beschloß ich, mich auf das Bett zu werfen und den Schlaf zu

sachen. Ich konnte nirgends dauern. Da Veit hatte den widerlichen Geruch von Leichenmoder; und saß ich im Zimmer, erschreckte mich von Zeit zu Zeit ein Knistern, wie von einem lebendigen Wesen in meiner Nähe. Am meisten spielte vor mir die Gestalt des ermordeten Obereinnehmers. Seine kalten, steifen Gesichtszüge wurden mir so grausenhaft beredt, daß ich endlich alle meine fahrende Habe darum gegeben hätte, wäre ich nur im Freien gewesen, oder bei guten, freundlichen Leuten.

Die Geisterstunde schlug. Jeder Schlag der Thurmuhr erschütterte mich durch das Innerste. Zwar schalt ich mich selbst einen abergläubigen Narren, einen furchtsamen Hasen, aber mein Schelten besserte mich nicht. Endlich, sei es aus Verzweiflung oder Heroismus, denn diesen qualvollen Zustand konnte ich nicht länger ertragen, sprang ich auf, tappte durch die Finsterniß den Saal entlang zur Thür, riegelte sie auf, und war entschlossen, sollte es auch mein Leben kosten, in's Freie zu gelangen.

Wie die Thür aber aufging — Himmel, welch ein Anblick! Ich taumelte erschrocken zurück, denn solche Schildwacht hatte ich da nicht erwartet.

Die Todesanast

Beim dunkeln Schein einer alten Lampe, die seitwärts auf einem Tischlein stand, sah ich mitten im Vorzimmer den ermordeten Obersteuereinnehmer im Sarge, wie ich ihn den Abend vorher eben gesehen hatte; und diesmal noch dazu deutlich mit den schwarzen Blutflecken des Hemdes, die das erste Mal von einem Bahrtuche verdeckt gewesen waren. Ich suchte mich zu fassen; mir einzureden, diese Erscheinung sei Gaukelei meiner Phantasie; ich trat näher. Aber wie mein Fuß an den Sarg am Boden stieß, daß es dumpf tönte, und es schien, als rege sich die Leiche, als versuche sie die Augen aufzuschla-

gen, da verschwand mir fast alles Bewußtsein. Ich floh mit Entsetzen in meinen Saal zurück, und stürzte rücklings auf das Bett nieder.

Indem entstand am Sarge ein lautes Gepolter. Ich mußte beinahe glauben, der Obereinnehmer sei vom Tode erwacht; denn es war ein Geräusch eines sich mühsam Erhebenden. Ich vernahm ein dumpfes Stöhnen. Ich sah bald darauf im Dunkeln die Gestalt des Ermordeten unter der Thür meines Saals stehen, sich an den Pfosten halten, langsam in den Saal hereinschwanken oder taumeln, und im Dunkeln verschwinden. Während mein Unglaube noch einmal versuchte, alles zu läugnen, was ich gehört und gesehen hatte, widerlegte ihn das Gespenst, oder der Todte, oder Lebendiggewordene schauderhaft genug. Denn dieser, so lang und bleiernschwer er war, lagerte sich auf mein Bett, und zwar über meinen Leib, mit seinem kalten Rücken über mein Gesicht, so daß mir kaum Luft genug zum Athmen blieb.

Ich begreife noch zur Stunde nicht, wie ich mit dem Leben davon kam. Denn mein Schrecken war wohl ein tödliches zu nennen. Auch muß ich in einer langen Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich unter meiner fürchterlichen Last wieder die Glocke schlagen hörte, und meinte, es werde ein Uhr sein, das erwünschte Ende der Geisterstunde, der Augenblick meiner Erlösung, war es zwei Uhr.

Jeder denke sich meine gräßliche Lage. Rings um mich Moderduft, und der Leichnam auf mir athmend, erwärmt, röchelnd, wie zu einem zweiten Sterben; — ich selbst halb erstarrt theils vor Schrecken und Entkräftung, theils unter der zentnerschweren Last. Alles Elend in Dante's Hölle ist Kleinigkeit gegen einen Zustand, wie diesen. Ich hatte nicht die Kraft, mich unter dem Kadaver hervorzuarbeiten, der zum andern Mal auf mir sterben wollte; und hätte ich die Kraft gehabt, vielleicht hätte mir der Muth gefehlt, es zu thun, denn ich spürte deutlich, der Unglückselige, welcher nach erster Verblutung seiner Wunden vermuthlich nur in eine schwere Ohnmacht gefallen, dann für todt gehalten und auf gut polnisch in

einen Sarg geworfen war, rang erst jetzt mit dem wahren Tode. Er schien sich nicht ermannen, nicht leben, nicht sterben zu können. Und das mußte ich auf mir selbst geschehen lassen; ich mußte das Sterbekissen des Steuereinnehmers sein!

Manchmal hatte ich gute Lust, alles seit meiner Ankunft in Brezwezmeisl Vorgefallene für einen Teufelstraum zu halten, wenn ich mir meiner Noth in ihrer großen Mannigfaltigkeit nicht allzudeutlich bewußt gewesen wäre. Und doch würde ich mich zuletzt überredet haben, die ganze Schreckensnacht mit ihren Erscheinungen sei Traum und nichts als Traum, wenn nicht ein neues Ereigniß, ein empfindlicheres als jedes der vorhergehenden, mich von der Wahrheit meines vollen Wachens überzeugt hätte.

Tageslicht.

Es war nämlich schon Tag — ich konnte es zwar nicht sehen, denn der sterbende Freund verdeckte mir mit seinen Schulterblättern fest die Augen — aber ich konnte es am Geräusche der Gehenden und Fahrenden auf der Straße erralhen — da hörte ich Menschentritte und Menschenstimmen in dem Zimmer. Ich verstand nicht, was man redete; denn es war polnisch. Aber ich bemerkte wohl, daß man sich mit dem Sarge beschäftigte. „Ohne Zweifel," dachte ich, „werden sie den Todten suchen und mich erlösen." — So geschah es auch, aber auf eine Weise, die ich nicht vermuthen konnte.

Einer der Suchenden schlug mit einem schwankenden spanischen Rohr so unbarmherzig auf den Verstorbenen oder Sterbenden, daß derselbe plötzlich aufsprang, und auf geraden Beinen vor dem Bette stand. Auch auf meine Wenigkeit waren vom Uebermaß des spanischen Rohrs so viel Hiebe abgefallen, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzuschreien und schnurgerade hinter dem Todten zu

stehen. Diese altpolnische und neuostpreußische Methode, Leute vom Tode zu retten war zwar probat — dagegen ließ sich nichts einwenden, denn die Erfahrung sprach laut dafür; allein auch so derb, daß man fast das Sterben dem Leben vorgezogen hätte.

Wie ich mich aber beim Tageslicht recht umsah, bemerkte ich, daß das Zimmer voller Menschen war, meistens Polen. Die Hiebe hatte ein Polizeikommissär ausgetheilt, der beauftragt war, die Leiche des Fremdlings beerdigen zu lassen. Der Steuereinnehmer lag noch immer todt im Sarge, und zwar im Vorzimmer, wohin ihn die besoffenen Polaken gestellt hatten, weil es ihnen befohlen war, den Sarg herabzutragen in das ehemalige Pförtnerstübchen. Sie hatten aber mein Vorzimmer statt des Pförtnerstübchens gewählt, und einen ihrer bezechten Kameraden, als Wacht, beim Leichnam gelassen, der vermuthlich eingeschlafen, von meinem Geräusch in der Nacht erweckt, instinktmäßig zu meinem Bette gekommen war und da seinen Branntweinrausch verschlafen hatte.

Mich hatte die gottlose Geschichte so arg mitgenommen, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, in welchem ich die Geschichte der einzigen schrecklichen Nacht sieben Wochen lang träumte. Noch jetzt — Dank sei der polnischen Insurrektion! ich bin nicht mehr Justizkommissär von Brewezmeisl — darf ich an das neuostpreußische Abenteuer kaum ohne Schaudern denken. Doch erzähle ich's gern; theils mag es manchen vergnügen, theils manchen belehren. Es ist nicht gut, daß man das fürchtet, was man doch nicht glaubt.

Das Bein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgendes Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinausschicken!“ dachte er, und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein zierlicher offener Wagen. Thevenet machte keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thore fragte er den Kutscher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieser antwortete: „things unknown to me I am not concerned;“ was ungefähr so viel heißen soll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer ist hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Arzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein schöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieth's, der junge Mann war ein Brite. Thevenet redete ihn also englisch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen!“ fragte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe mich zu besuchen, antwortete der Brite, wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Chokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation nöthig sei.“

— Sie ist nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit hundert Guineen, ich bestimme Sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier das scharf geladene Pistol. — Sie sind in meiner Gewalt — ich schieße Sie, Gott verdamme mich, nieder.

„Sir, vor Ihrem Pistol fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Verreden! Was soll ich hier?“

— Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?"

— Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie sind ein Narr."

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das schöne Bein gesündiget?"

— Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst heilen und gesunden Verstandes."

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben."

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber, ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart."

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nichts. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzte nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden: so schießen Sie."

Gut, Herr Thevenet, sagte der Brite, und nahm das Pistol: ich schieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?"

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht," sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?"

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab."

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabackspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust des Beins, und segelte nach England zurück mit dem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Banquier in Paris. Sie haben mich zum glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es

könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie der meinigen, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich beiete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und — verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen gering achten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es!

„Ich kam mit dem täuschendsten Holzfuß nach London zurück. Mein Erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erste Mal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver

Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr!"

Charles Temple."

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!" rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem Allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert, anzunehmen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren, die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden

Sie mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.

„Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute sagen: Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener. G. Thevenet."

Im Jahre 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchte'e Herr Thevenet, den ein jürgerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der Alles gleich machenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!" rief der dicke Herr, der wirklich kein Anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an Allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei?"

„Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen."

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich

nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.“

„Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt!“

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon. Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe jetzt nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt: ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich.“

Hans Dampf in allen Gassen.

Hans Dampf.

Die Rückkehr des berühmten Hans Dampf von der hohen Schule des Auslandes in seine Vaterstadt wird, mit Recht, als ein Hauptabschnitt in der Geschichte des lalenburgischen Freistaates und, wenn man will, der gesammten europäischen Welt betrachtet. Wenigstens hielt jeder Lalenburger die Angelegenheiten seines Städtchens für wichtig genug, die Aufmerksamkeit der entferntesten wie der nächsten Völker zu fesseln; und keiner zweifelte einen Augenblick daran, daß die leiseste Schmälerung der alten Rechtsame von Lalenburg oder von lalenburgischen Patriziern das heilige Gleichgewicht der europäischen Staaten zerrissen, und die Welt vom Ural bis zum Tajo in Feuer und Flammen setzen müsse. Es ist immer gut, wenn die Bürger eines auch noch so kleinen Freistaates groß von sich selber denken. Um so seltener werden sie kleinlich handeln. Denn großer Rath und kleine That mahnt nur an Donquixoterie und Gasconade. Auch liegt ja die wahre Größe eines Staates nicht im Umfang seiner Besitzungen, sondern in der Kraft und im lebendigen Geist seiner Bewohner oder zuletzt derer, die den Stab der Herrschaft führen. Völker sind an sich nichts, als Nullen; nur die Obrigkeit die Zahl, welche voran steht und jenen erst Bedeutung gibt.

Hans Dampf war der Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Peter Dampf, eines der größten Staatsmänner seines Jahrhunderts. Peters hoher, menschenfreundlicher Geist hatte niemals die Ruhe von Europa unterbrochen. An Einsichten übertraf er alle Zeitgenossen, in Urtheilen war er unfehlbar, in Entscheidungen vollkommen gerecht, in witzigen Einfällen kam ihm Niemand gleich. Und dies alles aus dem einfachen Grunde, weil er die erste Magistratsperson im Staate war. Nicht was er wirklich gethan hat, sondern was er noch Alles hätte thun können, müßte, sollte es beschrieben werden, ganze Folianten füllen und ihn, wo nicht über, doch neben den herrlichsten Fürsten in der Weltgeschichte setzen. Er starb zu früh für Lalenburgs Glück; nur die Tugenden seines Nachfolgers, Herrn Bürgermeisters Tobias Krach, konnten den gerechten, doch verschwiegenen Schmerz des Staats um den Verlust des großen Peter Dampf mildern.

Der junge Hans Dampf hatte sich auf den Schulen des Auslandes gebildet, um als Patrizier einst den ihm gebührenden Rang mit Würden einnehmen zu können. In Lalenburg selbst war zwar eine gute Schulanstalt, jedoch diese nur für die Bedürfnisse der geringern Bürgerklasse und der ärmern Patrizierfamilien berechnet. Denn die lalenburgischen Großen hatten schon längst begriffen, was spät erst andere Staatsmänner zum Grundsatz ihrer Staatsklugheit machten: daß Aufklärung und Kenntnisse die tödtlichsten Gifte sind, welche man einem Volke beibringen könne. Europa hat den größten Theil seiner Uebel nur der Selbstdenkerei zu verdanken. Kann diese schon in Monarchien so nachtheilig sein, daß der Sekretär oft mehr als sein Minister versteht, und der Kapitän oder Lieutenant die strategischen und taktischen Sünden seines Oberfeldherrn richtig einsieht, womit folglich das Oberste zuunterst gekehrt wird: um wie gefährlicher muß die Wirkung in Freistaaten sein!

Die Herren von Lalenburg hatten daher frühzeitig schon die

herrliche Einrichtung getroffen, daß jeder Volksklasse aus dem Quell der Weisheit nur eben so viel zugetröpfelt wurde, als zur Lebens-Nothdurft und Nahrung erforderlich war. In den paar unterthänigen Dörfern der freien Republik überließ man aus angestammter landesväterlicher Milde den Bauern das Recht, eine Schule zu haben oder nicht, und den Schulmeister zu besolden oder nicht. Natürlich fanden die Landleute mit ihrem gesunden Menschenverstande die ewig richtige Wahrheit von selbst: daß ein Bauer zum Pflüge keiner Gelehrsamkeit bedürfe. Sie erwuchsen demnach in Gottesfurcht und frommer Einfalt so gut wie Andere, und wurden dabei dick und fett zu Jedermanns Verwunderung. Ueberhaupt that sich, und mit Recht, die Regierung von Lalenburg auf den blühenden Wohlstand ihres Volkes viel zu gut. Sie betrachtete das Volk wie eine ihr anvertraute Heerde, die gemästet werden sollte. Je fetter der Mann, je ansehnlicher er war. In der Stadt beobachtete man das gleiche Verhältniß. Und so kam, wie von selbst, zu Lalenburg wieder eine der preiswürdigsten Staatsordnungen in Flor, die nur in China, Indien, Aegypten und den berühmtesten Ländern des Orients gekannt werden ist. Nämlich der Sohn des Bauers ward wieder Bauer und konnte in Ewigkeit nichts Anderes werden: des Handwerkers Kind ward wieder Handwerker, des Predigers Sohn Prediger, des Kaufmanns Sohn Kaufmann, des Rathsherrn Sohn Rathsherr. Wer anders dachte, hieß ein unruhiger Kopf, ein Demagog, oder was man nachmals Metaphysiker, Jakobiner und dergleichen hieß.

Diesen Geistesfrieden sicherer zu behaupten, und alle Neuerungen zu verbannen, hatte man die vortrefflichsten Zensuranstalten eingerichtet, welche den Lalenburgern erst spät nachher in andern Ländern nachgeahmt wurden. Schriften und Bücher von sogenannten unruhigen Köpfen wurden mit gehöriger Vorsicht verboten; nur Gesang- und Gebetbücher, aus Katechismen zu drucken erlaubt. Die Lalenburger Zeitung enthielt nur ausländische Artikel; von Stadt und Republik

Lalenburg durfte kein Wörtchen in der Welt ruchbar werden, damit nicht etwa ein wichtiges Staatsgeheimniß verrathen werde. Nur bei Rathswahlen, und wo etwas Löbliches ohne Gefahr von der Stadt gepriesen werden konnte, stieß die lalenburgische Fama in's Horn, und billig ward das Rühmliche gepriesen, andern Staaten zum Muster, oder künftigen Geschichtschreibern reichhaltigen Steff zu geben. Dies erweckte dann unter den jungen Patriziern eine edle Nacheiferungssucht.

Auch Hans Dampf war von derselben entflammt. Aber schon die Natur hatte für diesen liebenswürdigen Jüngling viel gethan. Er schien zu großen Dingen geboren. Billig setzen wir an die Spitze seiner Vorzüge das seltene Verdienst, daß er nicht nur reich war, sondern auch reiche Vettern und Basen zu beerben hatte. Schon das stille Bewußtsein, Geld zu haben und zur Herrschaft geboren zu sein, erhebt über den großen Haufen; macht klug, gelehrt, verständig, rechtschaffen, geistvoll und liebenswürdig. Ohnehin von angenehmer Gestalt, sah man es ihm an, wohin er auch kommen mochte, daß er um seines Selbsts willen geschaffen sei; in seinen Worten, in seiner Haltung, in seinen Bewegungen herrschte eine gefällige Leichtigkeit, ein ungezwungenes Leben, welches man bei jedem Andern, der von geringerm Herkommen gewesen wäre, Ungezogenheit oder Dummdreistigkeit genannt haben würde. Er wußte mit edler Freimüthigkeit über Alles zu sprechen, was er verstand und nicht verstand; war kenntnißvoll ohne Schulfüchserei, denn er hatte seine Kenntnisse aus Romanen, Journalen und gelehrten Zeitungen geschöpft, die ihm das Lesen pedantischer Bücher ersparten und doch deren Fünftelsaft mittheilten. Zu sogenannter Gründlichkeit des Wissens fehlten ihm ohnehin Laune und Beruf. Er war rastlos thätig, man möchte sagen, ein queckstlberner Mensch; mischte sich in Alles; wollte Alles wissen, Alles sagen, Alles thun, — genug, er hatte jene Eigenschaften in vollem Maße, die an geringern Personen

zwar für Naseweisheit gelten, aber in Lalenburg nicht ohne die wichtigsten Wirkungen bleiben konnten, und als Universalgenialität bei großen Staatsmännern geachtet werden müssen.

In allen Gassen.

Auf der hohen Schule hatte ihm dieselbe Lebhaftigkeit seines Geistes manche kleine Unannehmlichkeit verursacht, und von rohen Menschen zuweilen sogar Schläge. Doch nur gemeine Seelen lassen sich von irdischen Unfällen schrecken. Er blieb sich gleich. Erhaben über jeden Sturm des Schicksals und über die Schmerzen seines Rückens, verfolgte er die erwählte Laufbahn, welche ihm unter seinen Mitschülern den etwas dunkeln und seltsamen Namen eines Stänkers erwarb, der aber auf dem Thron eines Weltbeherrschers mit Recht in den Beinamen des Großen verwandelt worden sein würde. Denn bekanntlich ist nichts an sich groß oder klein, sondern wird es erst durch Ort, Zeit und Umstände. Alexander der Große so gut als sein schwedischer Affe Karl der Zwölfte, Karl der Große so gut als sein korsischer Nachahmer, jeder war zu seiner Zeit ein Hans Dampf in allen Gassen, und spielte in den Leidensgeschichten der verschiedensten Nationen seine unvergeßliche Rolle, ohne dafür gesegnet zu werden.

Eben diese rege Schmetterlingshaftigkeit des Gemüths, dies überall sein und nirgends, dies Alles in Allem sein, zeichnete den edeln Jüngling nicht minder unter seinen Mitbürgern aus, als in der Fremde. Seine Mitbürger hatten ohnedem die Gewohnheit, etwas langsam zu denken und vorsichtig einherzuschreiten. Das Glück war ihm hold in Allem. Kein Wunder, wenn die meisten Lalenburger ihn für eine außerordentliche Erscheinung in der Welt- und Menschengeschichte hielten, und zuletzt alle Spiele des Zufalls für Werke seiner

Kraft ansahen, und Sachen auf die Rechnung seiner Vielthätigkeit schrieben, von denen er selbst gar nichts wußte.

Sobald er in die Vaterstadt zurückgekommen war, bemerkte man allgemein, daß er an Jahren, Verstand und Körper zugenommen hatte. Er ragte in der That um eines Kopfes Länge über die meisten seiner Mitbürger hervor, und daher gab man ihm, zur Unterscheidung von andern Gliedern des Dampfischen Geschlechts, den Beinamen des Großen. Daß es auch eine Größe des Geistes geben könne, welcher solch ein Beiname gebühre, kam keinem Lalenburger in Sinn; denn ein Geist hat weder Fleisch noch Bein.

Nach einigen Jahren, da der große und souveräne Rath der Stadt und Republik erneuert oder vielmehr nur ergänzt wurde, gelangte er durch Recht der Geburt in die Würde derer, welche die höchste Gewalt übten, Gesetzgeber des Staats waren, und aus welchen diejenigen genommen zu werden pflegten, welchen man die höchsten Ehrenstellen ertheilte.

Natürlich mußte es einem jungen, aufstrebenden Jüngling kein geringes Vergnügen sein, zu den Vätern des Vaterlandes zu gehören. Diese Benennung, die höchste und ehrenvollste, welche das erhabene Rom einst seinen vortrefflichsten Regenten gab, und in neuern Zeiten die Völker ihren Großen beilegten, ertheilten sich die Herren Rathsherren von Lalenburg sowohl gegenseitig in feierlichen Reden, als in öffentlichen Verkündungen, selbst wenn sie etwa nur eine Fleisch- und Brodtaxe bekannt machten. Bald nach dieser Standeserhöhung warf ihm das Glück noch die Würde eines Staatsbaumeisters der Republik zu.

Ich sage, das Glück. Denn mit Ausnahme der Konsulwürde, welche vom geheimen Stimmenmehr in förmlicher Wahl abhing, wurden zu Lalenburg, ohne Ausnahme, alle übrige Aemter durch das Loos vertheilt. Diese vortreffliche Einrichtung verdient mit Recht bewundert zu werden. Denn nicht nur ward dadurch allem Entstehen

von Faktionen und Parteien vorgebeugt, die in Republiken durch den Ehrgeiz der Bürger gewöhnlich veranlaßt werden, sondern die Ernennung empfing damit ein geheiligteres Ansehen. Es waren nicht Menschen, es war der Himmel selbst, welcher durch's Loos den Würdigsten bezeichnete. Nun geschah freilich nicht selten, daß dadurch ein Metzger Ober-Schulrath, ein Barbier Ober-Postmeister, ein Garkoch Großschatzmeister der Republik ward. Aber dies beförderte eine Mannigfaltigkeit der Geistesbildung, welche sonst nirgends leicht gefunden wird. Auch bewährte sich immerdar das alte, sinnvolle Sprichwort: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; ein Sprichwort, welches ursprünglich aus Lalenburg stammt, wie Jedermann weiß.

Hans Dampf war daher keineswegs verlegen, als er, der in seinem Leben kaum ein Kartenhäuschen gebaut hatte, Staatsbaumeister der Republik ward. Er übernahm die Aufsicht über die zwei öffentlichen Brunnen der Hauptstadt, über die Landstraßen der Republik, auf denen man ohne besondere Mühe am hellen Tage Hals und Bein brechen konnte, und über sämmtliche Staatsgebäude, wozu vornehmlich das Rathhaus, die Schule und das Spritzenhaus gehörten, nebst Kirche und Pfarrwohnung.

Seine Jugend, sein Reichthum und die neuen Ehrenstellen machten ihn zu einer hochwichtigen Person im Staat. Alle Jungfrauen und Mütter von Lalenburg dachten mit stiller Erwartung an ihn, und Hans Dampf dachte natürlich auch an sie. Aber der Lalenburger Göttinnen waren so viel, daß die Wahl schwer ward, welcher er den Apfel zuwerfen sollte.

Er flatterte prüfend von Blume zu Blume umher. In allen Gassen nährte er eine kleine Liebschaft. Bald waren in Lalenburg keine Bürgerstöchter mehr, die nicht Ansprüche auf das Herz dieses Alcibiades machen zu können meinten.

Hans Dampf.

Vettern und Basen, da sie seine Unentschlossenheit sahen, traten endlich zusammen, über die Wahl der künftigen Frau Staatsbaumeisterin Rath zu halten. Man erwog die zu einer Heirath unentbehrlichsten Erfordernisse der Töchter des Landes, als da sind Vermögen und Familie. Und nach langem Bedenken, Forschen und manchem beseitigten Aber und Wenn fiel die Wahl der Vettern und Basen einhellig auf Jungfrau Rosina Pixhan, einzige Tochter des Herrn Seckelmeisters der Stadt und Republik, Enkelin des vor zwölf Jahren selig verstorbenen Bürgermeisters der Republik, Verwandtin der angesehensten und reichsten Häuser der Stadt, und dabei selbst die reichste Erbin unter allen jetzt zu Lalenburg blühenden Schönen.

Hans Dampf bemerkte freilich mancherlei gegen die Person dieser Auserwählten; allein wahrhaft Gründliches nichts. Sie war um zehn Jahre älter als er, aber sie war die Enkelin eines Bürgermeisters. Sie trug geduldig einen etwas unförmlichen Auswuchs auf dem Rücken, aber sie hatte Geld. Sie war dazu so kleiner Gestalt, daß sie, ohne die Hand hoch über den Kopf zu strecken, nicht einmal Arm in Arm mit ihm durch's Leben wandeln könnte; aber er konnte sich ja bücken oder mit gekrümmten Knien verkleinern.

Nachdem Alles zum Vortheil der kleinen holden Rosine entschied, ward die Unterhandlung sogleich bei den Aeltern derselben in aller Form eingeleitet. Hans Dampf ließ es sich gern gefallen, daß man die Mühe für ihn übernahm. Diese wurde mit dem besten Glück gekrönt. Der Tag erschien, da er selbst feierlich beim Herrn Seckelmeister und der Frau Seckelmeisterin um die Hand ihrer Erbin anhalten sollte. Zu dieser wichtigen Handlung, die übrigens, der Sitte gemäß, als ein stadtkundiges Geheimniß betrieben ward, mußte der vornehmste Theil der beiderseitigen Verwandtschaft eingeladen und ein glänzendes Abendessen veranstaltet werden.

Hans Dampf konnte an dem bestimmten Tage kaum den Abend erwarten und die zum Geheimniß des Festes nöthige Dunkelheit. Inzwischen freute sich die sämmtliche Vettern- und Basenschaft nicht nur auf den Verlobungsschmaus, sondern auch auf die Ueberraschung der ganzen Stadt am folgenden Morgen, wenn das Geheimniß laut und Glückwunsch um Glückwunsch herbeiströmen würde. Der Staatsbaumeister hatte sich schon am Morgen festlich gekleidet, und es that ihm nichts so leid, als in diesem Putz bis zur Nacht warten zu müssen. Seine Eitelkeit dachte nebenbei an manche seiner Gefälligen und Spröden in der Stadt, denen er gern in seinem Schmuck noch als der wahre Liebesgott von Lalenburg erschienen wäre.

Um wenigstens einige Bewunderung einzuärnten, wanderte er aus.

In allen Gassen.

Den ersten Besuch legte er beim Herrn Stadtpfarrer ab, der nebst seiner Gemahlin ihn immer mit christlicher Liebe aufzunehmen pflegte. In der That hatten sie eine hübsche Tochter, eine fromme, schüchterne Blondine, Susanna geheißen, die wohl werth gewesen wäre, Frau Staatsbaumeisterin zu werden. Herr Dampf sah die Blondinen überhaupt gern, und diese geistliche Blondine besonders. Er hatte dazu den allen großen Männern eigenen Fehler, daß er für diejenige Schönheit am lebhaftesten brannte, der er am nächsten stand.

Es war Nachmittags. Die Zeit floß unter angenehmen Gesprächen über Haushaltungs- und Ehestandsgeschichten der Nachbarn vorüber. Man brachte den Kaffee. Um einen schwarz lakirten, mit großen goldenen Landschaften japanisch verzierten runden Tisch, der auf säulenförmig gewundenem Beine ruhte, setzten sich rechts und links der Herr und die Frau Pfarrerin, und dem zärtlichen Hans

Dampf die sittige Susanna gegenüber. Sie bediente ihn zuerst mit dem dampfenden arabischen Trank. Der Baumeister hatte Susannen noch nie so schön gefunden, als heute; vielleicht eben darum, weil er heute und nach wenigen Stunden seine Freiheit an die kleine Rosine auf immer verlieren sollte. Er verglich im Stillen das reizende Gegenüber mit dem Schatzkästlein, welches ihn auf den Abend erwartete; aber gegen Susannens goldenes Haar, welches sich so schön um ihre weiße Stirn kräuselte, ward alles Gold und Geld der Jungfer Seckelmeisterin nur Plunder; und bei Susannens blauen, frommen Augen, beim Anblick ihres kleinen rothen Mundes, ihres schneeweißen, feinen Halses und was sonst mit dem in Verbindung war, vergaß man gar leicht Rosinens ganze preiswürdige und vornehme Verwandtschaft. Als er nun noch dazu von ungefähr unterm Tisch ihr Füßchen im engen Schuh und zarten, weißen Strumpf erblickte, und dabei an Rosinens breiten, männlichen Fuß dachte, loderte sein Herz für die Blondine in hellen Flammen. Er vergaß die erkorene Braut, und wünschte sich kein anderes Paradies, als in welches ihn die keusche Susanna einführen könnte. Es that ihm recht weh, daß sie die schönen Augen züchtiglich vor sich niedergesenkt und der Kaffeetasse zugewandt hielt. Nicht einmal seine ganz neue veilchenfarbene, seidene Weste konnte ihre Blicke fesseln. Er hätte ihr gern die süßen Gefühle, die ihn bewegten, erklärt, hätte ihn nicht die Gegenwart der Aeltern geschreckt. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihr, indem er mit seinem Fuß dem ihrigen nahte, durch einen sanften, zärtlichen Druck auf denselben zu verrathen, wie gern er mit ihr in Berührung stände.

Zum Unglück hatte er aber nicht bemerkt, daß Suschen ihren Fuß zurückgezogen, und die Mutter dagegen auf die Stelle desselben ihren eigenen gesetzt hatte. Dieser war aber nicht minder empfindlich, als jener der siebenzehnjährigen Schönen; denn die Frau Pfarrerin klagte schon seit längerer Zeit über sogenannte Krähen-

augen. So erklärt sich's, daß der verliebte Fußtritt des Baumeisters ihr nicht nur ein Mordiegeschrei auspreßte, sondern unter der verzweifelten Anstrengung, ihre Zehen aus der unerwarteten Klemme zu retten, der einbeinige japanische Tisch theilnehmend ward, und mit dem ganzen Kaffeemahl seitwärts taumelte. Weil aber Niemand so unhöflich war, noch sein wollte, Kaffee, Milch, Zucker und Semmeln in Masse für sich allein zu nehmen, warf Jedes in Eile den Tisch zurück, so daß er wie ein Ball nach allen Richtungen rund umher flog und Jeglichem einen Theil seiner Ladung mittheilte.

Alle staunten sich erschrocken an, weil Keines auf diesen Streich des Schicksals gefaßt gewesen war. Die schwarzen Beinkleider des Pfarrers leuchteten so gut, als des Baumeisters veilchenfarbene Weste von einer neuen Milchstraße, und die Frau Pasterin mit ihrer Tochter baten Herrn Dampf mit hundert Knixen um Verzeihung wegen eines Verfalls, der ihre schönen weißen Schürzen mit kaffeefarbenen, abenteuerlichen Gestalten verziert hatte. Dampf sah voraus, daß am Ende seine Verlegenheit und Schuld am größten werden würden, da man nach dem ersten Schrecken dem Ursprung alles Uebels nachzuforschen anfing. Er fand, es sei spät, und nahm Abschied.

Ein regnerischer, wolkenschwerer Himmel hatte den Eintritt der abendlichen Dunkelheit beschleunigt. Hans hoffte sich bei dem seckelmeisterlichen Schmause zu entschädigen für das geistliche Abenteuer, eilte nach Hause und von da in seine Kleiderkammer, um die seidene, veilchenfarbene Weste mit einer trockenen zu vertauschen.

Dies vollbracht, ging er an's Fenster, um zu erforschen, ob der Regen noch Sicherheitsmaßregeln nothwendig mache. Allein der Regen war plötzlich vergessen, da ihm, wie er das Fenster öffnete, statt Wasser Feuer entgegenkam; kein irdisches, sondern ein wahrhaft überirdisches Feuer; nicht vom Himmel, sondern aus den schwarzen Augen einer hübschen Nachbarin, Namens Katharine.

Diese Nachbarin war niemand anders, als die Tochter des Herrn

Stadt- und Platzmajors Knoll. Sie wünschte sich aber in der ganzen Stadt keinen bessern Platz, als im Herzen des Herrn Stadtbaumeisters; auch glaubte sie längst im Besitz desselben zu sein. Denn Herr Dampf, so oft er in ihrer Nähe sein konnte, liebte keine Andere, als sie; und er war oft in ihrer Nähe, obgleich der Herr Platzmajor übrigens sein guter Freund und Gönner nicht war. Denn beide hohe Staatsbeamte waren bei einer Kindtaufe um Rang und Vortritt in diplomatischen Streit gerathen. Der Platzmajor, als Militär, behauptete schon, vermöge des hohen Federbusches auf dem Hut, eine erhabenere Person, als Herr Dampf zu sein; dieser aber bewies dagegen, daß, weil ein Staatsbaumeister neue Schöpfungen aufzurichten, ein Kriegsheld nur zum Zerstören da wäre, jenem in jeder Rücksicht der Vorzug gebühre. Obgleich nun der Staatsbaumeister noch nichts gebaut, und der Stadt- und Platzmajor weder eine Stadt noch einen Platz zerstört hatte, dauerte doch der Prozeß um den Rang schon seit Jahr und Tag vor Räthen und Bürgern.

Die holde, kleine Katharine hingegen mit den Feuerblicken war ganz und gar nicht der Meinung ihres Vaters. Wenn es sein konnte, Abends oder Morgens im Dämmerstündchen, sah sie gern hinten hinaus, wo die Fenster ihres Hauses den Dampfischen Fenstern gegenüber standen. Die ganze Straße war kaum drei Schritte breit, recht eng und für Liebende gemacht, die sich in der Stille dies und das zuzuflüstern hatten, ohne daß es die Leute hören sollten, die drunten auf der Gasse wandelten.

Man flüsterte sich also einen guten Abend her und hin; man sagte sich viel Schönes, und Hans beklagte abermals, was er schon oft mit der größten Wehmuth betrauert hatte, daß die Straße nicht noch um einen Schritt schmäler sei, damit er Katharinens niedliche Hand über der Straße küssen oder wenigstens berühren könnte. Auch hatte er wirklich schon einige Male, seit er Staatsbaumeister geworden, der Nachbarin geschworen, er wolle von seinem zu ihrem Fenster hinüber

noch eine Brücke bauen, wie hundert Meilen um Lalenburg her keine zu finden sein sollte. Indessen war es aus allerlei Gründen bei der leeren Drohung geblieben, wiewohl Katharinchen vielleicht gegen die Erfüllung derselben nichts einzuwenden gehabt hätte.

Dieser Brückenbau fiel nun plötzlich dem Herrn Dampf wieder ein, da die Schöne mit den Flammenblicken drüben unter anderm auch erzählte, daß sie recht froh wäre, ihn und überhaupt einen Menschen zu sehen, weil sie ganz allein im Hause sei und sich beinahe fürchte. So hold hatte ihm die Gelegenheit nie gelächelt, die Burg des Stadtmajors durch Ueberfall zu erstürmen, da die ganze Besatzung abgezogen war. Er bat also auf der Stelle um Erlaubniß, seine Luftbrücke errichten und auf derselben hinüberkommen zu dürfen; und ohne Antwort zu erwarten — ein Brett war bei der Hand — vollzog er das kühne Werk. Zwar die Schöne ängstigte sich außerordentlich über die Gefahren dieser Luftreise; der Baumeister wollte aber schlechterdings nun auch einmal seiner Würde Ehre machen, und Baumeister in der That sein. Ohnehin wußte er aus allen Romanen und Schauspielen sehr gut, wie sehr männlicher Muth und ein Wagstück ungewöhnlicher Art den Schönen zu gefallen pflege. Er segnete die Bauart von Lalenburg, welche die nachbarlichen Vertraulichkeiten erleichtert; legte das Brett von Fenster zu Fenster, und kroch mit gehöriger Vorsicht auf allen Vieren kühn hinaus in's Freie. Entdecken konnte ihn nicht leicht Jemand, denn es war schon stockfinster.

Diese Stockfinsterniß, so vortheilhaft sie sein mochte, hatte jedoch auch ihren kleinen Nachtheil. Denn Katharinchen, als es das Ende des Bretts in das ihr gehörige Fenster zog, bemerkte leider nicht, daß es des Guten zuviel that; und der Zunftmeister Pretzel, seines Handwerks ein Töpfer, bemerkte nicht, welches Gewitter über ihm schwebe, als er unten auf der Straße mit seinem Wagen voll irdenen Geschirrs durchfuhr, das dem Jahrmarkt eines benachbarten Städtchens zugedacht war.

Wie nun oft widrige Umstände im Leben zusammentreffen, um dem Sterblichen alle Lust an der besten Welt zu verderben, so geschah es auch hier. Die Brücke verlor ihren Stützpunkt am Dampfischen Fenster. Das Brett glitschte; und obwohl Jungfer Katharine es mit beiden Händen festhielt und sich in's Kämmerlein zog, fehlte doch der Baumeister darauf.

Hans Dampf war hinunter, dem Zunftmeister Pretzel in alle Töpfe gefahren; aber so glücklich oder unglücklich, daß er zwar ganz gesund darauf zu sitzen kam, hingegen den ganzen Marktkram in Scherben verwandelte. Dies verursachte ein so schauerliches Geknatter und Getöse, daß der Zunftmeister, welcher vor dem Pferde friedlich einherging, wo nicht den gänzlichen Einsturz des Himmels, doch eines Hauses erfahren zu haben glaubte. Das Pferd, nicht minder erschrocken, that einen gewaltigen Satz, und war damit zur Straße hinaus auf den Rathhausplatz.

Der Zunftmeister, neugierig, wie viel ihm vom Wagen übrig geblieben sei, hielt an, und war im Begriff, die Untersuchung, so gut sie sich in Eile und Finsterniß machen ließ, anzustellen, als er zu seiner nicht kleinen Verwunderung einen Menschen von seinem Wagen springen sah, dem noch einige Dutzend Schüsseln unter erschrecklichem Gepraſſel nachsprangen. Offenbar schien ihm das nun ein diebisches Wagstück oder sonst ein Werk der Bosheit. Er lief mit vieler Geistesgegenwart, den Thäter handfest zu machen, der, wie bekannt, kein Anderer als der Staatsbaumeister war. Doch statt seiner — denn Hans Dampf schlich sich behend davon, um seinerseits alles Aufsehen zu meiden — ergriff der zornige Töpfer den Schuhmacher Ahl, wohlverdienten Oberzunftmeister. Ihn führte sein Schicksal sehr ungelegen aus dem Rathskeller dieses Weges am Unglückswagen vorbei. Herr Pretzel packte den edeln Oberzunftmeister mit so fürchterlicher Inbrunst, und umklammerte ihn so fest, daß er sich nicht regen konnte. Eine Riesenschlange hätte ihn nicht mächtiger umwickeln können. Dabei

schrie der Töpfer mit einer Stimme, die weit hinaus über Thore und Ringmauern der Stadt vernommen werden konnte: „Zur Hilfe! Räuber, Mörder, Diebe!“

Der bedrängte Oberzunftmeister, welcher in der That größere Ursache hatte, zu solchen Ausrufungen seine Zuflucht zu nehmen, versäumte sie auch nicht. Freventlicher war nie ein Landfriede gebrochen worden. Im Gefühl seiner Unschuld und Todesgefahr schrie er wetteifernd mit dem Wütherich, der ihm fast die Rippen brach: „Mordio! Feurio! Banditen, Mörder, Straßenräuber!“

Dies Geschrei, dergleichen man seit einem vollen Jahrhundert nicht in Lalenburg gehört hatte, verbreitete über die ganze Nachbarschaft ein panisches Schrecken. Jedermann verriegelte in größter Behendigkeit Hausthüren und Fensterladen von innen, weil man eine ganze Diebesbande oder den in den andern Ländern Mode gewordenen Ausbruch einer Revolution in den Straßen vermuthete. Und wer auf den Gassen wandelte, floh eilfertig in entgegengesetzter Richtung davon, um den Mördern nicht unter die Fäuste zu kommen. Die Stadtwachen an den Thoren, meistens alte, gichtbrüchige Leute, denen der löbliche Magistrat das Gnadenbrod gab, ergriffen zitternd ihre Hellebarden, flohen in's Wachthaus, verrammelten sich darin auf's Beste und schworen, Alle für Einen und Einer für Alle zu sterben, wenn man sie überfallen und angreifen würde. Der Stadt- und Platzmajor Knell, welcher zufälligerweise auf dem Heimweg zu seiner Behausung den Lärmen vernahm und das Durcheinanderrufen von Mördern und Räubern, glaubte daran, riß den langen Federbusch von seinem Hut, damit ihn Keiner von der Bande für eine Militärperson halte, und flüchtete keuchend in den Rathskeller zurück.

Da nun auf diese Weise den Kämpfern Niemand zu Hülfe kam, hörten sie nach einer guten Viertelstunde auf zu schreien, weil ihre Stimmen ziemlich heiser geworden waren. Sie hatten inzwischen ihre Kräfte auf mannigfaltige Weise gegen einander versucht; mehr

als einmal nebeneinander auf dem Erdboden gelegen, mehr als einmal das Gefecht erneuert, ohne daß Einer den entscheidenden Sieg errungen hätte. Beide des fruchtlosen Kampfes satt, wollte doch Keiner den Andern fahren lassen. Sie schleppten einander, Jeder in gleicher Absicht, zu einem benachbarten Hause, wo ein Metzger wohnte, der Beider Gevatter war. Nach langem Bitten, daß man ihnen die Thür öffne, geschah es. Der Metzger glaubte in den bekannten Stimmen Mitbürger zu hören, die dem Blutbade auf der Gasse glücklich entronnen wären. Als sich endlich beim hellen Kerzenschein der Schuhmacher und der Töpfer erkannten, erneuerten sie ohne Zeitverlust mit verdoppeltem Zorn ihre Balgerei. Denn sie waren von der Zunft her noch alte Feinde, und Jeder glaubte zuverlässig, der Andere habe ihm aus Rache einen bösen Streich spielen wollen.

Inzwischen war Hans Dampf in Angst und Schrecken zur Stadt hinausgelaufen, aus gerechter Furcht vor dem Eigenthümer der zermalmten Töpfe, von dem er sich verfolgt glaubte. Er vergaß Rosinen und Mandeln und alles Confect der Verlobung, und Katharinen am Fenster und ihr Entsetzen beim Anblick des leeren Brettes. Er irrte den ganzen Abend umher, und fand, da er mit einiger Sicherheit heimkehren zu können glaubte, die Stadtthore fest verschlossen. Dies beruhigte ihn ungemein, denn nun überzeugte er sich, daß auch sein Verfolger eingesperrt sei. Er übernachtete also in einem Wirthshause außer der Stadt, wo er vorgab, sich auf einem Spaziergang verspätet zu haben.

Hans Dampf.

Folgenden Morgens kehrte er zu guter Zeit in die Stadt zurück, nicht ohne Herzklopfen. Theils konnte der stolze Seckelmeister Piphan sein Ausbleiben von der Verlobung übelgedeutet, theils ihn irgend ein Umstand dem Töpfermeister Pretzel verrathen haben, als Urheber

alles Unheils in seinem Marktkram. Inzwischen hoffte er sich auf jeden Fall mit der ihm eigenen edeln Dreistigkeit durchzuhelfen.

Noch schlief in Lalenburg Alles gar friedlich. Wie er aber zu seinem Hause kam, fand er vor demselben drei Eilboten eines benachbarten Dorfes, die schon seit mehrern Stunden auf ihn warteten. Der erste meldete hastig, daß im Dorfe Feuer ausgebrochen sei, und man ihn dringend ersuche, die Spritzen zu senden, da er den Schlüssel zum Spritzenhaus habe. Der andere meldete, es wären schon drei Häuser niedergebrannt, doch aber schon mehrere Feuerspritzen aus den umliegenden Gegenden angelangt. Der dritte zeigte an, die Brunst sei glücklich seit einer halben Stunde gelöscht.

Hans Dampf strich nachdenkend das Kinn, und sprach zu den Bauern, die mit ehrerbietig entblößten Häuptern vor ihm standen: „Ihr Esel, wenn euer ganzes Dorf abgebrannt wäre, so würde es eure Schuld sein. Denn ihr hättet zu rechter Zeit kommen müssen, ehe das Feuer angegangen, damit ich zu rechter Zeit dazu hätte thun können. In dem Fall würde ich nicht ausgegangen und nicht Nachts über Land gewesen sein. Doch ist es gut, daß das Feuer nun gelöscht ist. Ein anderesmal meldet euch vor Ausbruch desselben, damit man auch Zeit genug habe, die Spritzen vorher zu probieren. So gehet denn heim, und saget euern Vorstehern meinen Bescheid."

Er hatte sie kaum entlassen und sein Frühstück eingenommen, als ihn einer seiner Vettern besuchte, der sich den gestrigen Verlobungsschmaus hatte behagen lassen. Er kam aber mit Aufträgen des Herrn Seckelmeisters Piphan, welchen das Ausbleiben des Staatsbaumeisters so sehr empört hatte, daß er demselben höflichst melden ließ: aus Verlobung, Heirath und Schwiegersohnschaft werde nun und in Ewigkeit nichts werden: er möge sich fernerhin nicht mehr um die Hand der liebenswürdigen buckligen Rosine weiter bemühen, auch sich wohl hüten, das sehr gekränkte seckelmeisterische Haus jemals

wieder zu betreten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sehr unsanft aus einem von dessen Fenstern zu fahren.

Was nun die Hand der schönen Rosine betraf, tröstete sich Hans gar bald; auch die angedrohte Fahrt aus dem Fenster schien keinen besondern Eindruck auf ihn zu machen, da er den ersten Versuch ziemlich gefahrlos gemacht hatte. Doch war ihm die Ungnade des Seckelmeisters darum nicht minder ungelegen. Denn dieser Mann hatte bedeutenden Einfluß auf den Rath der Stadt und Republik, welchen er auch mit allem Recht verdiente, weil er bei aller Geistesarmuth einer der reichsten Leute des Ortes war.

Der Vetter gab indessen gar nicht undeutlich zu verstehen, daß Herr Pipham vielleicht die Nachlässigkeit seines Eidams kaum so ungnädig empfunden haben würde, hätte nicht der pfiffige Stadtschreiber Mucker, mit seinen gottlosen Anmerkungen, den Zorn des Seckelmeisters tapfer angeblasen. Herr Mucker schien nämlich selber auf den Besitz Rosinens und ihrer Schätze gerechnet zu haben; er war ohnedem Dampfs bester Freund nicht, weil dieser ihm einst, da er sich um die Stadtschreiberstelle bewarb, und bei dem hochpreislichen Magistrat seinen bittweisen Rundebesuch machte, das Gesicht, unter dem Vorwand es von angespritzten Dintenflecken zu säubern, mit Kienruß gar erschrecklich eingerieben hatte. Mucker war nicht der Mann, welcher solchen Pagenstreich so leicht vergessen konnte, wären auch zwanzig Jahre darüber vergangen gewesen. Er pflegte wenig Worte zu machen, hatte es aber, wie man in Lalenburg zu sagen pflegt, immer dick hinter den Ohren; sah Keinem in die Augen, wenn er sprach; aber lächelte immer gar verbindlich, wenn er sprechen mußte, und sogar wenn er in der Kirche hinterm vorgehaltenen Hute betete; war dabei auf seine angenehme, hagere Gestalt ein wenig eitel, und behauptete mit großer Selbstgenügsamkeit, daß kein Schriftsteller in Europa eine so zierliche Hand schreibe, als er.

Hans Dampf erfuhr noch gleichen Tages nicht nur die merkwür-

digen Folgen seiner gestrigen Invasion in Pretzels Geschirr, sondern auch, daß der Stadtschreiber Mucker vermuthe, kein Anderer, als Hans Dampf könne der Stifter des Unheils gewesen sein. Mucker nämlich hatte, wie er vom Zunftmeister, seinem Nachbar, die Geschichte erfahren, sogleich in eigener Person den Schauplatz der Handlung in Augenschein genommen, und die ersten Scherbenspuren vor der Hausthür des Staatsbaumeisters, nebst einem Perlemutterknopf vom Kleide desselben daneben gefunden. Dies und Hans Dampfens Nichterscheinen zur Verlobung schien mit einander in genauester Verbindung zu stehen. Es ging auch die Rede, daß der Stadtschreiber vor Rath förmliche Anklage gegen Hans Dampf, sowohl wegen dieses Vorfalls, als Störung des öffentlichen Landfriedens, als auch wegen der nicht zur Feuersbrunst gesandten Spritzen, erheben werde. Der Staatsbaumeister aber, jederzeit unerschrocken, nahm diese Drohung sehr leicht auf. Und obgleich Seckelmeister Piphan, Zunftmeister Pretzel, der auf reichlichen Ersatz seines Schadens Anspruch machte, die ganze Sippschaft des Pfarrers, der das Unglück bei der Kaffeevisite in allen Häusern verkündigt hatte, und mancher Andere um ähnlicher Beschwerden willen, die Partei des Stadtschreibers vermehrte, verließ sich Hans Dampf doch auf sein Glück, wie ein Cäsar, und auf seine Beredtsamkeit, wie ein Cicero. Unterdessen zettelte er selbst in der Eile eine Verschwörung, wo nicht gegen den Stadtschreiber, doch gegen dessen langen Haarzopf an, auf welchen sich, als den allerlängsten in Lalenburg, Herr Mucker nicht wenig zu gut that, während doch laut alter Uebung der Stadtschreiber so gut wie ein Bürgermeister verpflichtet war, von Amtswegen eine Lockenperücke zu tragen. Schon vielen rechtschaffenen Bürgern war dieser Haarzopf ein Stein des Anstoßes gewesen, und einige patriotischdenkende Metzger hatten schon einmal geschworen gehabt, ihm denselben vom Kopfe hinwegzuhauen.

Das Gerücht dieser Verschwörung verbreitete sich schnell durch

die Stadt. Denn was auch in Lalenburg und selbst im geheimen Rath der Republik geschah, pflegte jedesmal sogleich im größten Vertrauen von Mund zu Ohr, von Ohr zu Mund zu gehen, bis alle Einwohner beiderlei Geschlechts in das Geheimniß eingeweiht waren. Das neugierige und geschwätzige Völkchen befand sich dabei recht wohl, und ersparte viel Geld für Zeitungen.

Beide Parteien rüsteten sich also und warben mit großem Eifer für den kommenden Rathstag. Dergleichen ward alle Woche nur einmal gehalten. Ging die Regierung nach beendigter Sitzung aus einander, regierte sich die beste der Republiken ohne alle Mühe von selbst; denn der eine Bürgermeister verkaufte in den übrigen Wochentagen Kaffee und Gewürz, der andere fabrizirte Band, der Seckelmeister schenkte Wein aus, ein Rathsherr machte Wurst, ein anderer Brod u. s. w. Genug, jeder war beflissen und sich bewußt, die materiellen Interessen des Staats auf diese Weise besser, denn durch Schreiberei in Kanzleien und Schreierei im Rathssaal zu befördern.

In allen Gassen.

Der große Tag erschien, da die gefährliche Lage der Republik verhandelt werden sollte. Begebenheiten, wie die der vergangenen Woche, waren seit undenklichen Zeiten nicht geschehen. Hans Dampf war inzwischen nicht müßig gewesen. Er hatte allen Schönen der Stadt den Hof gemacht; allen geschworen, er habe nur ihretwillen des Seckelmeisters bucklige Tochter aufgeopfert. Die dankbaren Schönen hatten dafür ihre Mütter, die Mütter ihre Eheherren, und diese ihre im Rathe befindlichen Freunde gegen den ungebührlichen Zopf des Stadtschreibers in Harnisch gebracht. Jedermann erwartete mit Furcht und Zittern den Ausgang der Dinge. Sobald die Rathsglocke läutete, waren alle Lalenburger und Lalenburgerinnen im Geiste

auf dem Rathhause, wenn sie nicht Berufs wegen dort sein konnten. Viele Handwerker verließen ungeduldig ihre Werkstätten, der Schmid den Ambos, der Müller die Mühle, der Leinweber den Wirkstuhl, um auf dem Platze vor dem Rathhaus den Augenblick zu erwarten, da die wohlweisen Herren in Mänteln und Degen die hohen Stiegen aus der Sitzung herabkommen und ihren Bekannten vertraulich den Gang der Sachen offenbaren würden.

Der Rath fand sich in höchster Vollzähligkeit beisammen. Abwechselnd wandten sich die Augen Aller während der ersten Stille auf die beiden Parteihäupter, besonders auf den Stadtschreiber, vor welchem auf dem Tisch ein Paar Scherben von Kochtöpfen neben einem Perlemutterknopfe lagen.

Nach Beseitigung der ersten Geschäfte, forderte Mucker wirklich das Wort, und schritt zur Anklage.

„Woher soll ich Worte nehmen," hob er an, „um das Verderben zu schildern, welches der unruhige Geist eines unserer Mitbürger über die Republik gebracht hat? Seit der Gründung Roms und Lalenburgs haben viele Menschen gelebt; aber nicht Einer von allen war fähig, in so kurzer Zeit, mit so geringen Mitteln, in so ungeheuren Spielräumen, so unheilbringend zu wirken, als Hans Dampf. Ja, ich nenne ihn, o Landesväter, denn schon nennt ihn jedes Kind auf den Gassen, als den Stifter alles Uebels in der Republik. Oder, wo wäre ein Haus, welches nicht über ihn zu klagen hätte? Sind Geheimnisse irgendwo verrathen: so war Hans Dampf dabei. Gab es Klatschereien: so half Hans Dampf. Zankten sich Eheleute: so hatte sie Hans Dampf wider einander gehetzt. Mißlang irgend ein Plan: so war Hans Dampf in die Quere gekommen. Ging eine Verlobung rückwärts: so hatte Hans Dampf die Hand im Spiel. Scheiterte ein Unternehmen: so war es durch die Ungeschicktheit dieses Hans Dampf. Er ist wie zum Elend der Welt geboren, hat

seine Nase überall, fährt überall zu, will Alles wissen, Alles machen, Alles bessern, und bringt Alles in Verwirrung."

Nach diesem Eingang, den der Redner mit vielen Beispielen aus der geheimen Stadtgeschichte erläuterte, kam er auf die letzten Begebenheiten, auf die Feuersbrunst, auf die zerschmetterte Töpferwaare, auf den Riesenkampf des Oberzunftmeisters und des Zunftmeisters, auf das unermeßliche Entsetzen der ganzen Stadt, auf die nachtheiligen Wirkungen desselben bei Nervenschwachen, Kranken und Wöchnerinnen. Er sprach so rührend, daß Zunftmeister Pretzel beim Anblick der Scherben sich nicht der Thränen erwehren konnte; so feurig, daß Seckelmeister Piphan vor Grimm feuerroth ward, und der Oberzunftmeister Ahl die Fäuste ballte. Selbst Hans Dampf schien einen Augenblick die unerschütterliche Hoheit und Ruhe des Geistes zu verlieren.

Bald aber ermannte er sich, und begann seine Vertheidigung mit vieler Würde und Klarheit; bewies, daß man aus einigen Scherben, und einem Rockknopf, den er auf der Gasse verloren haben könne, nichts wider ihn beweisen könne, sonst ließe sich auch beweisen, daß der Stadtschreiber vor einigen Wochen den alten Thorthurm, der von selbst zusammengefallen sei, vermittelst seines steifen Haarzopfs eingestoßen habe, weil bekannt sei, daß er mit demselben drei Minuten vorher am Thore vorbeigegangen. Was die Feuersbrunst betreffe, falle die Schuld nicht auf ihn, daß die Spritzen der Hauptstadt zu spät kamen oder gar nicht, weil man ihm das Unglück erst gemeldet, da es geschehen war. Wären aber auch die Spritzen zeitig genug erschienen, würde darum das Feuer nicht minder hell gebrannt haben, weil bekanntlich die Löschwerkzeuge Alters wegen zerfallen und verfault wären, also daß keine Tasse voll Wasser darin Stich hielte.

Der Stadtschreiber Mucker aber widerredete dem heftig; bewies, daß Hans Dampf allerdings der Urheber alles Uebels sei, und schloß mit den Worten: „So weit, o Landesväter, ist es gekommen, daß

es bei mir gar keines Zuredens mehr bedarf, um mich glauben zu machen, daß an dem blutigen Türkenkriege, daß an der großen Viehseuche in Polen, daß an dem fürchterlichen Erdbeben in Kalabrien, daß an dem letzten Sturm, welcher die spanische Silberflotte in den Abgrund des Meeres senkte, niemand anders als Hans Dampf schuld sei. Seit er wieder in unsere Mauern kam, ist Verwirrung, Zwietracht, Parteiwesen und Lärmen an der Tagesordnung. Noch steht Lalenburg; aber wir Landesväter werden den Untergang dieser uralten, herrlichen und weltberühmten Stadt sehen, wenn wir den Hans Dampf nicht von uns weg über alle Meere verbannen. Wessen ist er nicht fähig? Hat er uns noch nicht der Entzweiung, des Schreckens genug gebracht? Wollet Ihr noch Bürgerkriege erleben, Mord und Brand, den Einsturz dieses ehrwürdigen Rathhauses, die Einäscherung unserer Wohnungen?" Und nun fuhr Mucker fort, ein Bild der Verwüstung zu entwerfen, daß allen Zuhörern und selbst dem edeln Hans Dampf die Haare vor Grausen bergan standen, und Jeder den Augenblick vor der Thür glaubte, wo die Zerstörung Jerusalems sich in Lalenburg wiederholen würde.

Angst und Furcht, Schrecken, Verzweiflung und Rache war in allen Gesichtern zu erblicken. Einige saßen halb ohnmächtig eingesunken da; Andere schnoben mit erweiterten Naslöchern wuthvoll, und schossen mörderische Blicke auf den Staatsbaumeister; Andere wollten in bangem Entsetzen zu den Ihrigen flüchten, um sie zeitig zu retten, sanken aber mit gebrochenen Knien auf die Bank zurück; Andere wollten das Wort fordern und auf den Tod des Hans Dampf antragen, und konnten nur mit vom Zorn erstickter Stimme unvernehmliche Töne hören lassen.

Plötzlich öffneten sich die Thüren des Saals, und der Rathsbote trat herein, einen Brief in der Hand mit einem ungeheuern Siegel. Er übergab ihn dem Bürgermeister und sagte, ein Kurier Sr. Durchlaucht des Fürsten von Luchsenstein habe ihn gebracht. Da spitzten

Alle mächtig die Ohren. Der Bürgermeister setzte die Brille auf und gab sich ein majestätisches Ansehen, indem er geheimnißvoll links und rechts flüsterte: „Depeschen von allerhöchster Wichtigkeit!“ Die guten Lalenburger brannten vor Neugier, und hingen mit ihren Blicken nur an dem gewaltigen Siegel. Die Zerstörung von Jerusalem war unverzüglich rein vergessen.

Als nun der regierende Bürgermeister den Brief des Fürsten entfaltete, rückten diejenigen, welche dem Oberhaupte der Republik zunächst saßen, ihm so nahe auf den Leib, als sie konnten; die Andern, um keine Silbe, keinen Odemzug des Bürgermeisters zu verlieren, rutschten auf ihren Bänken behutsam nach, daß Einer fast auf den Schoos des Andern zu sitzen kam. Der ganze Saal ward leer, bis auf einen kleinen Platz um den Meister herum, wo sich Köpfe an Köpfe drängten. Dabei herrschte Todtenstille. Obgleich Lalenburg mit dem benachbarten Fürstenthum Luchsenstein vielen Geschäftsverkehr hatte, war bisher doch noch nie geschehen, daß der Fürst unmittelbar dem Rath der Republik zugeschrieben hätte. Der Bürgermeister konnte also mit Recht vermuthen, das Sendschreiben umfasse Gegenstände der höchsten Wichtigkeit.

Er fing an zu lesen, aber mit ehrfurchtsvoller, leiser Stimme, der Feierlichkeit des Gegenstandes angemessen. Weil die, welche zuhinterst saßen, die ersten Worte nicht vollkommen verstanden hatten, riefen sie: „Laut gelesen, laut!“ Dadurch wurden die Vordern gestört und geboten einstimmig Stillschweigen. Darüber verloren die Hintern das Vorgelesene gänzlich, und wiederholten ihren Zuruf um lautern Vortrag; Andere begehrten, man solle noch einmal von Anfang anfangen. Die Vordern schrien ungeduldig: es müsse Todtenstille herrschen. Dies Her- und Hinrufen ward immer stärker, weil endlich Alle an dem Lärmen geärgert waren und Jeder für sich die Ruhe herzustellen und seine Stimme über die Stimme der Uebrigen zu erheben bemüht war. Da nun die Hintersten sich überzeugten,

daß bei so bewandten Umständen die Vordersten offenbar den Vortheil hätten, weil sie dem Brief und dem Vorleser zunächst waren, rückten sie nach. Hans Dampf saß wetterschnell dem Bürgermeister vor der Nase. Der Stadtschreiber behauptete, und schrie sich dabei das Gesicht kirschbraun, Hans Dampf habe ihn vom Platz verdrängt. Es war umsonst. Gleichwie Hans Dampf, hatten auch Andere sich von hinten hervorgemacht. Nun gab es ein erschreckliches Stoßen, Reißen und Sturmlaufen unter Flüchen und Beschwörungen und Bitten und Seufzen, still zu sein.

Unter diesen tumultuarischen Bewegungen ward dem Bürgermeister am übelsten zu Muth; denn gegen ihn drängte sich, als zum Mittelpunkt, Alles von allen Richtungen her. Da faßte er den großen Entschluß, durch sein Ansehen den Sturm verstummen zu machen. Mit majestätischem Unwillen stand er auf und stieg, damit er über die Menge hervorrage, auf seinen Stuhl. Indem er aber die donnernde Stimme mit gerechtem Zorn erheben wollte, fuhr ihm durch einen unehrerbietigen Stoß des Gedränges der konsularische Thron unter den Beinen hinweg, und er selbst mit dem fürstlichen Briefe, wie eine stürzende Eiche über niederes Gesträuch, in die ringende Menge hinab. Seine Perücke, die reichlich mit Puder und Pommade das Antlitz des Oberzollverwalters färbte und demselben schier das Licht der Augen raubte, ward von diesem im Jähzorn erfaßt und in eine Trutz- und Schutzwaffe verwandelt. Ihr Anblick und ihre Wirksamkeit reizte zu unseligen Nachahmungen des gegebenen Beispiels. Bald war keine Perücke mehr auf dem Kopfe sicher; eine um die andere flog empor über die Häupter der Menge, gleich einer Zornruthe, und verbreitete Gewölke um sich in der Höhe, Schmerzen und Zetergeschrei der Getroffenen in der Tiefe.

In dieser traurigen Verwirrung der Dinge reifte plötzlich die große, lange vorbereitete Verschwörung gegen des Stadtschreibers Zopf. Der Rathsherren einer, seines Handwerks ein Schneider, zog

die Scheere und verfolgte damit den Stadtschreiber, welcher wie eine langgeschwänzte Ratze in dem Getümmel umherfuhr. Im Hui war der Zopf glatt am Kopfe weg, ohne daß Herr Mucker nur eine Ahnung von seinem Unstern hatte, bis er einen Hieb damit über das Gesicht bekam. Denn ein Anderer hatte dem heimtückischen Schneider die Trophäe entrissen, und, weil sie die Länge von anderthalb Ellen haben mochte, sich ihrer wie einer Reitpeitsche bedient.

Als der Stadtschreiber seinen Haarzopf in fremder Gewalt sah, und sich durch einen schnellen Griff in den Nacken vom ewigen Verlust dieses Kleinods überzeugt hatte, erhob er jammernd und die Augen voll Thränen die Hände gen Himmel, und rief dessen rächende Blitze auf das Haupt des Frevlers herab. Er würde sich nicht halb so sehr gegrämt haben, wäre ihm statt des Zopfes der Kopf selbst gestohlen worden. Sein Geheul war so übermenschlich, daß die ganze Rathsversammlung darüber mitten im Kampf erstarrte, alle Fehde vergaß und den Unglückseligen schweigend umringte. Wie man aber wahrnahm, daß ihm weder Arm noch Bein, sondern der ohnehin statuten- und amtswidrige Zopf fehlte, lächelte Jeder schadenfroh, lieferte friedlich die Perücken, wo sie liegen mochten, an ihre Behörde, und nahm den alten Platz auf den Rathsbänken ein.

Der Bürgermeister schüttelte wegen vergefallenen Unordnungen sehr mißvergnügt das Haupt, welches unter der struppigen Perücke einem wahren Medusen- oder Titushaupt ähnlich geworden. Doch dergleichen lebhafte Debatten gehörten in Lalenburg keineswegs zu den unerhörten Dingen; daher machte man auch diesmal nicht viel Wesens daraus. Man erkannte darin nichts, als Aeußerungen bürgerlicher Freimüthigkeit und republikanischen unbefangenen Sinnes. Jeder brachte sein eigenes Haar zurecht, und hielt, was an den Kleidern zerrissen sein mochte, einstweilen mit den Fingern zusammen. Der Stadtschreiber legte seinen entseelten Zopf neben Scherben und Rockknopf auf den Tisch, seine Thränen ins bunte Schnupftuch

drückend. Jeder erwartete mit neuer Andacht die Vorlesung des fürstlichen Briefes. Dieser war während des Gewühls und Gezerrs in viele Fetzen zerrissen worden. Man sammelte sorgfältig die zerstreuten Papierstückchen auf, legte sie vor den Bürgermeister ehrerbietig hin, und überließ seiner Weisheit, daraus das Uebrige zu ersehen.

Das war nun schwer; und so mannigfaltig auch die Stückchen nach allen Richtungen zusammengelegt wurden, kam doch nichts Ganzes heraus. Man las nur einzelne Worte ohne Zusammenhang. Da gerieth der Rath in große Noth und Verlegenheit. Dreimal hielt der Bürgermeister Umfrage, was dem Fürsten von Luchsenstein auf sein Schreiben geantwortet werden müsse, und dreimal schüttelte die erlauchte Versammlung den Kopf. Endlich erhob sich Hans Dampf und schlug vor, Seiner hochfürstlichen Durchlaucht zu melden, daß Dero Schreiben richtig und glücklich angekommen und verloren sei, daß also ein edler und wohlweiser Magistrat bitten müsse, Se. Durchlauch wolle geruhen, noch einmal zu schreiben.

Als dieser gute Rath allgemein beliebt worden, fing Mucker, der sich unterdessen noch immer mit Zusammenfügung der Briefstückchen beschäftigt hatte, folgende Worte an aus denselben abzulesen: „Fangen — Hans Dampf — den Hund — tausend Gulden — Preis — seinen Kopf —“

Jeder horchte mit Erstaunen auf. „Hier ist,“ rief der Stadtschreiber, „keine Zweideutigkeit. Hans Dampf ist da wieder im Spiel und hat einen dummen Streich gemacht, der vielleicht ganz Lalenburg ins Unglück bringt. Der Fürst, wie mir's scheint, fordert, wir sollen den Hans Dampf fangen. Er nennt ihn selbst schlechtweg nur einen Hund, und setzt einen Preis von tausend Gulden auf seinen Kopf. Es muß sich also dieser Hans Dampf wieder einmal ungebeten und ungerufen in Dinge gemengt haben, die ihn nichts angingen. Aber mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Mein unmaß-

geblicher Rath wäre, den Angeklagten einsweilen im Gefängniß zu verwahren, bis Se. Durchlaucht das zweite Schreiben übersendet, und dem Fürsten nachträglich zu melden, daß der löbliche und wohlweise Rath zu aller Satisfaktion erbötig sei, auch den oftерwähnten Hans Dampf dermalen schon fest gemacht habe."

Der Antrag des Stadtschreibers ward mit Einhelligkeit angenommen, so sehr auch Hans dagegen protestirte und versicherte, er habe mit dem Fürsten von Luchsenstein nie Verkehr gehabt. Man berief die Stadtwächter, welche mit ihren Partisanen alsbald anrückten. Der Stadt- und Platzmajor zupfte seinen Federbusch auf dem Hut etwas länger hervor, stellte sich an die Spitze der Schaar und führte den Verurtheilten, unter großem Zulauf des Volks, ins Staatsgefängniß.

Hans Dampf.

Die Nachricht von der Verhaftung des Staatsbaumeisters und vom Zorn des Fürsten von Luchsenstein, der ihn nur schlechtweg einen Hund genannt, verursachte in Lalenburg ein unglaubliches Aufsehen. Jedermann zerbrach sich den Kopf darüber, was Hans Dampf versündigt haben möchte. Ja, so groß war die Bestürzung, daß man sogar am Stadtschreiber nicht einmal den verlorenen anderthalb Ellen langen Zopf vermißte. Man sprach nur von Hans Dampf in allen Gassen, und kein Mensch zweifelte an seiner bevorstehenden Hinrichtung. Einige vermutheten, er werde enthauptet, Andere er werde gehenkt, Andere, er werde wenigstens lebendig verbrannt werden. Viele bedauerten, daß diese Feierlichkeiten nicht zu Lalenburg, sondern in der fürstlichen Residenz statt haben würden; Andere hingegen freuten sich darüber, weil sie so mit gutem Anlaß und Vorwand die Residenz besuchen könnten. Mehrere redeten unter ein-

ander ab, die Reise dahin zur Ersparung der Kosten gemeinschaftlich zu machen. Alle Fuhrwerke und Pferde in der Stadt wurden noch selbigen Tags vorausbestellt und in Beschlag genommen. Man ließ die Schneider rufen und zu neuen Kleidern das Maß nehmen.

Inzwischen mischte sich doch bald auch in diese Betrachtungen und frohen Rüstungen das christliche Mitleiden, wenn man des Delinquenten gedachte, der nun, seines Todes gewärtig, im Kerker schmachtete. Hans Dampf, den Jedermann kannte, der mehr oder weniger in jeder Haushaltung etwas zu schaffen gehabt hatte; Hans Dampf, den alle Mütter schalten und zum Eidam wünschten; den auf der Straße alle Mädchen über die Achsel ansahen, aber immer mit freundlichen Augen unter vier Augen; — Hans Dampf, am Tische ein lustiger Zecher, im Rathe ein trefflicher Redner, unter Basen und Muhmen beim Kaffee ein Erzklätscher, in der Kirche der eifrigste Beter — Hans Dampf, Alles in Allem, der Alcibiades von Lalenburg, im Kerker!

Die stille Wehmuth des Mitleidens ergriff zuerst die Töchter, dann die Mütter, dann die Männer. Kaum trat die Dunkelheit des Abends ein, schlich manche sittige Jungfrau, die sonst seine Blicke öffentlich zu fliehen und schon vor dem bloßen Namen eines unvermählten Mannes züchtig zu erröthen pflegte, mit nassen Augen über die Gasse zum Gefängniß, dem „armen Sünder", wie nun der edle Staatsbaumeister hieß, eine letzte Labung und Erquickung zuzustecken. Die eine kam mit Würsten, die andere mit Zuckerwerk, die dritte mit kleinen Pasteten, die vierte mit Mandeln und Rosinen, und so jede.

„Ach, lieber gnädiger Himmel!" riefen die alten Weiber, die Dienstmägde, die Gassenbuben, welche dies bemerkten: „Sie bringen ihm schon die Henkersmahlzeit!" Und nun war unter der ganzen Bürgerschaft länger kein Haltens mehr. Denn diese Mahlzeit mit dem häßlichen Namen war eine alte lalenburgische Uebung bei zum

Tode verurtheilten Missethätern. Einige Tage vor deren Hinrichtung pflegte man denselben an Eß- und Trinkwaaren zu reichen, was sie wünschten und nicht wünschten. Da das Staatsgefängniß ebenen Bodens mit der Straße war, und seine dickvergitterten Fenster gegen diese hinaus hatte, wo im Gitterwerk eine eigene Oeffnung angebracht war, um Speisen einzureichen (denn die Kerkerthür durfte keinem ohne hochobrigkeitliche Genehmigung geöffnet werden), wurde nun der Platz vor dem Gitterloch bis gegen Mitternacht von Gebern nicht leer. Brod und Backwerk aller Art, Schinken, Würste, gebratene Gänse, Hühner, Enten, Tauben, Torten, Pasteten, Aepfel, Birnen u. s. w., nebst Wein- und Bierkrügen, Likörfläschchen, Riechfläschchen u. s. w., krochen durch das Loch. Die Krämer versorgten den armen Sünder sogar mit Salz, Pfeffer, Käse, Butter, Schnupf- und Rauchtabak, so daß der Staatsbaumeister in Gefahr gerathen mußte, unter dem ungeheuern Vorrath, der immerfort hineingestopft wurde, zu ersticken. Er selbst ließ sich vor den menschenfreundlichen Gebern nicht sehen, und antwortete nie auf ihre liebkosenden Trostreden. Doch sagte Jedem das eigene Zartgefühl: Scham und Schmerz mache, daß er sich in die Dunkelheit zurückziehe.

Allein das Zartgefühl war diesmal im Irrthum, und der Staatsbaumeister gar nicht im Staatsgefängniß. Als ihn um die Mittagsstunde der Platzmajor dahin geführt hatte, fand sich, daß das Staatsgefängniß zwar im besten Zustand sei, aber übel verwahrt. Die Thür konnte weder verschlossen noch verriegelt werden, weil Schloß und Riegel eingerostet am mürben Holz hingen. Dies war aber nicht Folge einer Nachlässigkeit des löblichen Raths der Stadt und Republik, sondern eines vierzigjährigen Prozesses zwischen der Stadt und der Landschaft (nämlich den paar zu Lalenburg gehörigen Dörfern) über die Streitfrage: ob die Gefängnisse müßten von der Stadt unterhalten werden, welche das Recht zum Einkerkern hätte; oder von der Landschaft, deren Bewohner die Pflicht hätten, sich ein-

sperren zu lassen? Denn daß ein Stadtbürger ins Gefängniß gekommen, war seit Menschengedenken unerhört. Dieser Prozeß war vor dem großen Rath der Republik seit vierzig Jahren behandelt und noch unbeendet. Alle Jahre war zwischen den Vorstehern der Stadt und den Vorstehern der Landschaft deswegen ein Versöhnungsmahl auf sogenannte „ungerechte Kosten" veranstaltet worden, um dabei die streitführenden Parteien gütlich zu vergleichen. Weil aber beiderlei Vorstehern Wein und Braten des Versöhnungsmahls sehr gut schmeckte, kam die Versöhnung nie zu Stande, theils um nicht die Hoffnung zu einem künftigen neuen Schmaus zu verlieren, theils weil man immerfort auf Kosten des Unrechthabenden schmauste und Keiner Unrecht haben wollte.

Der Platzmajor hatte die kleinen Mängel an der Thür sogleich vermöge seines natürlichen Scharfblicks erkannt, und die Thür statt zu verschließen auf der Stelle vernagelt, ja zu allem Ueberfluß noch durch den Stadtschreiber obrigkeitlich versiegeln lassen. Außerdem stand allezeit ein Stadtwächter mit der Partisane davor. Der Gefangene machte dem Wächter sogleich die triftige Frage: wie er als Gefangener sich in besondern Fällen, die zur Leibes- und Lebensnothdurft gehören, zu verhalten habe? Dem Wächter fiel die Frage auf, und schien ihm wichtig genug, deswegen dem Platzmajor und Stadtschreiber, die noch nicht weit entfernt waren, nachzulaufen und Verhaltungsbefehle einzuholen. Während dem versuchte der Staatsbaumeister die Beschaffenheit der Thür, und weil auf der Stelle, wo sie nicht versiegelt und vernagelt war, die Thürangeln beim ersten Druck aus den wurmstichigen Pfosten wichen, ging er hinaus, rückte Thür und Angel wieder ein, und begab sich zur Hinterpforte weg nach Hause, ohne bemerkt zu werden.

Der treue Wächter kam zurück und brachte den unbarmherzigen Befehl des Stadt- und Platzmajors: der Gefangene möge sich in solchen Fällen helfen, wie er könne. Die Schildwache äußerte darüber

zugleich ihr aufrichtiges Mitleiden. Weil aber der Staatsgefangene dem Partisanenträger keine Silbe erwiederte, ungeachtet derselbe wohl eine Viertelstunde lang erzählte, tröstete und guten Rath gab, schwieg dieser endlich auch und begnügte sich, von Zeit zu Zeit Nagel und Siegel zu beobachten.

In allen Gassen

Es war ein wirkliches Meisterstück von Reise, welche der Staatsbaumeister aus dem Gefängniß durch die Stadt nach seiner Wohnung machte, ohne bemerkt zu werden. Er brach in den Hinterhof des Staatsgebäudes durch einen geräumigen Stall, der auch gegen die dahinter liegende Gasse einen Ausgang hatte. In diesem Stalle wurden die obrigkeitlichen Schweine gemästet, welche bei der Gelegenheit froh wurden, ins liebe Freie zu kommen. Von da sprang der Flüchtling in ein nahes Bäckerhaus, welches einst ein Ganzes mit dem nach der entgegengesetzten Straße stehenden Hause gewesen war. Er wußte zwar, daß seit der Theilung Alles vorsichtig vermauert, auf dem Estrich jedoch noch eine Kommunikationspforte offen gelassen worden sei. Behend war er die Treppen hinauf, und weil die Pforte von Mehlsäcken verrammelt war, stürzte er dieselben aus dem nahen Erker in solcher Geschwindigkeit auf die Gasse, daß, ehe der sechste Sack platzend den Boden erreichte, Hans Dampf schon auf der andern Seite hinaus über die Gasse mit einem Sprung in des Platzmajors Haus war, worin sich ein Durchgang nach dem Gäßchen befand, in welchem vor Kurzem Meister Pretzel das berühmte Unglück mit den Töpfen gehabt hatte. Ein neues Hinderniß. Der Platzmajor hatte den Durchgang mit einem neuen Gänsestall verbaut, worin er, weil er den Gänse- und Federnhandel trieb, in mehreren Etagen bei dreißig dieser frommen Thiere über einander

nährte. Zum Glück war der Stall nicht massiv gebaut; das hölzerne Lattwerk flog links und rechts davon, und der Staatsbaumeister war schon in seinem eigenen Hause, ehe die Gänse alle durch ihr Geschrei und Umherflattern der ganzen Stadt ihre Freude wegen ihrer Erlösung bezeugen konnten.

So sehr auch ganz Lalenburg von den großen Ereignissen dieses Morgens überrascht und beschäftigt war, so daß man für nichts Anderes mehr Sinn zu haben schien, als von der Verhaftung des edeln Hans Dampf, von dem fürstlichen Kurier und der im Rathssaale zerrissenen Depesche zu plaudern: mußte es doch kein geringes Aufsehen erregen, als sich plötzlich die Schweine des löblichen Rathes, mit einem L. gebrandmarkt, durch die Stadt verbreiteten; dann in einer andern Gasse die Luft vom aufsteigenden Mehlstaube, der herabfallenden, platzenden Säcke verfinstert ward, und zuletzt die Gänseschaaren des Stadt- und Platzmajorats schreiend über allen Dachgiebeln flogen. Niemand konnte begreifen, woher diese Wunder alle in den verschiedensten Gegenden zu gleicher Zeit? Einige Politiker argwöhnten, es möge von Anhängern des verurtheilten Staatsbaumeisters ein allgemeiner Aufruhr beabsichtigt sein. Der Stadtschreiber Mucker aber soll zu verstehen gegeben haben, er würde glauben, Hans Dampf sei wieder in allen Gassen rege, wenn er ihn nicht in demselben Augenblicke erst versiegelt und vernagelt hätte, da Schweine, Mehlsäcke und Gänse ins Publikum kamen.

Inzwischen verschlang der Gedanke an die große Sache des Vaterlandes, besonders an die erwartete feierliche Hinrichtung, jede Rücksicht auf geringere Gegenstände, besonders da schon folgenden Morgens der fürstlich-luchsensteinische Kurier im vollen Galop mit einer neuen Depesche zur Stadt hereingesprengt kam. Sogleich ertönte die Rathsglocke. Die Bürgermeister und Rathsherren eilten in Mänteln und Degen zur außerordentlichen Sitzung mit Geberden voll Tiefsinns und Ernstes. Viel Volks lief neugierig auf dem öf-

fentlichen Platz zusammen, noch mehr aber, als eine fürstlich-luchsensteinische Kutsche kam, um den Gefangenen abzuholen.

Die Sitzung ward eröffnet. Der Bürgermeister setzte die Brille auf, erbrach den großen Brief in Gegenwart der Versammlung, und hob mit lauter Stimme zu lesen an:

„Wir Nicodemus, Fürst zu Luchsenstein, Graf zu Krähenburg, Baron zu Dachsfelden, Herr zu Sauwinkel und Fuchsbergen u. s. w. u. s. w. entbieten den wohlweisen Bürgermeistern und Rath der löblichen Stadt und Republik Lalenburg unsern gnädigen Gruß zuvor. Ehrenveste, Liebe, Getreue! Als wir mißfälligst vernommen, daß unser an euch erlassenes Missiv verloren gegangen, welches von Wort zu Wort also gelautet hat: „Dieweil einer eurer trefflichen Angehörigen, genannt Hans Dampf, zu einem unserer Hofjäger geredet, wie er sich unterfangen wolle, jeden Hund vernünftig sprechen zu lehren, und uns dies besonderermaßen wohlgefallen, so soll uns kein Preis zu theuer sein, wenn er unserm Leibhund Fidele die menschliche Sprache beibringen kann, als welche demselben, ungeachtet seines natürlichen Verstandes, sehr schwer fällt, wiewohl er schon dermalen das Deutsche, zum Theil auch Französische und sogar Italienische versteht, ohne es jedoch selbst zu reden. Wir ernennen den quästionirlichen Hans Dampf einsweilen zu unserm Hofrath, weisen ihm tausend Gulden zur ersten Einrichtung an, und werden diesen guten Kopf, wenn er reüssirt, zum Erzieher unserer Prinzen machen, sobald dieselben erwachsen sein werden." Als erwarten wir von euch, Ehrenveste, Liebe, Getreue, ihr werdet diesen unsern Hofrath Hans Dampf unverzüglich an uns anher senden ohne Verzug. Damit geschieht unser gnädiger Wille."

Mit den sichtbarsten Zeichen des Erstaunens hörte die löbliche Rathsversammlung diese Vorlesung an. Kein Einziger, vom Stadtschreiber und ersten Rathsherrn an, bis zum Weibel an der Thür, war da, der nicht das Maul noch zwei Minuten lang aufgesperrt

behielt, auch da nichts mehr zu hören war. Selbst der regierende Bürgermeister, nachdem er Brief und Brille vor sich niedergelegt, behielt vom Vorlesen den Mund offen und starrte außer sich in die leere Luft hin.

Einige verwunderten sich über den Leibhund Sr. Durchlaucht, der schon in drei Sprachen bewandert war; Andere über Hans Dampfs bisher unbekannt gewesene Geschicklichkeit, Thiere reden zu lehren: Andere betrachteten mit Ehrfurcht die Würden und Aemter, zu welchen der Staatsbaumeister plötzlich emporsteigen sollte, da man gerade das Gegentheil erwartet hatte; Andere zitterten nun vor der Rache des großen Mannes, der aus dem Gefängniß in die Nähe eines Thrones versetzt, Stadt und Republik Lalenburg in seiner Gewalt hatte. Die Todtenstille des Erstaunens verwandelte sich plötzlich in ein heftiges Geschrei, weil Jeder zuerst reden und zu Protokoll geben wollte, er habe in gestriger Sitzung gegen die Verhaftung des Staatsbaumeisters protestirt. Keiner war dabei verlegener, als der arme Stadtschreiber Mucker. Während die Andern in Lobeserhebungen des göttlichen Hans Dampf ausbrachen, den sie den Stolz und die Zierde ihrer Vaterstadt nannten; während sie herrechneten, was sie ihm den Abend vorher aus treuer Anhänglichkeit durch's Gitterloch des Staatsgefängnisses von köstlichen Speisen und Getränken zugesteckt hatten, kaute Mucker seine Schreibfeder zu Schanden und machte Plane, sich mit dem Erbfeind zu versöhnen.

Er trug also zuerst darauf an, eine Deputation des Rathes müsse den fürstlichen Hofrath aus dem Gefängniß abholen und im Triumph zum Rathhaus führen; hier müsse wegen gestrigen Mißverständnisses förmlich um Verzeihung gebeten, dem Hofrath der Ehrenplatz zur Rechten des regierenden Bürgermeisters eingeräumt und ihm das fürstliche Schreiben vorgelesen werden; dann wollte und sollte er, der Stadtschreiber nämlich, feierliche Abbitte thun und sich und die Vaterstadt in die Gewogenheit des erhabenen Mitbürgers empfehlen.

damit Hans Dampf nicht gegen Lalenburg, wie Coriolan einst gegen Rom, zöge.

Man muß sich über diesen plötzlichen Umschwung der Gesinnungen gar nicht wundern. Mit den Umständen änderten bei ihnen Grundsätze, Freundschaften, Feindschaften, Versprechungen, Schwüre und Neigungen so sehr, daß die, welche gestern, im Glück aufgeblasen, dem Andern Fußtritte gaben, heute vor dem Gleichen unterthänigst auf allen Vieren krochen. Das hieß bei ihnen Weltlauf, Politik und Feinheit, und sie befanden sich recht wohl dabei, so schief es auch oft dabei ging.

Hans Dampf.

Hans Dampf, der seine Mitbürger sehr gut kannte, saß wohlgemuth und furchtlos zu Hause, wo ihn seine alte Haushälterin verpflegte. Er wußte sehr gut, daß in wenigen Tagen alles anders werden könnte; daß seine lieben Lalenburger, groß in Worten, klein in Thaten, ihm, auch wenn er entdeckt werden sollte, kein Haar krümmen würden. Ohnehin tröstete ihn sein gutes Gewissen, denn er hatte dem Fürsten von Luchsenstein noch nie eine Fliege todtgeschlagen.

Wie er aber von der treuen Haushälterin, die von Zeit zu Zeit ausging, Staatsneuigkeiten und Rathsverhandlungen zu erfahren, die seltsame Mähre hörte, er sei zum Hofrath des Fürsten ernannt, um dessen Leibhund Unterricht in der deutschen Grammatik zu geben; die Rathsdeputation habe ihm im Staatsgefängniß vergebens ihre Aufwartung gemacht; die ganze Stadt wäre in außerordentlicher Bestürzung, sowohl wegen seines Verschwindens als wegen der unergründlichen Art desselben, da, aufs Genaueste untersucht, Mauer- und Gitterwerk, Nägel und Amtssiegel unversehrt gefunden werden:

so bereute er fast seine Flucht. Um also die Sache so bald als möglich in's Geleis zu bringen, kleidete er sich auf's Prächtigste, zündete seine Tabakspfeife an, legte sich damit weit in's offene Fenster, rauchte ganz harmlos und grüßte freundlich die Vorübergehenden. Er erreichte damit seinen Zweck: denn Jeder blieb stehen und gaffte verwundert herauf; das Gerücht flog wetterschnell durch die Stadt, der wunderbar verschwundene Hofrath rauche zum Fenster heraus seine Pfeife; Alles lief hin, sich von der Wahrheit des Gerüchtes selbst zu überzeugen, je weniger man daran glaubte. In einer halben Stunde war die Gasse gedrängt voller Menschen von einem Ende bis zum andern; die Honoratioren der Stadt, in die Nachbarschaft zu Bekannten und Freunden geeilt, sahen rechts und links gegenüber, Kopf an Kopf gedrängt, zu den Fenstern heraus, während Schornsteinfeger, Maurer, Zimmerleute und freche Buben ihre bequemen Plätze auf den Dächern gegenüberstehender Häuser wählten, den neuen Hofrath zu sehen, der mit eben so großer Neugier und Freude das Volksgewimmel betrachtete, wie er von demselben angestaunt wurde.

Mit unsäglicher Mühe arbeitete sich die Rathsdeputation durch das Gewühl der Gaffer zu seinem Hause. Er empfing sie mit herablassender Huld. Der Bürgermeister selbst hatte sich nun an ihre Spitze gestellt, und eröffnete seine Rede mit den Worten: „Hoch- und wohlgeborner Herr fürstlicher Hofrath! Leider ist in unserer theuern Vaterstadt wahr geworden, was Jener spricht: kein Prophet gilt weniger, als in seinem Vaterlande.“ Aus diesem Text spann der Konsul nun eine lange Glückwünschungsrede, die sich mit schmeichelnden Komplimenten und Entschuldigungen wegen der gestrigen Uebereilung eines wohlweisen Rathes endete. Darauf ward das Schreiben des Fürsten überreicht. Alle Rathsherren weinten Freudenthränen. Der potenzirte Staatsbaumeister hielt ihm nun eine vortreffliche Gegenrede, die so lange währte, bis sich das Volk auf

den Straßen verlaufen und die Deputation vollkommen aufgehört hatte, Freudenthränen zu vergießen. Dann erschien der fürstliche Kutscher und meldete, daß Se. Durchlaucht befohlen, der Hofrath solle noch diesen Abend sich in der Residenz zur Audienz einfinden.

Da war nun nicht zu säumen. Der entzückte Hans Dampf packte ein und saß nach einer Stunde schon in der fürstlichen Kutsche. Eine ungeheure Volksmenge war wieder versammelt, ihn einsteigen zu sehen. Jeder nahm in tiefer Ehrerbietung den Hut oder die Kappe bei dem Anblick des goldverbrämten Kutschers und des bestäubten Reisewagens ab. Denn so stolz auch jeder Lalenburger auf seine republikanische Unabhängigkeit und Freiheit war, und wiewohl auch der ärmste Teufel sich als freier Bürger einem König gleich dünkte, hatte doch jeder Lalenburger immerdar eine geziemende knechtische Ehrfurcht vor allem, was fürstlich war.

Hans Dampf mußte noch den gleichen Abend zu Sr. Durchlaucht. Fürst Nikodemus war ein vortrefflicher Herr, dem nur ein Kaiserthum fehlte, um einer der größten Monarchen zu sein; so aber war er nur ein kleiner mit großen Schulden. Zu seinen edelsten Vergnügungen rechnete er, wie billig, die Jagd; und daraus läßt sich erklären, daß an seinem Hofe mehr Hunde als Menschen lebten. Gesellschaften liebte er sonst nicht. Obwohl er eigentlich kein Menschenfeind war, äußerte er doch manchmal in vertrauten Zirkeln, daß er viel darum geben würde, wenn er, mit Ausnahme des Jagdpersonals, alle seine lieben und treuen Unterthanen in Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen, wilde Gänse, Enten, Schnepfen, Rebhühner und dergleichen verwandeln könnte. Er glaubte, sie würden ihm dann mehr Vergnügen machen und Nutzen bringen.

„Hör' Er einmal!" redete der Fürst seinen neugeschaffenen Hofrath an, der ihm in unterthänigster Unterthänigkeit den Rockzipfel küßte: „Ist Er's also, der die Hunde sprechen lehren kann? Sieht er hier die Fidele? Schade, daß das arme Thier sich nicht mündlich

auszudrücken versteht: aber, auf Ehre, was ich dem Geschöpf sage, begreift es.“ Darauf befahl Nikodemus dem Hunde auf deutsch, französisch und italienisch allerlei, und der Hund vollzog die Aufträge mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit.

„He, was sagt Er dazu?“ fragte der Fürst mit freudeglänzenden Augen.

„Wie Ew. Durchlaucht befehlen!“ antwortete der Lalenburger.

„Hofft Er die Fidele zum Sprechen zu bringen?“

„Wenn man uns Beiden Zeit genug läßt —“

„Daran soll es nicht fehlen. Hör' Er einmal, fange Er nur mit dem Deutschen an. Französisch kann nachher vorgenommen werden, wenn das Thier in der Muttersprache hinlängliche Progressen gemacht hat. Er kann hier im Schlosse bei mir logiren. Mein Haushofmeister soll Ihm ein Zimmer anweisen. Er muß sich nur erst das Thier recht attachiren, daß es gern bei Ihm bleibt. Wenn Er seine Sache gut macht, soll Er noch schöne Recompense haben. Ich werde von Zeit zu Zeit nachfragen, wie es mit den Lektionen geht. Versteht Er auch französisch?“

„Ew. Durchlaucht, zum Unterricht der liebenswürdigen Fidele verstehe ich genug davon; doch wird mir die französische Sprache etwas mühsam zu reden, und zwar bloß wegen eines kleinen Fehlers meiner Zunge. Denn es geschieht zuweilen, daß sie das Wort nicht gleich herausbringen kann, was ich meine.“

„Und italienisch?“

„Ew. Durchlaucht, damit habe ich auf Universitäten guten Anfang gemacht, aber das ist leider schon lange her.“

„Nun, nun, so laß' Er's, **mon cher**.“

„Ew. Durchlaucht, ich bitte unterthänigst ab, ich habe sie nicht bei mir.“

„Was?“

„Die Scheere.“

„Ei, ei, was Scheere? Was macht Er da gleich für eine tolle faule?"

Der Hofrath besah sich schamroth die Hände und versteckte dieselben, weil er glaubte, Se. Durchlaucht rede von seiner Pfote.

„Nun, geh' Er jetzt nur! Laß' Er sich Sein Logement zeigen und sich brav Wurst aus meiner Küche geben, denn Fidele frißt sie gern. Damit gewinnt Er gleich ihr Herz."

Der Hofrath merkte, daß ihm die Thür gewiesen sei, und nahte sich derselben unter vielen Verbeugungen rücklings, weil er nicht wider die Ehrfurcht fehlen und dem Fürsten den Rücken zukehren wollte. Dabei kam ihm aber unvermuthet Fidele, ein derber Jagdhund, zwischen die Beine, und er stürzte so ungeschliffen rückwärts zu Boden, daß ihm die Füße im Aufschwung hoch über den Kopf emporfuhren. Hans Dampf ließ einen tiefen Seufzer fahren, der Hund schrie vor Schrecken laut auf, und Nikodemus lachte sich fast krank. „Nun, ihr fangt an, mit einander Bekanntschaft zu machen!" rief der Fürst, und der Hofrath lief unter Millionen Abbitten zur Thür hinaus.

In allen Gassen.

Mit Beihilfe der Hofküche hatte sich Hans Dampf die Gewogenheit und das Zutrauen des fürstlichen Leibhundes vollkommen in Zeit von vier Wochen erworben. Von nun an erkundigte sich der Fürst öfters nach dem Gang des Unterrichts. Der schlaue Hofrath bemerkte jedoch Sr. Durchlaucht, daß ein Mensch selbst wohl vier, fünf Jahre gebrauche, ehe er reden lerne, und ein Kind vor Verlauf des ersten Jahres kaum einzelne Silben lallen könne. Nikodemus fand den Grund sehr vernünftig, und mäßigte seine Ungeduld. Hans Dampf aber, dem sein Leben am Hofe sehr behaglich war, ließ sich wohl

sein, und empfand nur dann und wann einige Unruhe, wenn er dem Hunde tausendmal ein und dasselbe Wort gesprochen hatte, und doch keine Frucht davon sah. Der Hund gaffte zwar seinen Lehrmeister aufmerksam an, schien aber zum Nachsprechen der Worte viel zu schüchtern zu sein.

Hans Dampf erinnerte sich zum Glück an einen Spaßmacher, den er unter den Studenten auf der Universität gekannt. Dieser pflegte seinem Pudel zuweilen die Schnauze zusammenzudrücken, und ihn durch heimliches Klemmen zum Knurren und Murren zu bringen. Wenn er dann im richtigen Zeitmaß die Hand an der Schnauze ein wenig nachließ, entstand durch das Oeffnen und Zusammendrücken derselben aus dem Rachen des mürrischen Pudels der deutliche Ton Ma Ma. Hans Dampf versuchte das Gleiche bei Fidelen, und es gelang ihm über Erwartung.

Da Nikodemus nach einem halben Jahre den Hofrath ziemlich verdrüßlich um Fidelens Fortschritte befragte, lobte der Lehrmeister seinen Zögling ungemein, und erbot sich, von dessen erstem, kindischem Lallen einige Proben zu geben. Der Fürst versammelte seine Vertrauten, und im Kreise derselben erschien der Hofrath mit einer sehr zuversichtlichen Miene, nebst seinem Zögling.

Vor allem aus bemerkte der Hofrath in einer langen, vortrefflichen Rede, voll feiner pädagogischen Bemerkungen, daß er im Unterricht genau den Gang der Natur beobachte, weil sie die beste Wegweiserin sei. Alle Künstelei in Unterricht und Erziehung sei Thorheit und geisttödtend und verderblich für die lebenden Geschlechter, wie für die ganze Nachkommenschaft. Nur durch die schlechte Einrichtung des ersten Unterrichts sei das Unglück aller Staaten, der Untergang großer Nationen entstanden und alles Unheil in der Welt. Nebenbei machte er Hoffnung, seine neuerfundene Buchstabirmethode menschenfreundlich bekannt zu machen, wenn man ihm das Geheimniß mit einigen und zwanzigtausend Gulden bezahlen würde, und er-

wähnte eines großen Entwurfs, eine neue Fibel, mit vielen Kupferstichen, nach seinem eigenen Ideale herauszugeben und Sr. Durchlaucht dem Fürst Nikodemus, dem Mäcen und Beschützer der Wissenschaften und Gelehrten, zu dediziren.

Darauf fuhr er fort, den Gang der Natur im Unterricht des menschlichen Geschlechts zu entwickeln. „Wen," sprach er, „wen lernt das Kind zuerst unter allen Lebenden kennen, wen zuerst lieben? Es ist die Mutter. Und die Mutter ist es, deren Zärtlichkeit es auch zuerst durch sein Stammeln auf die rührendste Weise belohnt. Der süße Muttername ist der erste Klang, welcher den zarten, ungeübten Lippen des Kindes entschwebt! Und so begann auch ich bei unserer talentvollen, liebenswürdigen Fidele. — Nun, Fidele, komm her, sei artig, und sage den hohen Anwesenden den Namen deiner Mutter."

Bei diesen Worten nahm er den Hund schmeichelnd in den Arm, hielt ihm die Schnauze, kniff und stieß ihn von hinten, bis er zu brummen anfing, und dann mit tiefer Baßstimme „Mama!" hören ließ.

Alle Anwesende brachen in ein lautes und fast unauslöschliches Gelächter aus, womit sie ihrem Beifall oder den Empfindungen ihres Erstaunens Luft machten. Des Hofraths gelehrter Ernst, und Fidelens Baßstimme dazu, gaben diesem pädagogischen Akt etwas sehr Feierliches. Aufgemuntert durch diese Fröhlichkeit, ließ der Hofrath den Leibhund sein Kunststück noch mehrere Male hinter einander machen, bis sich das Lachen der Gesellschaft in ein lautes Schreien verwandelte und der Fürst um Gotteswillen bat, Fidele solle aufhören.

Se. Durchlaucht waren so entzückt, daß Höchst Sie den Hund an ihr Herz drückten und küßten, ja sich in der Freude bald so weit vergessen hätten, sogar den Hofrath zu umarmen. Dieser empfing die Glückwünsche des Hofes mit vieler bescheidenen Selbstgefälligkeit. Der Fürst gab seinem Hunde Zuckerbrod und munterte ihn auf, in seinem Fleiße fortzufahren. Den Hofrath beschenkte er mit einer goldenen Schnupftabaksdose, worauf sich das Bild des Landesvaters

befand. Hans Dampf, von Dankbarkeit begeistert, rief: „O, ich stehe dafür, der Hund soll bald auch zu Ew. Durchlaucht Papa sagen können!“

„Dann bekömmt Er neue Gehaltszulage!“ erwiederte der Fürst, und entließ den Hofrath in den gnädigsten Ausdrücken.

Mit dem Papa wollte es Hans Dampfen nun aber nicht so bald gelingen. Nach einigen Wochen, da sich Nikodemus wieder erkundigte, bemerkte ihm der Hofrath, Fidele werde unstreitig bald Junge werfen, und in solchem Zustande müsse man das arme Thier mit allen Geistesanstrengungen verschonen. Dies leuchtete dem Fürsten ein, und Hans Dampf gewann damit Zeit und ruhiges Leben, wenn er ruhiges Leben verlangt hätte.

Aber er war in der Residenz schon überall bekannt, vertraut und in hundert kleine und große Angelegenheiten verfädelt; sprach überall mit, keck, kühn, zuversichtlich und wie es ihm beifiel; wußte Alles, entschied Alles, veranstaltete Alles. Sein Ansehen beim Fürsten stieg täglich, und aus dem Grunde bei allen Höflingen und Residenzbewohnern. Man hieß ihn schlechtweg nur den Liebling. Der Stadtrath von Lalenburg ordnete auch regelmäßig alle vier Wochen Deputationen an ihn ab, um sich nach dem Wohlsein des erhabenen Mitbürgers zu erkundigen, nannte ihm zu Ehren die enge Gasse, worin sein väterliches Haus stand, die Dampfgasse, und hing sogar, in Ermangelung seines Bildnisses oder seiner Büste, im Rathssaale seinen Schattenriß auf.

Selbst die geheimen Kabinetsräthe des Fürsten machten sich an ihn, um durch ihn auf Se. Durchlaucht einzuwirken, besonders da es um eine neue allgemeine Landessteuer zu thun war, welche Nikodemus zur Fortsetzung seines löblichen Aufwandes eintreiben wollte. Da die geheimen Räthe sehr gegen die Ausschreibung der Steuer arbeiteten, weil das Volk schon genug von Abgaben aller Art gedrückt war, wandten sie sich auch an Hans Dampf, und baten ihn

im Namen des schwer gedrückten Landes, den Fürsten zu bewegen, von seinen Forderungen abzustehen.

„Nichts leichter, als das, meine Herren!“ sagte der Hofrath mit der ihm eigenen Zuversichtlichkeit, und begab sich zum Fürsten.

„Aber, hör' Er einmal,“ sagte Nikodemus zu ihm, „ich muß doch Geld haben. Schaff' Er nur Geld, so brauche ich keine Auflagen zu machen.“

„Nichts leichter, als das!“ erwiederte der Hofrath: „Wie viel befehlen Ew. Durchlaucht?“

„Je mehr, je besser.“

„Vortrefflich. Ew. Durchlaucht müssen nur einen kleinen Bandhandel anfangen, der trägt ungeheure Summen Goldes ein.“

„Einen Bandhandel? Hör' Er einmal, Er ist nicht ein Hans Dampf, sondern ein Hans Narr; ich bin kein Bändeljude.“

„Ew. Durchlaucht geruhen nur die halbe Elle Band zu hundert Nikodemusd'or zu verkaufen, so — —“

„Wer zahlt mir das?“

„Wenn Ew. Durchlaucht einen neuen Ritterorden stifteten, zum Beispiel zu Ehren des Jäger-Heiligen — so etwa einen St. Nimrodsorden; wenn jeder Nimrodsritter das Recht empfängt, ein grünes Bändchen im Knopfloch zu tragen, woran von Gold das Bild kreuzweis gelegter Jagdflinten, umfangen von einem Waldhorn, hängt, statt des Ordenskreuzes; wenn jeder den Ritterschlag mit dem Weidmesser empfängt, der hundert Nikodemusd'or zahlt, und für den großen Orden tausend Nikodemusd'or Einschreibgebühren — wenn man dabei allerlei Ordensfeierlichkeiten anbringt — ich weiß noch aus Universitätsjahren, welche Wirkung das macht — —“

„Hör' Er einmal,“ unterbrach ihn plötzlich der Fürst: „Er ist wahrhaftig kein Hans Narr. Wir wollen das Ding überlegen. Bestelle Er in der Fabrike sogleich Band und laß' Er die Kreuzdinger

von den Goldschmieden dazu machen. Ich will Ihn bei diesem Nimrodswesen zum Ordenskanzler anstellen."

In der That hätte keine Auflage den fürstlichen Kassen so viel Geld eingebracht, als dieser Bandhandel, wie ihn der Lalenburger etwas unschicklich nannte. Denn kaum erschien der Fürst, und sein Halbbruder der Graf von Krähenburg, und Hans Dampf der Ordenskanzler mit dem Nimrodsband; kaum erfuhr man, daß, wer die etwas hohen Einschreibgebühren erlegen könnte, zum Nimrodsritter gesteigert werde: so entstand zur Ordenskanzlei ein unerhörtes Gedränge. Jeder brachte seine Nikodemusd'er für eine halbe oder zwei Ellen Band: denn Keiner wollte dem Andern im Range nachstehen. In kurzer Zeit trugen selbst Perückenmacher das kleine grüne Band. Dies empörte den gerechten Stolz des Adels und anderer Reichen des Landes. Wie konnten sie mit gemeinen Leuten gleichen Ranges sein? Sie verkauften lieber Haus und Hof, damit sie am breitern Bande den großen Nimrodsorden tragen konnten. Das ganze Land ward voll grüner Bänder und Schulden. Fürst Nikodemus schwamm in Freuden; aber seine treuen Räthe verwünschten den erfinderischen Witz des neuen Ordenskanzlers, und zogen daraus die Lehre, man müsse keinen Hans Dampf zum Finanzminister und keinen Beck zum Gärtner setzen.

Hans Dampf.

Hans Dampf hatte aber gerade so viel und so wenig Gewissen, wie ein großer Staatsmann haben soll, der lieber eine Provinz, als einen seiner Einfälle umkommen läßt, und dem gar behaglich zu Muth sein kann, wenn auch einem ganzen Volke bei seiner Staatsklugheit höchst übel ist. Als ihn eines Tages einer von den treuen Fürstenräthen auf die traurigen Wirkungen der Nimrodswuth auf-

merksam machte, erwiederte er: „So wahr ich Hans Dampf heiße, alles Gute hat sein Böses, alles Böse sein Gutes. Wenn es aber Gesetz wäre, daß ein Staatsmann allen Klagen im Lande ein Ende, oder ein Arzt alle seine Kranken gesund machen müßte: wer möchte wohl Staatsmann oder Arzt werden wollen? Darum, lieber Freund, laßt uns getrost sein. Der liebe Gott hat die Welt so vortrefflich geschaffen, daß unsereins lange daran herumpfuschen kann, ehe er etwas verpfuschert!"

Wirklich mochte diese große Maxime nirgends besser bewährt worden sein, als im Luchsensteinischen. Denn da waren seit mehr denn hundert Jahren abwechselnd alle möglichen und unmöglichen Staatstheorien versucht worden, ohne daß das Land darum öde und menschenlos geworden wäre. Jeder neue Fürst, oder Minister, machte neue Ordnungen und schaffte die alten ab; der eine baute Klöster, der andere machte Kasernen daraus; der eine legte für Staatsrechnung Fabriken an, der andere verkaufte die junge Mannschaft regimenterweise, gleich andern Landesprodukten, und hob die Fabriken auf; der eine wollte aus seinem Staate ein großes Harem, der andere daraus einen einzigen Thiergarten machen. Item, die Menschen mehrten und nährten sich dabei nach wie vor, sobald sie nur einmal die große Wahrheit recht beherzigt und sich daran gewöhnt hatten, daß sie zum Vergnügen ihrer Herren und nächstdem auch zu ihrer eigenen Freude geboren wären, übrigens dem neuesten System gemäß heut links, morgen rechts, heut vorwärts, morgen rückwärts marschiren müßten. Auch konnte alles Unheil des Nimrodsordens nichts an der Ehrfurcht, Hochachtung, Liebe und Bewunderung vermindern, mit welcher man dem Ordenskanzler begegnete, wo er sich blicken ließ. Denn er war die Rechte des angebeteten und von seinem Volk vergötterten Fürsten.

Es fehlte ihm dabei nicht an Neidern, aber er bemerkte sie kaum. Auch war er in der Gnade seines Herrn so fest, daß er in den Augen desselben seinen Werth nicht verlor, selbst als die genialische Fidele

krank ward und starb. Ohne Zweifel war das arme Thier das Opfer einer Verschwörung und Hofkabale geworden. Denn der Leibarzt hatte am Leibhund Spuren einer Vergiftung bemerkt, und geflissentlich brachte man das Gerücht vor die Ohren Sr. Durchlaucht, es möge der Ordenskanzler seinen Zögling wohl selbst aus der Welt geschafft haben, um ihn nicht reden lehren und am Ende gestehen zu müssen, daß er nur ein leerer Prahler sei und die Kunst nie verstanden habe. Hans Dampf hatte zu aufrichtige Thränen um Fidelens Tod geweint, und der ganze Hof zu unverhehlene Gleichgültigkeit beim Absterben des edeln Thiers bewiesen, als daß Nikodemus durch boshafte Verleumdungen hätte getäuscht werden können. Im Schloßgarten, unter Thränenweiden und Zypressen, ward dem unvergleichlichen Hunde ein marmorner Obelisk errichtet, und dazu einer der berühmtesten Bildhauer Italiens verschrieben.

Man kann zwar nicht sagen, daß Hans Dampf eigentlich Freunde gehabt hätte; aber wer hat denn am Hofe und in der großen Welt Freunde? Oder wer könnte einzelner Menschen Freund sein, der, wie ein Hans Dampf, aller Welt angehört? Dabei verlor jedoch der Ordenskanzler nichts. Er war Jedermanns Vertrauter. Nicht nur der Fürst, sondern auch dessen Halbbruder, der Graf von Krähenburg, nannte ihn seinen Allesmacher. Jeder lächelte ihm, er Jedem zu. Selbst die schönen Luchsensteinerinnen lächelten. Allein er war auch ein liebenswürdiger Mann, der nichts übel nahm, und der sein ganzes Vergnügen darin fand, die Freuden Anderer zu vermehren.

Freilich gelang ihm das nicht immer vollkommen, und dann hatte er gewöhnlich nachher Todesverdruß und Undank für seinen besten Willen. Ich will nur zum Beispiel die Geschichte eines einzigen Tages erzählen.

In allen Gassen.

Der Graf von Krähenburg hatte lange Zeit eine kleine Liebschaft in der Residenz gehabt. Fräulein Sabine, eine niedliche Brünette, fand sich durch die Anbetung des Grafen sehr geschmeichelt, und veranstaltete gar gern dann und wann mit ihm geheime Zusammenkünfte, um sich unter vier Augen bewundern zu lassen. Ihr Vater kam dahinter, nahm dies sehr übel, und gab den vielbewunderten Korallenlippen seiner Tochter einige höchst prosaische Maulschellen. Herr von Quast, so hieß er, zwar nur ein gemeiner Edelmann, aber uralten Adels, hielt es für schimpflich, daß die Enkelin jener Helden, die schon Kaiser Karls des Großen Kammerdiener gewesen, nun zu einer flüchtigen Liebschaft oder Mätressenschaft eines appanagirten Herrn dienen sollte. Auch hütete er von der Zeit an seine minder ahnenstolze Tochter so strenge, daß sich die Liebenden kaum alle Wochen einmal in der Kirche verstohlen ansehen konnten.

Natürlich gerieth der Graf darüber in billige Verzweiflung; offenbarte dem Ordenskanzler sein Leiden und versprach ihm goldene Berge, wenn er bewirken könnte, ihn nur ein einziges Mal mit seiner Schönen wieder zusammenzubringen. — „Nichts leichter, als das!“ sagte Hans Dampf, und suchte sogleich Fräulein Sabinen in einer Gesellschaft. Sie bemerkte erröthend dem getreuen Vertrauten ihres Geliebten, daß sie nichts mehr ohne Vorwissen ihres Vaters wagen könne; würde er aber ein Mittel wissen, ihren strengen Vater zu bereden . . .

„Nichts leichter, als das!“ rief Hans Dampf, und begab sich folgenden Tages zum Herrn von Quast, sprach von der Liebe des Grafen zu Sabinen so rührend, machte ihm so ernste Vorstellungen von den gefährlichen Folgen, welche seine Strenge für die unglücklichen Liebenden haben würde, daß der stolze Alte nicht anders konnte, und die Liebe des Paares billigen mußte, in so ferne der Herr Graf seiner Tochter in Gegenwart der Aeltern die Ehe geloben würde.

„Nichts leichter, als das!“ sagte der Abgesandte: „Machen Sie das mit dem Grafen nur selbst ab. Ich werde ihm — denn er ist seit gestern zu Krähenburg — auf der Stelle schreiben, er solle diesen Abend um acht Uhr Fräulein Sabinen seine Aufwartung machen; alle Hindernisse wären gehoben.“

Seines gelungenen Werkes froh, schrieb er auch dem Grafen sogleich, er solle nicht fehlen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß der Graf, weit entfernt an feierliche Verlobungen zu denken, nur ein einsames Stündchen mit der Geliebten in deren Boudoir zu verplaudern hoffte. Herr von Quast hingegen, nun er die förmliche Anwerbung des fürstlichen Bruders um Sabinen vernommen, lud auf den gleichen Abend die gesammte Familie der Quaste zu einem prachtvollen Gastmahl, und Sabine, im höchsten Schmuck, im Kreise von vierzig Vettern, Muhmen, Basen und andern Verwandten erwartete ihren Liebhaber mit triumphirendem Herzen, der doch nur auf ein bescheidenes Schäferstündchen Anspruch gemacht hatte.

Er kam am Abend, halb verkleidet, im schlichten Ueberrock, diebisch leise und heimlich in's Quastische Haus; flüchte heimlich auf die brennenden Laternen; verbarg sich in einem Winkel an der Treppe, weil der Bedienten zu viel umher liefen, und lauerte, bis er endlich Sabinens ihm wohlbekannte und vertraute Zofe ersah. Auf seine leise Frage, in welchem Zimmer das Fräulein zu finden sei, führte ihn die Dienstbare dahin. Aber wer kann das Entsetzen schildern, als die Thür aufging, und der Graf, statt an die Brust der einsamen Geliebten zu fliegen, in den großen, kerzenhellen, menschenvollen Prunksaal hineintolperte, wo ihn Alles erwartete und mit Bücklingen und Knixen umringte.

Allerdings hätte Hans Dampf dem verblüfften Fürstenbruder die grausame Verlegenheit ersparen können, wenn er demselben, statt weniger schriftlichen Worte, mündlichen Bericht von seiner Sendung gemacht hätte. Allein der Ordenskanzler hatte selbst eine Liebschaft,

und gleichen Tags den Plan gemacht, seine Huldgöttin auf die allerartigste Weise von der Welt zu überraschen. Die Huldgöttin war wirklich ein hübsches Mädchen, noch dazu eine Landsmännin, des Apothekers Quirl von Lalenburg Tochter, Namens Johanne, die zu einer alten, reichen Tante nach Luchsenstein gekommen war und bei derselben lebte, um sie zu beerben. Die alte Tante war aber eine grämliche Tante, die viel betete, und ihre Nichte, statt zu Konzerten, Bällen und Schauspielen, nur in die Betstunden der Frommen und Heiligen führte. Die alte Tante schien es auch gar nicht gern zu sehen, wenn der windige Landsmann, wie sie ihn nannte, gar zu oft bei der schönen Landsmännin zusprach. Das that diesem sehr leid. Er benutzte also jeden Anlaß, Johannen zu sehen.

So sah er sie auch am Morgen dieses Tages, freilich nur sehr vorübergehend und nur im Begegnen auf der Straße. Er brachte die Rede auf seinen Wunsch zu einem Abendbesuch. Sie zuckte die Achseln und bedauerte, diesen Abend außer dem Hause in einer Gesellschaft von Freundinnen zu sein, die wöchentlich in einem bestimmten Lokale zusammenzukommen pflege. Aus weiblicher Eitelkeit mochte sie nicht gern gestehen, daß sie mit der Tante eine Andachtsstunde besuche. „Und wo?“ fragte der Hofrath. Sie nannte das Haus. „Wird getanzt?“ — Sie lächelte erröthend und sagte: „Leider nicht! Höchstens wird gesungen.“ — Er fuhr fort: „Ist es auch einem ungebetenen Freund erlaubt, dabei zu sein? Denn wenn ich Sie nur sehen kann, wo es auch sei, bin ich glücklich.“ Sie erröthete, stammelte ein: „Ich weiß es nicht!“ und entwischte. Hans Dampf aber, als ein guter Lalenburger, nahm das Erröthen und Lächeln der Lalenburgerin für Einladung und stummen Ausdruck geheimen Wunsches.

Sogleich that er sich mit einigen jungen Herren aus der Stadt zusammen, ohne anders die Abendgesellschaft der jungen Dame durch seine Gegenwart zu verschönern. Die Zudringlichkeit hoffte man,

wo nicht zu rechtfertigen, doch einigermaßen durch eine Aufmerksamkeit anderer Art zu vergüten. Man wollte heimlich Musik bestellen, und die jungen Herren, die ohne Zweifel alle unter den Damen ihre liebenswürdigen Bekanntinnen haben würden, sollten in Ballmasken erscheinen. „Wenn dann die Frauenzimmer," sagte Hans Dampf entzückt von seinem Plan, „wenn sie dann da bei ihren Theetischen, oder beim Spiel, oder bei langwierigen Saalbadereien da sitzen, und urplötzlich vor der Thür ein lieblicher Walzer erklingt, und wir nun maskirt eintreten, die jungen Schönen auffordern — da wird sich keine mehr halten können, und Alles vergessen und vergeben sein. Es versteht sich übrigens, unsere Entschuldigung machen wir hintennach."

Alle freuten sich auf das angenehme Abenteuer. Musik und die auserlesensten Ballmasken wurden bestellt und zwar im tiefsten Geheimniß, desgleichen Ort und Zeit der Zusammenkunft in der Dunkelheit des Abends. Als der ersehnte Augenblick erschien, war Hans Dampf der Erste auf dem Weg. Die Musikanten fanden sich ein; die Tänzer maskirten sich und schlichen, in ihre Mäntel gehüllt, zu dem bestimmten Hause, wo ihnen schon von ferne die Reihe hellerleuchteter Fenster den Saal der Assemblee verrieth. Der Thürhüter, auf die Frage: wo das Zimmer der Versammlung sei? wies die Herren zurecht, obgleich nicht wenig über die mitkommenden Musikanten erstaunt, weil die Frommen beiderlei Geschlechts bisher zu ihren Erbauungsstunden nie Pfeifen, Geigen und Waldhörner gebraucht hatten. Auf den Zehen näherte man sich der Thür des Saals, warf die Mäntel ab, legte die Larven vor, und bereitete sich in tiefster Stille.

Während dessen saß im Saal die kleine Gemeinde auserwählter Christen und Christinnen in gottseliger Andacht beisammen, und hörte den erbaulichen Vortrag eines ihrer Vorsteher über die Freuden und Seligkeiten des himmlischen Jerusalems an, wo das Lämmlein mit der Siegesfahne throne. Die guten alten Mütterchen, mit gefalteten Händen, die frommen Betbrüder, mit auf die Achseln nieder-

hängenden Köpfen, saßen längs den Wänden herum, und ließen nur zuweilen einen stillen Seufzer der Sehnsucht nach dem überirdischen Zion ertönen. Hingegen die jüngern Frauen und Jungfrauen fühlten sich erst mächtiger ergriffen, als der Redner die Schönheit der Engel schilderte, das Schweben der Cherubim um den Thron der Herrlichkeit und das feierliche Halleluja und den Gesang der Sphären.

In diesem Augenblick begannen die Musikanten vor der Thür des Saals einen lustigen Walzer, erst gar leise und sanft, dann immer steigender und lauter. Die gottesfürchtige Versammlung glaubte im Anfang wirklich den Gesang der Sphären zu vernehmen; selbst der Vorsteher ward in seiner Rede feuriger und glänzte in stillem Entzücken. Die jüngern Christinnen, mit ihrem Geiste im himmlischen Zion, zuckten mit den Füßen nach dem Walzertakt, wie sich denn auch das frömmste Mädchen dessen nicht beim Anhören der schlechtesten Tanzmusik enthalten kann. Als nun aber die Waldhörner dazwischen brausten und die Sphärentöne gar zu irdisch klangen, verstummte der Redner, und die Gemeinde der Auserwählten begriff weder, woher diese weltliche Eitelkeit, noch wohin sie führen werde.

Plötzlich flogen die Thüren des Betsaals auf, sechs bis acht leichtfüßige Masken herein, die Musikanten geigend und blasend ihnen nach. Während sich diese stellten, hüpften jene mit fröhlichen Verneigungen durch den Saal, und die ganze Versammlung der andächtigen Lämmleinsverehrer saß wie zu Bildsäulen versteinert, beim Anblick dieses unerwarteten Schauspiels da. Hans Dampf und seine Gefährten, die nun einmal zum Tanzen kamen, achteten weder auf die Ueberraschung der Anwesenden, noch daß fast alle ein Gebetbuch in der Hand hielten. Am wenigsten fiel ihnen das Geschäft und die heilige Bestimmung dieser frommen Zusammenkunft bei. Einzig war ihnen unangenehm, nur zwei bis drei junge Frauenzimmer, sonst nichts als sehr ehrwürdige Matronen zu erblicken. Hans Dampf nahm Johannen; die andern jungen Damen wurden aufgefordert,

und weil nun aus der Noth eine Tugend gemacht werden mußte, bequemten sich die übrigen Tänzer auch zu den alten Mütterchen. Daß sich die Frauenzimmer ein wenig sträubten, fand man ganz natürlich; aber man zog sie mit sich hin; die Tanzmusik ging rasch fort, und so kam man in's Walzen gern oder ungern. Dies alles geschah in solcher Schnelligkeit, daß Keines zur klaren Besinnung kam. Der übrige Theil der frommen Versammlung konnte im Erstaunen weder Bewegung noch Sprache finden.

Nur eine von den betagten Tänzerinnen, die sich durchaus nicht in den wirbelnden Schwung des Walzers fügen wollte, und die ganze Erscheinung für eine förmliche Versuchung von Seiten Beelzebubs ansah, störte den begonnenen Gang der Dinge auf eine geräuschvolle und entscheidende Weise. Es war die verwittwete Oberhofköchin, eine gottesfürchtige, breite, handfeste Dame. Sie hatte von den Tänzern gerade den lustigsten Springinsfeld bekommen, der, so sehr sie auch arbeitete, seiner los zu werden, wie eine Klette an ihr hing, sie mit sich herumzerrte und um sie her hüpfte. Wüthend drang sie endlich gegen ihn ein, und mit einem Stoß lag er zur Erde gestreckt, doch nicht ohne ihm im Fallen Gesellschaft zu leisten. Ihr lästerliches Geschrei erweckte nun auch die übrigen Frommen zum Aufruhr gegen die Entweiher des heiligen Ortes. Herren und Frauen griffen zu den Gebetbüchern, und rückten in zwei Kolonnen gegen die Tänzer und gegen die Musikanten. Die Tänzer, erstaunt, sich eben so unartig als undankbar behandelt zu sehen, ließen ihre Damen fahren, und fingen an Erklärung und Entschuldigung zu geben und zu fordern. Nicht also ging es im Orchester. Denn da ein an den Ecken massiv mit Silber beschlagenes Gesangbuch, als Wurfgeschütz, in den Bauch der Baßgeige gefahren war, säumte der erboste Musikus nicht, den Tod seiner brummenden Freundin zu rächen, und fuhr mit dem Fidelbogen unbarmherzig gegen die erbitterten Angreifer aus. Auch

die übrigen Tonkünstler sahen sich gezwungen, aus Nothwehr ihre Violinen, Bratschen, Waldhörner in Waffen zu verwandeln.

Nur mit großer Mühe konnten die Bedächtigern beider Parteien das Handgemenge enden. Die Tänzer erklärten, wie ihre Absichten so wohlgemeint gewesen, baten wegen ihres Irrthums um Verzeihung, und Hans Dampf, der am Ende von allem Unfug der Urheber gewesen, mußte sich gefallen lassen, sämmtlichen verursachten Schaden zu tragen. Man war noch großmüthig genug, ihm die Entrichtung von Schmerzengeldern zu erlassen, ungeachtet Keiner ohne Schmerzen und blaue Flecken davon gegangen war.

Hans-Dampf.

Folgenden Tages gab die Geschichte großen Lärmen in der Stadt. Dazu kam noch das verdrüßliche Schicksal des Grafen von Krähenburg in der Familie der Quaste. Denn auch hier war es zu Erklärungen und alle Schuld auf den Hans Dampf gekommen. Alle Welt schimpfte. Nur Fürst Nikodemus lachte aus vollem Halse. Der Graf hingegen fluchte und wetterte gegen den ungeschickten Unterhändler, und wollte nichts mehr von ihm hören; ließ ihm auch sein Haus auf immer verbieten. Die fromme Tante von Johanna Quiel that desgleichen, und schickte ihre Nichte sogleich zu ihrem Vater nach Lalenburg zurück.

Der Ordenskanzler ließ sich aber das alles nicht anfechten. Seiner Unschuld und guten Absichten bewußt, wandelte er seinen Weg freudig fort, und tröstete sich damit, daß Undank der Welt Lohn sei und die Handlungen großer Männer gewöhnlich von den Zeitgenossen verkannt werden. So lange er übrigens in der Gnade des Fürsten stand, war er für Hof und Stadt ein höchst achtungswürdiger Mann, dem Jeder schmeichelnd entgegen kam; dessen Worte Götterssprüche waren.

Se. Durchlaucht der Fürst setzte so großes Vertrauen in den Ordens-

kanzler, daß er denselben sogar mit in die Gesandtschaft ernannte, welche bestimmt war, die Prinzessin von Mäusenheim, künftige Gemahlin des Herrschers von Luchsenstein, vom Hofe ihres Vaters abzuholen. Weil die übrigen Gesandten meistens uralte Herren waren, hatte Hans Dampf viel Gnade bei der Prinzessin. Jugend ist zuweilen große Tugend. Die Prinzessin war übrigens mit ihrer Gnade nicht allzuwohlfeil, denn sie hatte mancherlei wunderliche Launen, wie sie einer schönen Prinzessin wohl anständig sind. Da sie nun sehr geneigt war, alle Tage eine neue Laune zu haben, weil eine beständig gleiche Laune keine Laune mehr ist: so fiel es ihren Umgebungen oft ziemlich schwer, die rechte zu erkennen. Sie war sehr reizbar und nervenschwach; darum liebte sie besonders alles Sanfte und Zarte, vielleicht deswegen auch vor allen Dingen ihre Katzen. Sie hatte beständig die schönsten und freundlichsten dieser lieben Thiere in ihrem Gefolge; Katzen von allerlei Größe, von allerlei Farbe. Jede ihrer Hofdamen hatte zwei bis drei Katzen zu verpflegen.

Da nun der Fürst mit gleicher Huld den Hunden, wie die Fürstin den Katzen zugethan war, besorgte man, des bekannten Sprichworts von Hunden und Katzen wegen, die künftige Ehe dürfte nicht zu den allerseligsten unterm Monde gehören. Trotz dem, wie auch ganz billig, wurden auf die hohe Vermählung unzählige schmeichelhafte Gedichte verfertigt, Reden gehalten, Sinnbilder gemalt, alle voller Weissagungen eines goldenen Zeitalters, da sich die Kraft mit der Anmuth, Weisheit mit der Schönheit einige, wie das nun immer so der Fall zu sein pflegt. Viele gute Dinge in der Welt sind überhaupt eigentlich nichts als bloße Redensarten.

Das Ansehen des Ordenskanzlers bei der Prinzessin von Mäusenheim, deren Beilager mit Nikodemus auf einem Grenzschlosse vollzogen ward, erhob das Ansehen des edeln Hans Dampf mehr als je. Was er daher zu sagen oder zu schreiben beliebte, ward begierig von allen Hörern, Sagenhörern, Lesern und Nichtlesern aufgefaßt und

wiederholt, sogar in Zeitungen nachgedruckt. Weil Hans Dampf nun die herrliche Gabe hatte, ungemein redselig und wortreich zu sein, so war es im Grunde immer der Geist oder das Wort Hans Dampfs, welches die öffentliche Meinung leitete. In der Residenz las man mit Entzücken seine Beschreibung von den Reizen der künftigen Landesmutter, von ihrer zärtlichen Liebe für die Katzen, und daß man bei ihrem feierlichen Einzuge in die Residenz außer der Illumination vorzüglich auf Präsentation von schönen Katzen denken müsse. Das ließ man sich gesagt sein. Jeder wollte nun die schönsten dieser Thiere haben, weiße, getiegerte, schwarze, braune, graue, dreifarbige, um sich bei der Fürstin zu empfehlen. Man verschrieb Katzen von nahe und fern, und ungeachtet deren ankamen, gab es doch eine wahre Katzentheurung zehn Meilen weit in der Runde.

In allen Gassen.

Der Einzug des jungen Ehepaars in die Residenz war ungemein prachtvoll; Triumphbogen an Triumphbogen verfinsterten beinahe alle Straßen. Nicht nur waren in jedem Bogen sehr geschmackvoll Gemälde von Katzen zur Augenweide der Fürsten angebracht, sondern einige der Triumphpforten bestanden aus einer sinnreichen Verkettung allerliebster kleiner ausgestopfter Katzen, die einander zu jagen schienen. Aus allen Fenstern ließ man Katzen sehen, die sich jedoch meistens übel geberdeten und schrien, ohne Zweifel aus unnöthiger Furcht, herabzufallen. Dies allgemeine Miauen der Katzen ward für diese Thierart gewissermaßen ansteckend, und so stark, daß die kleinen Kinder davor heftig erschracken und ihr Geschrei in die herrschende Tonart mischten. Die fürstlichen Jagd-, Wind- und Hofhunde, welche vor dem Wagen her liefen, wie auch alle übrige bürgerliche Hunde, die sich aus Neugier, wie andere Zuschauer, von ungefähr

auf den Straßen befanden, sahen und hörten mit gerechtem Erstaunen an allen Fenstern die zahllose Menge ihrer natürlichen Erbfeindinnen, und geriethen in große Bewegung. Einige sprangen bellend rechts und links, andere vor Wuth heulend gegen die Mauern der Häuser auf, andere kläfften aus Nachahmung oder Sympathie den übrigen nach.

Man hatte bei dieser verlauten Konversation der Hunde und Katzen die größte Mühe, sein eigenes, menschliches Wort zu verstehen. Einige Zuschauer, um die ehrfurchtsvolle Stille wiederherzustellen, riefen: „Hunde weg!“ Andere schrien dagegen: „Katzen weg!“ Und im Eifer Aller erhob sich ein Gebrüll von Tönen der verschiedensten Art, daß beinahe die Rosse scheu wurden. Man mußte sie wirklich halten, besonders da unter dem Haupt-Ehrenbogen, in der Mitte der Stadt, der Magistrat, wie man zu sagen pflegt, **en corps**, oder leiblicher Weise, erschien, und der Amtsbürgermeister das Entzücken des Landes in einer vortrefflichen, von ihm selbst verfaßten Rede auszusprechen hatte. Auch stellte er sich dem fürstlichen Paare, das im Prunkwagen beisammensaß, gegenüber und hob die Rede an. Allein des Geschreies, Bellens, Miauens, Rufens war um ihn her so viel, daß er wohl merkte, ohne höchste Anstrengung seiner Sprachwerkzeuge wäre es hier um die Pracht seiner Rede, um die überraschendsten Gegensätze, Blumen und Vergleichungen gethan. Zum Glück war er ein baumstarker Herr, dem es nicht an Stimme abging, da er im Rathe seit zwanzig Jahren gestimmt hatte. Er überschrie auch wirklich das ungeheure Getöse sehr glücklich, und ward dabei kirschbraun im Gesicht. Die nervenschwache Fürstin im Wagen hielt sich aber in wahrhafter Seelenangst beide Hände vor die Ohren, und Nikodemus donnerte und wetterte rechts und links aus dem Kutschenschlag. Inzwischen glaubte das Volk, weil man bei dem allgemeinen Toben kein einziges Wort verstand, der Fürst bezeuge nur die Empfindungen seines Danks gegen die Liebe der treuen Unterthanen, und jauchzte nun desto ärger ein feierliches Vivat! und Lebehoch! dazwischen

Auch las man in allen Zeitungen und Journalen jener Tage gedruckt, wie groß der Jubel des Volks, wie herzlich die Erkenntlichkeit des Landesvaters, und wie innig die tiefe Rührung der Fürstin gewesen sei, denn in der That fing sie, da sie keine Hülfe finden konnte, vor Zorn an zu weinen. Der redende oder vielmehr schreiende Amtsbürgermeister nahm den größern Theil dieser köstlichen Thränen auf Rechnung seiner wirklich erschütternden Rede, wandte sich nun vorzugsweise gegen die Fürstin, welche er noch einschaltungsweise mit allen Göttinnen des hohen Olympos verglich, und endete nicht, bis er die letzte Phrase glücklich angebracht hatte.

Darauf jagte der fürstliche Wagen in vollem Galopp zum Schlosse. Allen sauseten die Ohren noch zwei Stunden nachher davon, am meisten der nervenschwachen Fürstin. So ohrenkrank war sie, daß kein Mensch sie mehr laut anreden, sondern nur leise flüstern durfte, und sie keinen größern Kummer hatte, als daß sie am Abend noch einem Konzert der fürstlichen Hofkapelle beiwohnen sollte. Zwar hatte, aus zärtlicher Rücksicht für die junge Gemahlin, Nikodemus dem Kapellmeister selbst verboten, Blasinstrumente, selbst Flöten nicht, anzuwenden. Dennoch beruhigte sie das nicht, und sie äußerte sich gegen den Ordenskanzler im Vertrauen, daß, da nun einmal das Konzert sein müsse, sie ihm die größte Verbindlichkeit haben würde, wenn er die Kapelle bewegen könnte, so leise zu spielen, daß man es kaum höre.

Hans Dampf war dazu bereit, aber fand bei der Kapelle über das beständige pianissimo heftigen Widerspruch. Man weiß, Künstler haben ihren Eigensinn. Der Kapellmeister verhieß zwar, die Instrumente vor Erscheinung des fürstlichen Paars stimmen zu lassen, um Hochdero Ohren mit den unleidlichen und unvermeidlichen Dissonanzen zu verschonen; versprach auch eine andere Auswahl der Tonstücke zu treffen, wobei es leise genug hergehen könne; aber eine etwas geräuschvolle, brillante Ouvertüre wollte er sich schlechterdings nicht nehmen lassen, weil er sie selbst gesetzt und schon daraus Trompeten,

Pauken, Fagots, Klarinetten und andere Blasinstrumente weggestrichen hatte.

Natürlich setzten diese Aeußerungen des unerbittlichen Kapellmeisters den dienstbeflissenen Ordenskanzler in große Verlegenheit, doch hoffte er noch einen Mittelweg ausfindig zu machen. Und er fand ihn wirklich. Um den scharfen, nervenerschütternden Strich der Geigen einigermaßen zu mildern, schlich er sich, vor Ankunft des Hofes, in's Orchester, und seifte in großer Geschwindigkeit alle Violinenbogen ein. Der Hof kam. Die Künstler der Kapelle traten aus dem Nebenzimmer in's Orchester. Jeder nahm seinen gebührenden Stand ein, der Kapellmeister voran. Dieser hob den papiernen Kommandostab, und auf seinen ersten Wink sollten sich die Harmonien der brillanten Ouvertüre rauschend ergießen. Diesmal aber behielt Hans Dampf Recht.

Zwar fuhren unter dem ersten Wink des Kapellmeisters alle Fidelbogen muthig auf den Geigen ab und auf; aber es ward kein Ton laut, und eine furchtbare Todesstille herrschte. Der Kapellmeister warf einen grimmigen Blick auf seine Kunstgenossen, hob den Arm noch einmal und winkte, mit einem starken Druck des Leibes, von neuem. Alle Violinen setzten sich von neuem in Bewegung; doch blieb das zweite Manöuvre so fruchtlos, als das erste. Das fürstliche Auditorium fürchtete mit Taubheit geschlagen zu sein. Der Argwohn des Kapellmeisters, daß man aus Neid ungehorsam sei, ward verzeihlich. Er rief voll unterdrückten Grimmes, mit gedämpfter Stimme, durch das Orchester: „Nun wird's endlich einmal?" Dabei drehte er sich um, die Geigenkünstler zu beobachten, hob den Arm, winkte zum drittenmal, und die Künstler, voller Erstaunen und wahrhafter Todesangst, arbeiteten zum drittenmal umsonst. Jetzt erkannte der Kapellmeister mit Erblassen die Ohnmacht aller Violinen. Der ganze Hof erhob ein Gelächter. Aber der Fürst, welcher sich auf seine Kapelle viel zu gut that, und damit bei seiner Gemahlin Ehre

einlegen wollte, nahm die große Verstummung übel auf, hieß die Kapelle zur Hölle gehen, und verließ mit der Fürstin und dem ganzen Hof den Saal.

Es konnte unmöglich lange ein Geheimniß bleiben, warum die brillante Ouvertüre dreimal blind abgefeuert worden sei. Hans Dampf hatte selber die Ursache ausgeplaudert. Vielleicht wäre die zartnervige Fürstin seine dankbare Fürsprecherin geworden; allein sie vernahm eben so schnell, daß Hans Dampf durch seinen Einfluß der wirkliche Urheber nicht nur der bekatzten Ehren- und Triumphpforten, sondern auch überhaupt des erschrecklichen Katzenlärmens gewesen sei, dessen sie, wie sie versicherte, zeitlebens eingedenk sein würde. Dadurch mußte der Sturz des Ordenskanzlers unvermeidlich werden. Die Fürstin, bei ungnädiger Laune, befahl ihm, den Hof zu meiden; der Fürst, um sich und seiner Gemahlin Genugthuung zu verschaffen, wies ihn sogar aus dem Lande.

Hans Dampf, bei dem sich die Hiobsbotschaften durchkreuzten, kratzte sich hinter den Ohren, und seufzte: „Undank ist der Welt Lohn!“ packte ein, hüllte sich in seine Tugend und reisete nach Lalenburg ab.

Hans Dampf.

Ein großer Mann ist, wenn er auch fällt, groß. Sein Sturz erschüttert ganze Reiche. Als Alexander starb, mußte sein ungeheures Gebiet von den Mündungen der Donau und des Nil bis zum Indus und Ganges unter Strömen Blutes vergehen, und Karls des Großen Weltreich zertrümmerte, als der Schöpfer desselben verschwand. So mußte auch, als der große Hans Dampf gestürzt ward, der Staat von Luchsenstein bis auf die letzte Spur verschwinden, und ein großer Krieg zu Land und zu Meer zwischen Frankreich und England war die Folge vom Rückzuge des Ordenskanzlers, wie sich aus der ge-

heimen Geschichte der Höfe damaliger Zeit sehr leicht und mit Urkunden beweisen läßt, die aber zu lang und zu langweilig wären, hier eingerückt zu werden.

Der Ordenskanzler hatte nämlich kaum die Residenz verlassen, als ein französischer Extrakurier ankam, der sich nach ihm erkundigte, um ein Paket an ihn abzugeben. Diese Erscheinung machte um so größeres Aufsehen, weil das deutsche Reich damals mit Frankreich in großer Spannung war. Fürst Nikodemus ward von der Ankunft des Extrakuriers benachrichtigt, und zugleich äußerten die Feinde des vertriebenen Hans Dampf, dieser möchte wohl in verrätherischem Briefwechsel mit der französischen Krone stehen. Nikodemus fand die Sache sehr wahrscheinlich, weil er seinen Hans Dampf in allen Gassen kannte, und gab Befehl, den Extrakurier zu verhaften. Dieser, schon abgereist, ward glücklich eingefangen und zurückgebracht. Er läugnete nicht, mit Hans Dampf bekannt zu sein; aber daß das für denselben mitgebrachte Paket eine Perücke sei, nach der neuesten Mode, die der Kurier aus Gefälligkeit für Hans Dampf in einer der größten Hauptstädte gekauft und ihm nun nach Lalenburg gesandt habe, wollte kein Mensch glauben. Es ward also ein Begehren an den Magistrat von Lalenburg geschickt, daß derselbe das für Hans Dampf angekommene Paket übersenden und den Ordenskanzler einstweilen verhaften solle, weil in dem Paket wahrscheinlich Spuren einer großen Verschwörung gegen das heilige römische Reich enthalten sein dürften. Der Magistrat von Lalenburg gehorchte mit großem Eifer, konnte sich aber der Neugier nicht erwehren, die Schachtel zu öffnen, um die Spuren der ungeheuern Verschwörung selbst zu besichtigen. Der Anblick der majestätischen Allongenperücke setzte nun den Witz aller Rathsherren von Lalenburg in Verzweiflung, wie dies zottige Geschöpf mit dem heiligen römischen Reiche in gefährlichen Verbindungen stehen könne? Darüber ward lange gerathschlagt.

Der Extrakurier mochte wegen Eile und Wichtigkeit seiner Sen-

dung lärmen, wie er wollte, er mußte warten, bis die Sache in's Reine gebracht war. Man fand bei ihm nichts, als noch ein Paket mit den schönsten Zobel- und Hermelin-Pelzen, nebst einem Brief an den Aufseher der Garderobe Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Aber der König selbst hatte die köstlichen Hermeline und Zobel bestellt, weil sie damals zur neuesten Mode in der Pariser Damenwelt gehörten, und er sie seiner Geliebten zum Neujahrstage verheißen hatte. Bisher hatte nur die Gemahlin des englischen Gesandten das Vergnügen, im schönsten Hermelin es dem ganzen Hofe zuvorzuthun.

Nun kam der Neujahrstag, aber der Extrakurier nicht. Vergebens setzte der König den Garderobeaufseher in die Bastille und entschuldigte er sich bei der eigensinnigen Geliebten. Diese weinte vor Zorn, da sie am Neujahrstage der stolzen Britin an Pracht nachstehen mußte, und versagte dem Monarchen auch die kleinste Gunst. Der König war in höchster Verzweiflung und erhielt keine Hoffnung zur Begnadigung, bis er versprach, die hochmüthige Engländerin aus Frankreich zu entfernen. Schon waren ohnehin im Kabinet die Stimmen getheilt, ob man mit England wegen einiger Ansprüche Krieg anfangen solle, oder nicht? Jetzt gab der König den Ausschlag „Krieg“; der englische Gesandte mußte sogleich Paris verlassen, nicht minder die Frau Gesandtin mit dem kostbaren Pelzwerk. Blut ward in Land- und Seeschlachten stromweise vergessen; ein Staat um den andern in den Kampf verflochten; mancher ging dabei ganz zu Grunde, wie zum Beispiel Luchsenstein. Denn da der Extrakurier, nachdem er sich gerechtfertigt hatte, endlich, aber zu spät, nach Paris kam, und die Ursache seiner Verspätung meldete, ward dem Hause Luchsenstein Untergang geschworen, der Schwur erfüllt.

An allen jenen Thränen, Kriegen, Blutströmen und Staatenverwandlungen war nichts Ursache, als der Sturz des großen Hans Dampf. Wäre er in der Gnade des Fürsten geblieben, hätte er

über die Perücke Auskunft geben können, wäre seine Vaterlandsliebe nicht verdächtigt und verläumdet worden: Alles würde einen andern Gang genommen haben.

In allen Gassen.

Er selbst nahm, wie gesagt, seinen Gang nach Lalenburg. Hier hatte das tausendzüngige Gerücht schon, vor seiner Ankunft, Kunde von seiner Verunglimpfung gegeben. Sogleich nahm der wohlweise Rath den Schattenriß des Ex-Ordenskanzlers aus dem Versammlungssaal hinweg und faßte den Beschluß, künftig keinem Sterblichen, bei dessen Lebzeiten, mehr den Beinamen des Großen zu geben, oder ihm Denkmale zu errichten, als da sind Obelisken, Bildsäulen, Silhouetten, Pyramiden und dergleichen. Nun wollte kein Lalenburger ihm je geschmeichelt haben; nun desavouirte der Stadtrath alle an denselben ergangenen Deputationen; nun schwor Jeder, er habe nie mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden; nun machte man Schmähschriften und Spottgedichte auf den „ex-großen Mann"; nun hieß ihn Jeder den kleinen Mann; ja Viele fanden ihn so klein, daß sie sich gar nicht erinnerten, ihn recht gekannt zu haben.

Hans Dampf mußte wirklich selbst über das kurze Gedächtniß der Lalenburger erstaunen, als er in seiner Vaterstadt ankam, und ihn Jeder wie einen wildfremden Menschen angaffte, und nichts von ihm wissen wollte. Das schreckte ihn aber nicht, besonders als er bemerkte, daß die Töchter sich seiner noch am besten erinnerten. Da sagte er Jeder etwas Süßes, und versprach Jeder, sie müsse einmal Frau Bürgermeisterin werden, wenn er Bürgermeister würde. Dergleichen vergißt ein Mädchen so leicht nicht. Der Bürgermeisterschaft erwähnte er aber aus dem Grunde, weil der Amtsbürgermeister wenige Tage zuvor des Nachts Hals und Bein gebrochen hatte, indem er in einen tiefen Graben gestürzt war, längs dessen Abhang der Magistrat

versäumt hatte, statt des verfaulten ein anderes Geländer zu setzen. Der Seligverstorbene hatte selbst kräftig gegen Wiederherstellung des Geländers gesprochen, theils aus Sparsamkeit, theils aus dem Grunde, weil seit Menschengedenken Niemand in den Graben gefallen wäre.

Ohne Zweifel würde die Bürgermeisterwahl sogleich vor sich gegangen sein, wäre nicht das luchsensteinische Begehren um Verhaftung des Ex-Ordenskanzlers und Auslieferung der staatsverrätherischen Perücke dazwischen gekommen. Größerer Sicherheit willen schlug man den armen Hans Dampf in Ketten und Banden, und ließ ihn Tag und Nacht von siebenundfünfzig Männern mit langen Spießen in seinem eigenen Hause bewachen, wo man immer je zwei oder drei vor ein Loch in der Mauer, z. B. Fenster, Thüren, sogar Dach- und Kellerlöcher, stellte. Das war ein Einfall des Stadtschreibers Mucker gewesen. Es beschäftigte die gesammte ehrbare Bürgerschaft so sehr, daß alles Andere darüber vergessen ward.

Inzwischen hatte Fürst Nikodemus sich beim Anschauen der Perücke von der Unschuld des Ex-Ordenskanzlers vollkommen überzeugt. Die alte Zuneigung für denselben war wieder erwacht, und nicht nur sendete er demselben mit einem verbindlichen Schreiben die gewaltige, lockenreiche Kopfhaube zurück, sondern zur Entschädigung für die Gefangenschaft, stellte er ihm auch frei, sich eine Gnade auszubitten.

Dies war zu Lalenburg kaum ruchbar geworden, als neuer Aufruhr entstand; denn nun besorgte Jeder, Hans Dampf werde sich aus Rache wo nicht die Zerstörung von ganz Lalenburg, doch Kopf und Kragen derer ausbitten, die ihn so streng behandelt hatten. Die siebenundfünfzig Wächter liefen sogleich mit ihren Spießen davon; dagegen stürmten Schmiede, Schlossermeister, Spengler u. s. w. mit Hämmern, Zangen, Brecheisen herbei, die Ersten zu sein, welche die Ketten des Gefangenen löseten; fünfundzwanzig Jungfrauen erklärten ohne Hehl öffentlich, die verlobten Bräute des fürstlichen Günstlings zu sein; Rathsdeputationen erschienen mit Entschuldigungen ihres Verfahrens:

das Dekret wegen der großen Männer ward freilich vernichtet, und die Dampfische Silhouette wieder im Rathssaal aufgehängt; und der Stadtschreiber Mucker, kräftig unterstützt vom Stadt- und Platzmajor Knoll, war der Erste, welcher, um sich der Huld des großen Mannes zu empfehlen, ihn öffentlich zum Bürgermeisterthum in Vorschlag brachte.

Der Wankelmuth des Volks, das heute Hosianna, morgen Kreuzige ruft, war zu Lalenburg einheimisch, wie in allen Zeiten bei allen andern Völkern. Sie ist eine Wirkung der Unwissenheit bei den meisten, des Leichtsinns bei vielen, der Selbstsucht und des Eigennutzes da, wo der Sinn des Bessern noch nicht geboren oder schon erstorben ist. In der Republik Lalenburg, muß man gestehen, war weder ein griechisch- noch französisch-leichtsinniges Völkchen daheim, sondern ein altkluger, ehrbarer, steif und langsamdenkender Menschenschlag. War die Rede vom Haben, Erwerben, Geldmachen und Rechnen: so mußte man den Lalenburgern nachsagen, sie waren, obgleich unwissend in allen übrigen, sehr klug in diesen Dingen. Eigennutz war also die Haupttriebfeder ihres Wankelmuths, was sonst bei andern civilisirten Völkern nie der Fall zu sein pflegt, ihres Heldenmuths, ihres Hochmuths, ihres Uebermuths, aber auch ihrer Demuth und Feigheit.

Hans Dampf, der größte Mann seines Jahrhunderts in Lalenburg, weil er die größte Ausnahme von der Lalenburger-Regel war, kannte sein Volk und wußte es zu behandeln. Er kannte die Herren des Raths, die in stillen Zeiten dick aufgeblasen, keinem Ochsen aus dem Weg traten, und sich für Uebernatürlichgeborne hielten, bei der geringsten Besorgniß von Gefahr aber Mücken für Elephanten ansahen, und feig und kriechend auch das Niederträchtige thaten, wenn es sich, wie sie zu sagen pflegten, mit Ehren thun ließ. Er kannte sie und nahm danach seine Maßregeln.

Die erste Maßregel war sein breiter und großer Nimrodsorden, den er umhing, als die Rathsglocke zur Bürgermeisterwahl läutete. Er wußte, daß in wohleingerichteten Republiken, wenigstens zu Lalenburg, ein Ende Band im Knopfloch nicht geringere Wirkung mache, als in Monarchien. Ein Mann mit dem Bande konnte zu Lalenburg unmöglich anders als auf dem ersten Platz sitzen, weil man sonst den Fürsten von Luchsenstein zu beleidigen fürchtete. Seine zweite Maßregel war die ungeheure, hundertlockige Alongeperücke, welche wie eine Wolke ihm vom Scheitel herab bis auf Brust und Rücken niederwallte, und die Hälfte seiner ansehnlichen Gestalt in Kopf verwandelte.

Als er nun mit wohlabgemessenem Schritte von seinem Hause zur Versammlung des Rathes ging, flogen alle Fenster in der Gasse auf, alle geschwätzigen Mäuler verstummend zu, alle Hüte und Mützen ehrfurchtsvoll ab. So außerordentlich war die allgemeine Ehrfurcht, daß keiner der Rathsherren ihm zur Seite zu gehen wagte, sondern in tiefster Höflichkeit immer einen halben Schritt hinter ihm blieb. Auch ward dem Ordensbande, der Staatsperücke und ihm im Rathssaale der vornehmste Platz auf der ersten Bank unter so vielen Zeremonien, Verbeugungen und Kratzfüßen angewiesen, daß von den höflich hinter sich Scharrenden drei Stühle umgeworfen und zwei Rathsgliedern heftig auf die Krähenaugen getreten wurden, was die allgemeine Rührung nicht wenig vermehrte, besonders von Seiten der Getretenen. Auch forderte ihn der stellvertretende Bürgermeister zuerst auf, seine Meinung über die vorzunehmende, wichtige Wahl eines Amtsbürgermeisters vorzutragen.

Nachdem Hans Dampf einige äußerst bescheidene Mienen geschnitten, sich weit herum tief verbeugt hatte, bedauerte er ungemein, daß er in die Verlegenheit gesetzt worden sei, der Erste reden zu müssen. Denn ihm fehle es an Kenntniß, Beredtsamkeit und Erfahrung; ihm wäre angemessener, in dieser Versammlung zu schweigen,

zu hören und zu lernen. Jeder Andere übertreffe ihn in den zu einem würdigen Vortrag gehörigen Erfordernissen, und daher verbete er sich die Ehre der ersten Stimme. Die Lalenburger aber überschütteten ihn mit noch größern Lobeserhebungen, fanden an ihm nichts mangelhaft, als das Uebermaß seiner Bescheidenheit, und nöthigten ihn siebenmal zu reden, nachdem er es sechsmal flehentlich abgelehnt hatte. Dies Hin- und Herkomplimentiren und dies demuthsvolle Zurückweisen einer Ehre, nach der man schnappt, gehörte übrigens in Lalenburg zum bloßen Formenwerk und ächt feinen Weltton.

Nun setzte sich die Zunge des edeln Hans Dampf in Lauf. Eine halbe Viertelstunde füllte er mit Titulaturen in der Anrede, anderthalb Viertelstunden in Entschuldigungen seiner Unfähigkeit zu reden aus: dann sprach er sehr geläufig von den Tugenden des Seligverstorbenen, dessen Stelle wieder besetzt werden sollte; dann von den Eigenschaften, welche an einer ersten Magistratsperson der Republik nicht fehlen dürfen.

„Herrschen," sagte er: „ist eine große Kunst. Das aber ist die Kunst, daß man nichts verderbe! Denn besser kann man es nicht machen, als der liebe Gott schon Alles gemacht hat. Die Uhr geht von selbst, wenn sie aufgezogen ist, darum greift nur nicht in die Räder. Hat der Bauer den Acker einmal besäet, so wird die Saat von selbst aufgehen, wühle er nur nicht verwitzig wieder im Boden herum. Die Neuerungssucht hat die ältesten Staaten zu Grunde gerichtet; wer immer fortläuft, muß endlich einmal an's Ende kommen. Wer nie zu Ende kommen will, bleibe nur stehen. So machten es unsere glorwürdigen Vorältern, o Lalenburger, und so müssen auch wir thun.

„Aller Firlefanz unserer heutigen Staatsklugen und Metaphysiker hilft nichts. Stehen die Thronen darum fester? Nein, sie wackeln nur desto ärger. Haltet fest am lieben Alten. Neue Ordnung ist wie neuer Wein, der will Gährung. Alte Ordnung ist wie alter Wein, kräftig, lieblich, klar. Darum ist das Dümmste vom Alten besser,

als das Klügste der Neuerer. Wir Menschen bleiben Menschen, und werden trotz aller Mühe nichts anderes, gleich wie die Thiere auch. Die Leute sterben eben so gut, wo studirte Doktoren und große Apotheken sind, als da, wo man weder Doktor noch Apotheker hat. Umgekehrt, dort sterben oft noch mehr, weil Doktor und Apotheker an der natürlichen Ordnung im Menschen bessern und flicken wollen, des Geldes willen. Hütet euch vor den Gelehrten. Selig sind die Armen am Geiste. Die sehen in ihrer Einfalt mehr, als die von Weisheit Verblendeten.

„So dachten unsere Vorfahren. Rom und Griechenland gingen unter, Lalenburg steht noch heutiges Tages. Es geht mit den Staaten, wie mit einzelnen Menschen. Kluge Kinder sterben früh. Ein großer Staatsmann läßt es gehen. Alles kömmt und macht sich zuletzt doch. Man eile der Natur nicht zuvor. Sie will keine Sprünge. Was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen. Ist der Apfel reif, fällt er vom Baum und verlangt nicht, daß ihr zu ihm hinaufklettert. Darum ist es bei uns eine der trefflichsten Staatsmaximen, große Geschäfte an Kommissionen zu weisen, welche die Akten wieder in Zirkulation unter sich setzen, damit sie halb vergessen werden. Halbvergessene Dinge sind wieder neu, und das Neue ergreift man immer mit größerm Eifer, zumal wenn das Neue schon ein alter Freund ist. Zum Schnellsein hilft kein Laufen. Wer am wenigsten thut, hat gewiß am meisten gethan. Nur nie zuviel regiert! Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlaf.

„Die Haupttugend eines Regenten ist, daß er den Gesetzen, auch den schlechtesten, Ehrfurcht zu verschaffen wisse. Wollt ihr, daß man eure Werke ehre, so müsset ihr euch selber beim Volk Respekt zu machen wissen. Daher die Nothwendigkeit äußerlichen Ansehens, Glanzes, Pompes bei Königen, Kaisern und andern Fürsten und Staatsmännern. Eine ernste, weise Geberde ist in Republiken wichtiger, als die Weisheit selbst, und eine gute Perücke dem gemeinen Wesen oft ersprießlicher, als ein guter Kopf. Daher zu Lalenburg

ein Staatsgrundgesetz seit undenklichen Zeiten: Konsuln und Stadtschreiber sollen Perücken tragen. Das Kleid macht den Mann!

„Das wirksamste Zaubermittel in freien Staaten ist die Heimlichkeit, oder das Geheimnißvolle. Damit erwirbt man sich selbst große Bedeutung, dem Amte Achtung, dem Staat Ehre. Ein kluger Staatsmann muß immer Kopf und Herz von Geheimnissen voll, oder doch das Ansehen von dergleichen haben, gleichwie auch ein Eimer darum noch nicht zusammenfällt, wenn er ausgeleert ist. Es schadet gar nichts, wenn man auch im Vertrauen Alles erzählt, sobald man nur die Miene hat, das Beste noch zurückbehalten zu haben. Darum besteht Lalenburg immer glänzend, weil wir Alle Meister in dieser Kunst sind.

„Das Reden und Plaudern mag man im Rathssaal bei Staatsgeheimnissen allerdings erlauben, doch nicht das Druckenlassen. Gott hat den Mund des Menschen geschaffen, aber nicht die Buchdruckerpresse. Nichts Gefährlicheres für unser Ansehen, als dies heillose Werkzeug, welches der ganzen Welt zur Schau stellt, was wir sind und thun, und was wir nicht sind und nicht thun. Kluge Fürsten haben sich schon den Kopf über Zensurgesetze zerbrochen; wir machen es noch klüger, und verbieten in unserer Republik den Druck aller Bücher und Zeitungen, mit Ausnahme der Gebet- und Gesangbücher und Neujahrswünsche, oder Hochzeits- und anderer Gelegenheitsgedichte. Es ist nun zwar leider wahr, je strenger wir gegen die gottlose Publizität sind, desto größer wird damit der Unfug im Auslande getrieben; und je weniger wir durch den Druck von uns bekannt werden lassen, weil wir zu bescheiden sind, desto mehr schreibt und druckt man von unsern löblichen Lalenburgereien in der Fremde. Doch, was wir nicht hindern können, wollen wir geschehen lassen. Wir spielen dagegen den Herren den Possen, und lesen ihr Zeug nicht; dann sind wir bei uns selbst wieder in Ehren. Denn was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

In diesem Tone sprach Hans Dampf noch lange. Die Leute, weil

sie das Alles schon auswendig wußten, gähnten eins ums andere, daß ihnen die Augen übergingen; sobald sie aber an die Reihe zum Reden kamen, waren sie unerschöpflich in Lobeserhebungen des großen Mannes, der zuerst gesprochen, rühmten seine tiefen Einsichten, und fügten dazu die ganz bescheidene Bemerkung: er habe ihnen ganz aus der Seele geredet und Alles, was sie hätten selber sagen wollen, vorweggenommen.

In allen Gassen.

Und am gleichen Tage ward Hans Dampf zum Konsul der Republik erkoren und ausgerufen. Er beschwor den ganzen Rath mit Thränen, diese Wahl zurückzunehmen und einen Würdigern auszulesen. Allein darauf achtete Keiner, denn Jedermann wußte, daß diese Thränen und dieses demuthsvolle Sträuben zum alterthümlichen Zeremoniel der Gewählten gehörten.

Nun erst begann die glänzendste Epoche im Leben des großen Hans Dampf, oder vielmehr, wie ihn schon die Zeitgenossen zu nennen beliebten, Hans Dampfs in allen Gassen. Denn er ward die Seele von ganz Lalenburg; steckte überall; kam überall in die Quere; verzettelte und entzettelte Alles links und rechts, ohne es zu wissen oder zu wollen. Wo man liebte, war Hans Dampf; wo man zankte, war Hans Dampf; wo etwas schief ging, war Hans Dampf; wo ein Geheimniß zu aller Welt Wissen kam, war Hans Dampf der erste Helfer.

Gleich den Tag nach der Wahl ward er an fünfundzwanzig Orten zu seinem Viertelhundert Bräuten zu Gaste geladen; ward er — — doch der Geschichtschreiber erschrickt nun selbst vor dem riesenhaften Unternehmen, der Plutarch dieses Helden zu sein. Der Leser erlaube dem Plutarch wenigstens einmal frischen Athem zu schöpfen, um nachher desto kräftiger fortfahren zu können.

Tantchen Rosmarin,

oder

Alles verkehrt.

Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Waiblingen hatte die verwittwete Frau Obersteuerräthin Rosmarin das Gut Nieder-Fahren an sich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der im Dorfe Ober-Fahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer wohl zu statten, denn er war nach löblicher Weise christlicher Seelenhirten, mit irdischen Gütern nicht allzusehr gesegnet; hingegen seine Frau Schwester galt mit Recht für eine der reichsten Gutsbesitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verstorbener Gemahl hatte eine schöne Hinterlassenschaft zusammengerathen und gesteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, beinahe täglicher Haus- und Tischgenosse bei Tantchen Rosmarin, wie er seine Schwester nannte.

Er nannte sie aber so aus lieber Gewohnheit, weil er sich viel mit Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Obersteuerräthin lebte, Suschen hieß, und einmal Erbin alles Rosmarinischen Vermögens werden sollte. Weil Suschen ihre Mutterschwester

nie anders, als Tantchen nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Pfarrer that, erlaubte es sich der Herr Verwalter Säblein auch, doch nie in Gegenwart der Frau Obersteuerräthin, sondern nur, wenn er von ihr sprach. Aus ähnlichem Grund gewöhnten sich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, so daß die Frau Obersteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente sie diesen Namen, denn sie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hilfe Aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beste, wohlthätigste Frau; hatte Nachsicht mit Jedermanns Schwächen, wenn man nur auch ihre Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalters Säblein, der, um ein Sandkörnchen aus dem Weg zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivetät, die oft in bitterliche Verlegenheiten setzte: wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthschafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Boudoirs haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt; kothiges Wetter galt als allgemeine Landplage; Morgen-, Mittag- und Abendgrüße waren im Ritual nach Jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen Alles selbst. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte Jedermanns Rath, nachher that jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschließen für gut fand. Sie hatte keinen

erklärten Günstling, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch Günstling von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisammen gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebenzehn bis achtzehn Jahren, schön gebaut, schwarzen Haars, blauen Auges — kurz, wozu bedarf es hier eines Signalements? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen dürfen, daß mit einem solchen Kinde im Hause die eisenfesteste Hausordnung früher oder später gebrochen werden dürfte; daß im Hause kein gefährlicher Gast wohnen könnte, als ein Mädchen, welches mit unschuldigen Augen jeden zu fragen schien, ob es nicht, außer alltäglichen Hausangelegenheiten, noch irgend andere Angelegenheiten gebe? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an Umwälzung des ganzen Weltalls, als an Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der außerordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer in's Zimmer trat, mit seinem bräuchlichen Gruß: „Guten Tag, Tantchen, guten Tag, Suschen!"

Die Tante nickte freundlich; Suschen, das neben ihr auf dem Sofa saß und einen weißen Strumpf strickte, stand auf, machte einen kurzen vertraulichen Knix, und sagte: „votre servante, Onkelchen."

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge erscheinst du einmal wieder, Herr Pfarrer?“ sagte Tantchen Rosmarin.

„Wie so?“ fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taschen nach dem Schnupftuch suchte, um sich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich hast du,“ sagte die Tante, „die Perücke in der Tasche, weil du das Schnupftuch über dem Kopf hast.“

„Ueber dem Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert und griff dahin, und fand es. „Item, Tantchen, du magst wohl Recht haben; denn es ist ein heißer, heißer Tag; meine Azel brannte, die Sonne brannte; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perücke ab, das Tuch über, und mich hinter ein Kornfeld.“

Er fing von neuem an zu suchen, während Suschen ihm einen Platz auf dem Sofa einräumte, und hinausging dem Onkel einen Kühltrank von Wasser und Himbeersyrup zu holen.

„Was suchst du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht ist, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht; aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist vom Herrn Bürgermeister. Suchet, so werdet ihr finden.“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, setze die Perücke auf — es ist höchst unschicklich. Du gibst der ganzen Gemeinde Aergerniß im Kahlkopf.“

„Ich will nicht hoffen. In dem Fall wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Prophet Elisa, und die bösen Buben verschlingen, die mich necken möchten, wie ihn. Aber ad vocem Perücke, Tantchen, wo hast du sie?“

„Wo ich sie habe? Du hast mir keine gegeben. Hast du sie unterwegs verloren?“

„Was Gott verhüte, es war meine neueste Perücke. Nein, du hast Recht, Tantchen, sie liegt noch sauber im Grase, neben dem Brief des Herrn Bürgermeisters, und zwar, wo ich selbst vor einer Viertelstunde lag, im Schatten des Korns.“

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erschien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perücke suchen zu lassen, nebst dem Brief — Alles so geschwind als möglich. Die Tante war eben so ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeisters zu lesen. Nachdem Herr Säblein sich umständlich die Figur der Perücke und Format und Farbe nebst Adresse des Briefs hatte beschreiben lassen, sandte er sogleich zwei Stallknechte, vier Drescher und einen Küher auf alle Fahr- und Fuß-, Neben- und Schleichwege, die zwischen Nieder-Fahren und Waiblingen anzutreffen sind. Er selbst faßte auf der Höhe des Windmühlenhügels Poste, und rekognoszirte seine Leute mit dem Fernrohr. Bei so guten Anstalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die sieben Boten ins Herrschaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perücke, der Brief und der Herr Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeister, und noch dazu eigenhändig geschrieben. Er enthielt nichts Geringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Obersteuerräthin, sammt Herrn Bruder, Demoiselle Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit von der ältesten Tochter des Herrn Bürgermeisters beizuwohnen. Die Hochzeit sollte in sechs Wochen gefeiert und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand sich durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bürgermeisters sehr geschmeichelt, mit welchem sie nur in entfernten Verhältnissen stand. Auch die Beobachtung der schicklichen Formen hatte ihr das Herz gewonnen. Mit dem allen waren noch nicht gesammte Schwierigkeiten gehoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Die Tante nämlich fand es sehr bedenklich, Suschen auf irgend eine Weise mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erstens war Suschen über siebenzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anstößiges sah, aber die sorgsame Tante desto mehr. Zweitens war Suschen so schön, wie nur jemals eine Susanna, selbst jene im alten Testament nicht ausgenommen, gewesen sein mochte. Drittens hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und Tante dachte ihren Liebling nicht so gar wohlfeilen Kaufs dem ersten besten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchsten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neu- und Wißbegier mangelte. — Zu diesem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen sehr übel, denn erstens waren viele derselben recht hübsch, was durchaus nichts taugt; zweitens waren sie alle Freunde von Komödien und Romanen, sie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten sich zwei Buchbinder mit Leih- und Lesebibliotheken — ein schlimmes Zeichen unserer Zeit! Drittens hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanleserei verzeihen können, aber die wenigsten hatten ein Vermögen, welches sich gegen die Rosmarinischen Güter auf die Wagschale legen, oder einen Rang, der sich mit dem Obersteuerrathtitel vergleichen ließ. Denn selbst ein Bürgermeister von Waiblingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das sagen; und alle übrigen Honoratioren, kleine Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögliche Handwerker, Zollinspektoren, Sekretärs, Advokaten standen noch im Range dem Herrn Bürgermeister nach.

So erwog es Tantchen in der Stille ihres Herzens, und diesem zufolge hatte sie jederzeit ihre Maßregel gegen die elegante Welt von Waiblingen genommen. Suschen kam selten dahin, und selten kam ein junger Besuch von da herüber nach Nieder-Fahren.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im Familienrath, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet werden, beschlossen, zwar die

bürgermeisterliche Hochzeit zu besuchen, allein nicht ohne die größte Vorsicht.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlassen, Suschen auf die Gefahren des Herzens aufmerksam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unschuld leicht zu scheitern pflegt. Denn soviel blieb ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo Schiffbruch möglich ist; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Katze und Puppe spielen will. Das gute Kind mußte also über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts gearg wohnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden sollte, mußte es sich in der Welt zeigen, um gesehen zu werden. Das fühlte Tantchen so gut wie jede Mutter, welche eine erwachsene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünschen muß.

Von der andern Seite sollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen. Der Herr Verwalter, welcher in seinen jungen Jahren ein guter Tänzer gewesen sein wollte, jetzt war er leider ein sechsundfünfzigjähriger Junggesell, versprach Suschens Tanzlektionen zu erneuern. Bei der Hochzeit selbst verhießen alle Drei ihr Bestes zu thun, daß das Mädchen beständig beobachtet und gehütet werde.

Vorübungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuster, Putzmacherinnen u. s. w. in Bewegung und Nahrung gesetzt wurden, versteht sich von selbst. Tantchen wollte unter den Waiblingern standesgemäß erscheinen, und, allerdings auch der kleine Stolz war ihr zu verzeihen, durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute sich über die festlichen Zurüstungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeister gut in Athem, und bedauerte nur, daß seine sechsundfünfzigjäh-

rigen Füße nicht so beweglich, wie ihre siebenzehnjährigen waren. Freude und Natur lehrten sie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getrost auf seine Rechnung. Ihm selbst gefiel es gar wohl, sich in die edle, halbvergessene Kunst einzuüben, da er, laut Beschluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausschließlich Suschens Tänzer sein sollte.

Leider ward aus dem Letztern nichts, und zwar aus folgender Ursache. Den Tag vor dem Fest wurden alle Tänze zum letzten Mal wiederholt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun selbst Augenzeugen von Suschens Fortschritten sein wollten, griff sich Herr Säblein schon, ehe die Zuschauer kamen, über die Maßen an, wenigstens nicht schlechter zu tanzen, als seine gewandtere Schülerin. Sie schwebte lustig umher, wie ein Schmetterling, und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder schön, wenn gleich außer der Regel war. Herr Säblein voller Entzücken bedachte sich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Entrechats machen — wollte den Gipfel seiner Kunst zeigen. Er brachte seinen Kreuzsprung an; der erste mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünngeschnitzelten Beine, die ihm sonst nicht zum Vorwurf gediehen, verwirrten sich nämlich so widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Beweglichkeit des Rumpfes ein unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeisterliche Weise zu Boden; und, wie eine stürzende Tanne alles blühende Gesträuch umher, riß er auch Suschen, die ihn noch immer dabei umgaukelnde Silfide, nieder.

Da der Herr Pfarrer, welcher eben draußen im Begriff war, die Thüre zu öffnen, den Fall hörte, von welchem selbst die Grundfesten des Hauses erbebten, trat er eilfertig herein. Theils diese Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborne Kurzsichtigkeit, an die er sich in der Zerstreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlassung eines zweiten Uebels. Er trat dem Tanzmeister auf's Bein, der es

dann mit sehr verzeihlichem Ungestüm schnell an sich riß, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung raubte. Ehe dieser noch um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den Andern. Während nun seine weißgepuderte Perücke durch den lebhaften Kopfschwung weithin unter das Sofa flog, geberdeten sich seine kurzen Beine wunderseltsam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen sie dessen Hilfe an.

Der ganze Auftritt, oder besser, die ganze Auflage war kurz. Der Pfarrer raffte sich zuerst empor, und weil er Suschens schneeweiße, faltenreiche Haube für seine entsprungene Perücke hielt, zog er sie ohne anders an sich, und bedeckte damit schnell sein Haupt, weil er die Frau Obersteuerräthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein saß auf dem Boden und schnitt verzweifelte Gesichter, denn er hatte sich die Hüfte gequetscht.

„Ei du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und schlug die Hände zusammen, indem sie bald das Schmerzensgesicht ihres Verwalters, bald den Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete: „Spielt Ihr Komödien? Vergesset Ihr allen Anstand? Ist das Lebensart? Und besonders du, Herr Pfarrer . . .“

„Und warum denn ich besonders?“ fragte er ganz ernsthaft und beinahe empfindlich, denn er liebte die Strafpredigten seiner Schwester nicht sehr.

Suschen gewann jetzt das Wort, und stellte schnell den Frieden her, indem sie der betroffenen Tante jede Aufklärung über das Räthsel gab, und ihre Haube gegen die Perücke lachend eintauschte.

Dies an sich unwichtig scheinende Ereigniß war der erste Grund zu allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun an der Hochzeit nicht tanzen.

Warnungen.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht schlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit der Sonne auf; sie konnte vor Kummer nicht schlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen süßen Herren von Waiblingen tanzte, wollte sie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigstens durch neue Ermahnungen gegen alle Versuchungen der Liebe, oder wie es zuweilen im christlichen Eifer hieß, des Satans, stärken.

„Du bist nun siebenzehn Jahre alt, liebes Suschen!“ sagte sie.

— Um Verzeihung, Tantchen, siebenzehn Jahre, sieben Monat.

„Desto schlimmer.“

— Wie so?

„Ei nun, weil du in dem Alter bist, da du heirathen könntest.“

— Ach, das wäre doch kein so großes Uebel. Sie haben mir ja gesagt, daß Sie auch einmal verheirathet waren; und meine Mutter selig ist's auch gewesen. Und wissen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober-Fahren keine Woche ohne Hochzeit vorbei.

„Alles recht.“

— Und gewiß, Tantchen, gewiß, es ist damit etwas sehr Eigenes. Wissen Sie noch, wie sich unsere Lisette darauf gefreut hat. Wie ihr jetziger Mann, der junge Förster von Steinfelden, ihr immer nachschlich? Wie lieb sich die beiden hatten, wie sie . . .

„Suschen, du bist noch immer Kind. Höre mich. Du bist jung, bist nicht unansehnlich, von guter Familie, dein Vater war Justizrath; du hast Vermögen, eigenes und vielleicht sonst noch zu erwartendes. An Liebhabern wird's nicht fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge sagen. Man wird suchen, sich in deine Gunst einzuschleichen, und vielleicht der schlechteste, ärmste Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am besten gefallen. Gerade heut', an der Hochzeit in Waiblingen, wird man deinem Herzen vielleicht

Netze stellen. Ich ermahne dich also, sei vorsichtig. Traue niemandem von den jungen Herren, so schön er auch thue."

— Und warum muß ich nicht trauen?

„Weil sie Schmeichler, Lügner sind, einer wie der andere, die darauf ausgehen, einem unschuldigen Mädchen den Kopf zu verrücken."

— Aber wie können sie das? Mir soll keiner das Köpfchen verrücken, wenn ich nicht Lust habe, mir's verrücken zu lassen.

„Ich fürchte, du hast nur zu große Lust!"

— Daß ich nicht wüßte.

„Wenn man dir zehnmal in einem Athem sagt, du seiest liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Medeausdrücke sind."

— Die Medeausdrücke sind wenigstens sehr artig. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?

„Wenn man dir schwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben"

— Ach, das fällt keinem ein.

„Und wenn es jemandem einfiele, würdest du denn das glauben?"

— Wenn er's mit einem Eid beschwören würde, Tantchen?

„Aber, Kind, es ist Keinem Ernst damit. Die jungen Leute schwören dir Alles, und machen sich hintennach über deine alberne Leichtgläubigkeit lustig. Verlasse dich darauf, wer dir Schmeicheleien sagt, hat den Vorsatz, dich auszulachen."

— Was hätten die Narren davon, wenn sie es thäten?

„Ihren Spaß, nichts als Spaß. So sind sie nun einmal!"

— Alle?

„Wie manches Mädchen ist durch Leichtgläubigkeit schon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unschuld sogar."

— Sogar die Unschuld? Wie ist das mit der Unschuld, Tantchen?

„Mit der Unschuld?"

— Ja!

„Du verstehst das noch nicht, und so etwas läßt sich nicht da gleich erklären.“

— Ich begreife es wohl, die Sache muß schwierig sein, denn der Onkel Pfarrer wußte vorhin auch nicht recht, was Unschuld war, als er sie mir erklären wollte. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit.

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorsam. Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Entfernung; und wagt es einer von ihnen, dir das leiseste Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Larifari zu sagen, auf der Stelle wende ihm verächtlich den Rücken. Du bist viel zu gut für einen Waiblinger.“

— Aber, Tantchen, wenn es kein Waiblinger wäre . . .

„Wenn es Zeit ist, werde ich dir schon einen Mann geben. Ich werde ihn so wählen, daß du mich noch einst über meinem Grabe segnen sollst. Darauf verlasse dich. Versprichst du mir dagegen, gehorsam zu sein?“

— Ach, Tantchen, Sie wissen es ja, ich bin es immer ohne Versprechen.

„Nun denn, ich werde dein Betragen auf der Hochzeit scharf beobachten.“

Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte alles wohlgethan zu haben, und beruhigte sich. Wie täuschen sich doch die Menschen gern! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen sehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fordern, allen Warnungen und Lehren zum Trotz, und doch bildete es sich ein, mit Suschen müsse es anders sein, als mit den

übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, sondern weil es von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet werden wäre.

Man setzte sich also in den Wagen, und fuhr, Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, stattlich geschmückt gen Waiblingen zur Hochzeit.

Die Frau Obersteuerräthin ward mit großem Zeremoniel empfangen, und alle ihre Angehörigen mit so vielen Höflichkeiten überhäuft, daß sie im höchsten Vergnügen schwamm, und selbst ihrem Vorsatz treulos ward, beständig an Suschens Seite zu sein. Der Herr Pfarrer fand einige gesprächige Kollegen, und Herr Säblein hinkte mit den Rathsherren herum. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreise blühender Jungfrauen, der sie umringte, bald munterer und zuletzt so vertraulich, als hätte sie die Bekanntschaft seit Jahren gemacht.

Als man endlich, nach glücklich überstandener Mahlzeit, zum Tanz kam, und Suschen nun bald in die Arme dieses, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm in den Wellen der Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinschwamm, da löste sich ihr ganzes Leben in Seligkeit auf. Suschen war schön; das Entzücken machte sie noch schöner. Die besten Tänzer drängten sich um sie, und diese Aufmerksamkeit war ihr schmeichelhafter, als alles Süße, was ihr die begeisterten Herren versagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders war's im Arm dieser Jünglinge, als an den Händen des zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch Tanz! sagte sie sich selbst leise, so oft sie erschöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte sich zwar fest vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach Nieder-Fahren zurückzukehren: aber sie vergaß es über dem Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Person, theils wegen

Suschens Liebenswürdigkeit, geopfert ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten sich noch die Schrecken eines schweren Gewitters, welches von Westen flammend daherzog. Tantchen Rosmarin konnte von Hause aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieses Krachens wegen, die unangenehmste Jahreszeit.

Sie blieb also, wiewohl des Wetters willen mit einiger Unruhe, am Spieltisch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer mit ihr Parthie machten, nebst dem Herrn Bürgermeister. Und das war schlimm!

Erstes Unglück.

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünschte, es möchten sich alle Gewitter der Welt um Waiblingen versammeln, und die ganze Nacht zum Tanz donnern, desto sicherer war sie, den Becher des ihr selten gewährten Vergnügens bis auf die Hefen leeren zu können.

Wein, Musik, Tanz und Freude hatten ihr ganzes Wesen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten strahlend, ihr Busen flog mit Ungestüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geschworen — das einzige, wovor sie sich, wegen Tantchens Warnungen, am meisten fürchtete —, sie hätte es in dem Himmel, worin sie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück sagte ihr kein Mensch etwas von Liebe; aber keiner tanzte mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß sie ein Engel, eine Göttin sei, was sie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwischen Anglaisen und Allemanden fehlte es nicht an Seufzern und Händedrücken; in den Menuetten nicht an Seufzern und vielsagenden schmachtenden Blicken, die ihrer Schönheit huldigten, und in den Walzern drückte sie mancher Arm kräftiger an eine hochschlagende Brust, als sonst wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weise, da sie Durst fühlte, präsentirte man ihr Punsch. Sie nahm davon und tanzte fort. Aber nun fing sich alles an mit ihr zu drehen. Sie glaubte sich schwindlicht, und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungen des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem jungen Mann, der sie mit der größten Artigkeit an seinem Arm vom Saal hinwegführte, um sie frische Luft schöpfen zu lassen. Aus Furcht, daß sie sich nicht erkälte, denn sie war zu sehr erhitzt, brachte er sie in das erste beste leere Zimmer, wo eine vergessene Kerze trübe zur Neige niederbrannte.

Suschen sank erschöpft und halb ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Luft. Ihr Begleiter, in größter Verlegenheit, beschwor sie, sich aufzuschnüren, während er nach einem Glase frischen Wassers eilen wolle. In der Angst vergaß er aber das Wasser, und verließ seine erschöpfte Tänzerin nicht, die sich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Himmel donnerte; vom Tanzsaal herüber scholl die rauschende Musik dazwischen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmlische noch irdische Musik. Niemand vermißte die beiden, denn Alles schwärmte seinen Freuden nach. Erst nach einer vollen Stunde hielten sie für rathsam, sich zu den Tänzern zurückzubegeben.

Suschen war geheilt von der Unpäßlichkeit; sie mischte sich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Wesen war Gluth und Verklärung Ein Tänzer nahm sie dem andern ab. Ihr Arzt verlor sich in der Menge der Andern; sie konnte ihm nur nicht einmal danken für die gehabte Mühe.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu sehen. Sie ging ermattet vom Tanzsaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als hier sich um Tantchens Tisch ein Lärmen der ungewöhnlichsten Art erhob.

Zweites Unglück.

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiel sehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeister sehr unglücklich gewesen. Aber Fortuna wandte sich plötzlich von ihr. Desto eifriger suchte sie die allzuweibliche Göttin zurückzuführen. Darüber ward denn Suschen vergessen. Der Herzbube in den Karten stiftete alles mögliche Unheil; hätte Suschen die Nacht durch mit ganz Waiblingen getanzt, Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war schlimm!

Das Schlimmste für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuspielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er sei aus seiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechsels bemerkte der Kurzsichtige nicht, daß er mit dem hochgewölbten Toupee seiner Perücke erst dem Lichte, dann mit dem Brande auf dem Kopf der prächtigen, neuen Staatshaube der Frau Obersteuerräthin viel zu nahe gerieth. — Urplötzlich schwebten feurige Zungen über Beider Häupter.

Einen Augenblick lang war Alles starr vor Schrecken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweiflungsvoll in die Haube, riß sie ab, und schleuderte sie unvorsichtig seitwärts. Ein abbrennendes Band fiel in die Wolkenperücke des Herrn Bürgermeisters und verbreitete die Feuersbrunst auf entsetzliche Weise. Da Herr Säblein, als vierter Mann am Tisch, drei Köpfe brennen sah, stand er flüglich auf, faltete die Hände über seinen Kopf, um ihn vor gleichem Schicksal zu bewahren, und hinkte mit großer Eile davon. Der Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken dampfend auf die Karten fielen. Er betrachtete sie verwunderungsvoll wie eine unerhörte Naturerscheinung, und sah nach der Zimmerdecke, um den Ursprung des Feuerregens zu suchen. — Unterdessen war man mit Entsetzen von allen andern Spieltischen aufgesprungen, den

Brandbeschädigten zu Hilfe zu eilen, oder zuzuschauen. Keiner konnte das Räthsel lösen, wie drei Menschenköpfe gleiches Augenblicks in solchem Grade entzündet werden konnten.

Unter diesem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei gewesenen Perücken. Jeder klagte über seinen Schaden: Suschen klagte am wenigsten, und sie hatte doch den größten Schaden erlitten.

Nachwehen.

Als man folgenden Tages in Nieder-Fahren Freuden und Leiden ausgeschlafen hatte, bemerkte Tante, man möchte fast die großen Gesellschaften verwünschen, denn selten sei sie in einer gewesen, worin nicht irgend etwas Unschickliches begegnet wäre. Suschen hingegen läugnete gar nicht, sie sei himmlisch vergnügt gewesen, und möchte alle Tage zur Hochzeit gehen.

Nach einigen Wochen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergessen: nur Suschen träumte noch schlafend und wachend davon. Sie war so heiter, wie sonst, aber doch, seit der Hochzeit, versank sie oft plötzlich in stille Träumerei bei ihrer Arbeit, dann ließ sie das Strickzeug vor sich auf den Schoos hinsinken, und dachte — wer weiß, an was?

Tantchen Rosmarin hatte ein scharfes Auge: das stille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhnisch beobachtete sie sie erst manchen Tag: dann brachte sie das Gespräch auf diesen und jenen jungen Herrn von Waiblingen, auf diesen und jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, daß Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein besonderes. Damit war Tantchen schon zufrieden, denn sie wußte, Suschen konnte sich nicht verstellen.

Allein nach einigen Monaten fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war so traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht worüber.

Tantchen Rosmarin suchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Gespräche aufzuheitern, und da kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautstand. Es scheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredsamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erst den Brautstand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege, zuletzt die Hoheit der schwiegermütterlichen Würde, endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen," rief die Kleine, „am meisten freut mich Leiden und Freuden an der Wiege. Wie schön ist's, Mutter sein, und so ein liebes Wesen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben. Hätte ich's auch schon!"

„Behüte, alles in Ordnung!" rief die Tante: „Erst Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe — es geht bis dahin noch manches Jahr!"

„Noch manches Jahr!" seufzte Suschen still, und senkte das Köpfchen tief auf's Busentuch hinab.

„Erst muß dein Bräutigam vorhanden sein."

„Aber, Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verschaffen. Sie haben mir's versprochen. Halten Sie nun bald Wort."

„Also hast du noch nicht gewählt, Suschen? Gefiel dir denn Niemand vorzüglich in Waiblingen?"

„Das haben Sie schon so oft gefragt. Geben Sie mir, wen Sie wollen; nur — hübsch muß er doch sein."

„Wir wollen dafür schon sorgen, Suschen. Dir kann's nicht fehlen."

Die Tante gefiel sich in solchen Gesprächen selbst viel zu wohl, als daß sie dieselben nicht oft hätte erneuern können. Für ihre Geschäftigkeit öffnete sich da ein neues, unabsehbares Feld, auf dem sie eine wichtigere Rolle, als die wegzugebende Braut selbst spielen konnte. Sie sann also im vollen Ernst herum, wer der Würdigste für Suschen und der Behaglichste für Tantchen sein könnte. Aber ehe noch die Wahl in's Reine kam — denn dazu mußten durch weitläufigen Briefwechsel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden — änderte sich plötzlich Alles. Suschen war auf dem Wege, Mutter ohne Bräutigam zu werden.

Alles verkehrt.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu lassen, weil Suschens Gesundheitsumstände immer bedenklicher zu werden schienen. Das Gesicht des lieben Mädchens hatte das schöne Rosenroth fast ganz verloren.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit zuversichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und sagte: „Es ist bei mir außer Zweifel, Mademoiselle befinden sich in guter Hoffnung der Mutterfreuden."

Tante Rosmarin gerieth bei dieser Erklärung so außer sich, daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, ob in Ohnmacht fallen, oder dem Doktor für seine Unverschämtheit eine Maulschelle geben, oder über seine Albernheit laut auflachen. Es geschah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobener Hand, mit offenem Mund und starrem Auge vor dem wunderlichen Manne stehen — faßte sich dann kurz, und verabschiedete ihn ein- für allemal mit der höflichsten Grobheit.

„Der Doktor, ein wackerer, gesetzter Mann, der wohl wußte,

man müsse bei einer Frau auf ein Wort zu viel nicht zu vielen Werth legen, bat sie, ehe sie ihn verdamme, vorher mit Mademoiselle Suschen ein ernstes Wort zu reden; er wolle folgenden Tags wieder vorfahren.

Das ernste Wort mußte also gesprochen werden.

„Weißt du, was der närrische Doktor von dir behauptet?“ fragte sie in der einsamen Abendstunde ihre Nichte.

„Kein Wort!“ erwiederte Suschen.

„Du werdest Mutter werden.“

„Wirklich?“

„Nicht so, Suschen, der Mensch ist ein Narr?“

„Ei nun, Tantchen, es ist mir doch beinahe selbst so vorgekommen. Doch wußte ich's nicht gewiß. Wenn er es aber sagt — —“

„Possen! ich würde mir eher träumen lassen, der Himmel falle ein. Wie solltest du dazu kommen?“

„Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verstehen es besser.“

„Du hast keinen Liebhaber?“

„Nein.“

„Keinen vertrauten Umgang mit Männern?“

„Gewiß nicht.“

„Also, ich vermuthe, du hast dich an der verwünschten Hochzeit beim Tanzen verdorben. Ich wollte, wir hätten nie von der Hochzeit gehört, so hätte ich nie das Skandal mit meiner Haube erlebt.“

„Ich vermuthe es auch. Sie wissen, ich hab's Ihnen gesagt, Tantchen, schon auf der Hochzeit ward mir schwindlicht, daß ich auf die Seite gehen mußte. Einer von den Herren begleitete mich in das nächste Zimmer.“

„Du warst ohne Zweifel sehr erhitzt — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Wassers?“

„Nein, er sprach wohl davon, aber that es doch nicht.“

„Oder führte er dich an die kühle Nachtluft — an ein offenes Fenster — in den Durchzug der Luft?“

„Nein,“ sagte Suschen, und erklärte dunkel und einsylbig, wie sich der junge Herr für sie bemüht habe. Tantchen Rosmarin forschte weiter und weiter . . . plötzlich schlug sie mit kläglichem Seufzer die Hände zusammen und schrie: „Unglückliche, so war meine Warnung vergebens!“

„Aber, Tantchen, Sie sind ganz außer sich.“

„Das glaube ich!“

„O Tantchen, beruhigen Sie sich doch. Das Unglück ist gewiß nicht groß!“

„Nicht groß, Unglückliche, nicht groß!“

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweiflung und untröstlich. Sie sprach von Schande, vom Verstoßen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte sie sich dabei nicht verhehlen, sie selbst sei an dem ganzen Unglück Schuld, indem sie Suschen in allzublinder Unwissenheit aufwachsen ließ. Das gute Kind war verführt, ohne die Verführung zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte sich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jammern war vergebens, und besserte das Unglück nicht wieder aus; und nebenbei mußte jeder gestehen, Suschen sei noch so unschuldig, wie sie es vor dem Sündenfall gewesen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet das er errathen. Er sollte weiter helfen.

„Daß mir das begegnete! mir, in meinem Hause, in meiner Familie!“ rief Tantchen: „Alle Ordnung zerrissen und verkehrt! Noch nicht Braut und schon Kindbetterin — das bringt mich in's Grab “

Sie kam aber darum nicht so bald in's Grab; Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeste Gesundheit.

Prozeß.

Das größte Räthsel aber war noch nicht gelöset. Suschen wußte nämlich durchaus nicht zu sagen, wer ihr Verführer gewesen? Nach allen Beschreibungen war er ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte ein blaues oder grünes Kleid, weiße Unterkleider getragen u. s. w.

Tantchen machte ihrer Nichte auch selbst über diese Unachtsamkeit die bittersten Vorwürfe: „Das geht, das läuft, ohne sich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran ist deine Erziehungsmethode schuld, Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Partei nahm: „Ich bin zwar ein Freund der Unschuld, aber alles hat Maß und Ziel. Eva im Paradies war gewarnt, und der Baum der Erkenntniß ihr beschrieben, ja sogar mit Fingern gewiesen. Das hast du versäumt. Du hast die Schuld, und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, sie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es gibt eine Art Unschuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es gibt hinwieder manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge der wahren Unschuld ist.“

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort lassen, aber doch war ihr, indem sie seine Predigt auf das bündigste widerlegte, selbst dabei zu Muthe, als wenn er vollkommen Recht hätte. Sie ward von Tag zu Tag in ihr Schicksal ergebener; sie hielt diese edle Gelassenheit für Frucht religiöser Grundsätze, was am Ende nur Macht der Gewohnheit war, wie denn die Gewöhnung auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philosophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen führen darf. Suschen ward schonender behandelt, endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete seine Flammen gegen den unbekannten Heilkünstler auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein, waren nun eins um's andere täglich in der Stadt, den Namen des Friedensstörers auszuspähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache heim, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder das Signalement des Beklagten. Desto glücklicher war Herr Säblein, aber dafür auch mit dem kleinlichsten Kleinigkeitsgeist ausgerüstet! — Von Suschen hatte er so viel Einzelnheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, den Backenbart u. s. w., daß es nicht fehlen konnte. Er musterte Mann für Mann von allen Waiblinger Hochzeitgästen; in Waiblingen war keiner der Beschreibung gleich — er mußte also außer Waiblingen sein. Von auswärtigen Gästen aber war niemand, als ein alter Herr Accise-Einnehmer der benachbarten Grenzstadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen gegenwärtig gewesen, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf seinen Gütern wohnte, und alle Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt hatten, sich sehr genau des Backenbartes, des Grübchens im Kinn u. s. w. erinnerten, bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe sieben, andere, er habe drei gehabt: so war die Sache klar, und noch mehr, als ganz zufällig eine kleine bucklichte Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den andern zugesehen hatte, erwähnte, Suschen sei mitten aus einer Anglaise in Gesellschaft des jungen Herrn Barons aus dem Saal gegangen.

Tantchen Rosmarin war entzückt über die Entdeckung, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unglück gestiftet hatte. Auf der Stelle ward nach gehaltenem Familienrath ein Brief nach Malzendorf gesandt, und der junge Herr Baron Pompejus von Malzen höflich eingeladen, sich auf Nieder-Fahren

begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging; er kam zurück. Vierzehn Tage verflossen. Keine Antwort, kein Baron.

Tantchen, welches sich schon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand diese Verzögerung sehr übel. Man hielt neuen Familienrath, und Herr Säblein ward zum außerordentlichen Gesandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der Baron Umstände mache, die Angelegenheit dem Vater desselben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den ansehnlichen Vermögensetat der Frau Obersteuerräthin blicken zu lassen, mit der Versicherung, daß Suschen Universalerbin sei. In jedem Falle solle er aber die Heirath und zwar die schleunigste unterhandeln.

Der Herr Verwalter warf sich bequem in die Chaise der Frau Oberstenerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfüchsen gezogen, den Oberknecht zum Kutscher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man seine Wiederkehr. Man hatte auf die Beredtsamkeit des Herrn Säblein so viel Vertrauen, daß niemand zweifelte, er werde den backenbärtigen Pompejus gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Er brachte die Antwort, aber die schlimmste von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich, statt zu Malzendorf, zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Podagra, und war über die Mission des Herrn Verwalters so ungehalten, daß er gedroht hatte, wenn sich derselbe noch einmal mit solchen Angelegenheiten im Schlosse Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushetzen lassen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt, und allerdemüthigst mit einem schweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagrist die bestimmte Schlußerklärung, erstlich, er wolle seinem Sohn die Sache schreiben, und falls derselbe den Fehltritt ein-

gestände, sich mit einem bürgerlichen Mädchen vergessen, oder wohl gar in Eheversprechen eingelassen zu haben, werde man nicht anstehen, die Entschädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in solchen Fällen Rechtens, zu leisten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten sei keine Rede; drittens, damit solle sich der Herr Verwalter zum Teufel packen u. s. w.

Suschen hörte das, und schwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und schlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tantchen Rosmarin zerfloß in Thränen; sie sagte nichts, aus Mitleiden für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Stolz wegen des stolzen Barons, dem sie eine Reihe wohlverdienter Verwünschungen zusandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache sogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröstete übrigens die Tante damit, daß Alles eine göttliche Schickung sei. „Das Alles wäre nie begegnet," sagte er, „hätte ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetscht."

Folgenden Tages kam der Advokat Kurzbein von Waiblingen, einer der gewaltigsten Rabulisten, der weiß schwarz, und schwarz weiß machen konnte, und ohnehin persönlichen Groll gegen das freiherrliche Haus Malzen nährte, weil er vor mehrern Jahren dort vergebens um die Stelle eines Justitiarius angehalten, die, statt seiner, einem seiner ärgsten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken," sagte er zu Tantchen, „wenn Ihre Demoiselle Nichte in Jahresfrist nicht Baronesse von Malzen ist, zahle ich die Prozeßkosten aus meinem eigenen Vermögen."

Die zuversichtliche Miene, mit der er sprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

Pompejus der Kleine.

Doch ungeachtet dieses Eifers ging der Prozeß sehr langsamen Schritt, weil der Beklagte in Venedig und Rom spazieren ging, und man nothwendig doch seine Erklärung über die ihm gemachten Anschuldigungen erwarten mußte.

Unterdessen vermehrte sich die Familie zu Nieder-Fahren mit einem kleinen Liebesgott, der vorher nie da gewesen war, ein Grübchen im Kinn hatte, wie ein gewisser Spaziergänger, und diesem, nach Aussage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder sieben Fingerringe und den Backenbart, vollkommen ähnlich sah. Suschen war eine liebliche Mutter, und schwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchster Wunsch war erfüllt. Sie hatte sich noch nie so sehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden gesehnt. Die nun zur Großtante emporgesteigerte Tante Rosmarin fand das freilich außer aller Ordnung; auch konnte sie nicht umhin, bei dem Gedanken an ihre Großtantenschaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal so, und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch daran, oder, wie sie es nannte, siegte die Kraft ihrer Grundsätze.

Der Pfarrer Großonkel taufte den Großneffen. Man beschloß, ihn in dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen seines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geschlechtsnamen einstweilen so lange zu vertagen, bis der Prozeß, und mit ihm zugleich entschieden sein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Fahren sei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verstand zunahm, erschien auch Antwort aus Rom von Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geschmack des alten Herrn Baron, aber noch weniger im Geschmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen, ad acta gelegt, und

Advokat Kurzbein wie der Justitiarius von Malzendorf, sein Todfeind, fanden darin Wolle genug zu zupfen, und den Prozeß in beliebige Länge zu spinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geschmack des alten Herrn und seines Justitiarius, er erinnere sich gar wohl, sich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben; gestehe aber, daß er eher der Verführte, als der Verführer gewesen sei; daß er die Person weder vorher noch nachher weiter gesehen habe; daß die gleiche Person ihm wegen ihrer blöden Tugend sehr verdächtig geworden sei; daß ihm noch nicht bewiesen sei, er und kein Anderer wäre der Vater; endlich aber: daß er sich dieses Vorfalls von Herzen schäme, und wünsche, man möge die Person, je eher, je lieber, mit einem Stück Geldes abfinden, um kein Aufsehen zu erregen.

Auf diesen Brief hin, der die Hauptsache eingestand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgesetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten Herrn Baron, der mehrmals gütliche Vorschläge machen wollte, sagen: es sei ihr nicht darum zu thun, sich in die Familie des Herrn Baron einzudrängen, aber sie wolle ihre Nichte vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anständigen Namen bringen, und sollte es mehrere tausend Dukaten kosten. Sie wäre gar nicht gesonnen, dem Herrn Baron, der außer seinem papierenen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachte dies für ihr Haus als wahre Mesalliance, und er wäre nicht der erste Edelmann, welcher vielleicht Lust haben könnte, in Gesellschaft seiner sechszehn Ahnen nach den vollen Geldkisten einer reichen und schönen Bürgerin zu angeln. Man wisse heutzutage sehr gut, was armer Adel werth sei: man berge auf ein pergamentenes Geschlechtsregister, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen um ein paar hundert

elende Goldstücke das Adelsdiplom überall einkaufen, und den dicksten Stammbaum malen lassen könne. Aus diesen und andern Gründen beharre sie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müsse schlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geschieden werden, so daß sich jeder Theil, wann es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Dieser hohe Ton, den Tantchen Rosmarin anstimmte, brachte den alten Herrn fast zum Rasen, und um so mehr, da er wohl bemerkte, daß diese Frau, von der er ehemals in seinem Schlosse nie Kunde genommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß im Gericht, als er, hatte. Er würde, da er sich über die Eigenthümerin von Nieder-Fahren bessere Nachrichten erworben, vielleicht zum bösen Spiel lustige Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzendorf war in der That schwer verschuldet — in eine Mesalliance mit der begüterten Bürgerstochter gewilligt haben. Aber die Botschaft, wie Tantchen sie ihm sandte, das Bissige, Giftige ihrer Anspielungen, und dann der bürgerstolze Zusatz, daß sie eine solche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Heirath Scheidung begehre — das war ihm des Trotzes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Absichten seiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er spendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entschied sich nach Verlauf eines Jahres in zwei Instanzen die Sache zu ihren Gunsten. Der Prozeß ward zur dritten Instanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein lächelte höhnisch dem Justitiarius Spott zu.

Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr Baron den Prozeß in zwei Instanzen verloren hatte, war bei ihm kein Aushaltens mehr. Er peitschte

täglich Hunde und Bediente zusammen, daß kein Hund und Bedienter bei ihm bleiben wollte. Er drohte dem Justitiarius eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich unterstände, den heillosen Rechtshandel auch in dritter Instanz zu verlieren, und seinem Sohne schickte er gebieterische Briefe auf Briefe, voller Donner und Blitz, mit Extrapost von Rom nach Malzenderf zurückzukommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geschichte der Vorwelt studierte, und leidenschaftlich den Meisterwerken der Kunst nachging, sich wenig um die Geschichte von Malzenderf, Waiblingen und Nieder-Fahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete, „bewußte freche Personen habe sich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen," doch beruhigte er sich bald über die Anmaßung; denn ein Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen sind ein Gemeingut in der ganzen Christenheit, aber nicht Baronien. Da er aber vom Verlust des Prozesses in zwei Instanzen vernahm, und fürchtete, „die Personen mit ihrem Bastard" möchte ihm angehängt werden, wütherte er bei dem Grabmal des Cestius und der Säule Trajans gegen die himmelschreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter, schrieb ellenlange Briefe, worin er die species facti auf's Genaueste erläuterte, um seine Unschuld zu beweisen. Suschens Tugend kam dabei schlimm weg; denn ihre Unwissenheit galt für Koketterie, ihre Naivetät für Buhlschwesterei. Schon mehrmals hatte er im Sinn gehabt, selbst nach Deutschland zu eilen, in der Hoffnung, durch persönliches Erscheinen die ganze Sache zu seinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun sein Vater selbst aufforderte, reisete er sogleich andern Tags von Rom ab.

Eine Reise von Rom nach Malzenderf ist aber etwas langwierig; zudem erlaubte dem Herrn Baron der bescheidene Zustand seiner Börse nicht den Flug mit Extrapost. Unterdessen ging der Prozeß seinen Gang, und diesmal vor dritter Instanz wirklich mit Extra-

post, wenigstens für den alten Herrn Baron. Die Sentenz erschien. Der Spruch der ersten Instanz ward bestätigt; Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre besagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form herzustellen, doch sei beiden Parteien gestattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alsogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulösen.

Der pfiffige Justitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergessen hatte, hütete sich wohl, diese Hiobspost in eigener Person zu überbringen, sondern meldete sie dem alten Herrn schriftlich, und bat zugleich um Entlassung von seinem Justitiariat. Der alte Baron las das schreckliche Sendschreiben; er blieb stumm vor Entsetzen, und sprach in seinem Leben kein Wort mehr dagegen, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und todt sank er mit dem Briefe nieder.

Als Pompejus der Große in dem Schlosse Malzen ankam, fand er seinen Vater begraben.

Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein rechtlicher Mann, von Kenntniß und Talenten. Der Tod seines Vaters beugte ihn tief: der Spruch der Gerichte noch mehr. Er war für Niemanden sichtbar, und lebte in dem Schlosse seiner Väter wie ein Einsiedler, bloß mit Verbesserung der Finanzen beschäftigt, die durch den altadelichen Aufwand seines Vaters, durch die Reisen nach Italien, und endlich durch den kostspieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand schaffte er ab, die Reisen fielen weg, und der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweise sein Ende. Neben dem Ersparen sann er durch zweckmäßigen Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläufigen Waldungen den Verlust wieder einzu-

bringen, und die Schulden zu tilgen. Er fühlte wohl, ein armer Baron sei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht sein. Er hatte Kopf genug, die Mängel der bisherigen Verwaltung einzusehen; er entwarf seine Plane: schon nach einem halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkäufe einen beträchtlichen Theil der Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Spekulationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müsse vom Erben verkauft werden; dann wolle sie die Baronie für sich und Susschen, aus Beider Vermögen, einhandeln, und triumphirend mit der angetrauten und abgeschiedenen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus diesem nichts ward, und der Parforce-Bräutigam auch ein halbes Jahr verstreichen ließ, ohne an Vollziehung der richterlichen Sentenz zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für billig, dem schlechten Gedächtniß des jungen Herrn Baron zu Hilfe zu kommen. Herr Verwalter Säblein mußte also einen Mahnungsbrief abfassen; weil ihr derselbe aber nie beißend genug war, mußte er wohl sechsmal abgeändert werden, ehe sie ihn unterzeichnete. Es ward dem Bräutigam der wohlbekannte Richterspruch in Erinnerung gebracht, nicht eben, hieß es in dem Schreiben, weil man sich sehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron sehne, sondern weil man den glücklichen Augenblick der darauf folgenden Ehescheidung mit Ungeduld erwarte.

Zur Antwort kamen bloß die Worte: „Madame, ich habe zwar nie Anlaß gehabt, auf Ihr Zartgefühl Rechnung zu machen; inzwischen bitte ich Sie, das verhaßte Zeremoniel wenigstens des Anstands wegen, wenn Sie anders Sinn für so etwas haben, aufzuschieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er für einen Vater trägt, dessen Tod Ihr Eigensinn befördert hat."

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht schmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch diese wenigen Worte. Denn erstlich hatte der Baron nicht ganz Unrecht, und das war eben das Verdrießlichste, zweitens setzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergste war, mußte ein Baron sie an die Regeln des Anstandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tausend kleine Stücke, damit zu keinen Zeiten ein lebendiger Mensch, auch nur aus einem Buchstaben, den Inhalt errathen könne; dann trug sie die Papierstückchen schamroth selbst in die Küche, warf sie eigenhändig in's Feuer und wartete, bis das letzte davon in Asche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelassene Miene an, und sagte ihren Hausgenossen, mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte so dringend, wegen seiner vielen Geschäfte, noch um einigen Aufschub, daß sie, um nicht pöbelhaft zudringlich zu scheinen, ihm solchen zu gewähren nicht abgeneigt sei. Aber so ruhig sie das sagte, so gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöschlicher Groll entstand gegen den Baron, dem sie diesen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergessen schwor.

Nach einem Vierteljahre meldete der Baron, er sei bereit, die Trauung vornehmen zu lassen, und wie er sich sehr unartig ausdrückte, die Folter auszustehen. Er schlug den Tag vor, und man kam überein, das Zeremoniel in der Pfarrkirche zu Altensteig vollziehen zu lassen, einem Dorfe, welches genau Mitte Wegs zwischen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am bestimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter, dahin; alles im größten Putz; der Kutscher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht minder kostbar gekleidet. Tantchen legte es darauf an, an diesem Tage vor dem Baron zu glänzen, und wo möglich ihn empfindlich zu demüthigen. Suschen, schön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwer-

muth in ihren Mienen, als durch den köstlichen, obgleich einfachen Brautputz, saß schweigend im Wagen neben der vielberedten Tante, und erwiederte deren Fragen mit halberstickten Seufzern. Heut lebendiger, als jemals, stand ihr sonderbares Schicksal vor ihrer Seele, wie sie, Braut und Wittwe zugleich, einem Unbekannten die Hand zu reichen eile, den sie verachtete, und dem sie sich bloß deswegen vermählen sollte, um desto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshause in Altensteig. Noch hatte sich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein anderes Wirthshaus. Die Tante fand das sehr ärgerlich; und da eine Viertelstunde um die andere verging, und der Bräutigam nicht erschien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, sonntäglichen Gottesdienst nicht länger verzögern konnte, stieg die Unruhe der Tante fast bis zur Verzweiflung. „Ein neuer Affront! Der Mensch läßt uns boshafter Weise sitzen!“ rief sie in jeder Minute zehn Male, und lief jeden Augenblick zum Fenster. Suschen saß in einem Winkel und weinte still.

Die Glocken läuteten. Da sprengte des Wegs durch's Dorf heran ein Reiter, stieg beim Wirthshaus ab, und trat hinein. Es war ein schöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, blauen Auges, in seinen Bewegungen voll edeln Anstandes. Er trug einen schlichten, aschgrauen Frack, runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er sagte, er sei der Baron von Malzen: der Backenbart und das Grübchen am Kinn überhoben ihn schon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie schmiegte sich tiefer in den Winkel des Zimmers hinein, in welchem sie da saß. Ach, hätte sie sich verbergen können vor aller Welt!

Der Baron, nach höflicher Verbeugung, fragte in einem fast allzunachlässigen Tone: „Welche von Ihnen, meine Damen, soll oder will für den Augenblick meine Braut sein?“

Mit Empfindlichkeit im Blick, doch stumm, deutete Tantchen auf die Einsame im Winkel, die ihre Augen schamvoll zur Erde gesenkt hielt. Der Baron trat ohne anders zu Suschen, und da er bemerkte, daß ihr ein paar Thränen über die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu sagen: „Sie weinen Wasser, ich habe schon Blut geweint!“ aber der Vorwurf erstarb ihm unter Erstaunen im Munde. Alles was er sich schon unterwegs ausgedacht hatte, Kränkendes und Verächtliches vorzubringen, um die Manen seines Vaters wo möglich auch an diesem Tage durch kleine Rache zu versöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er nach mancher eingezogenen Erkundigung wohl gehört, Suschen sei nicht nur ein reiches, sondern auch ein recht hübsches Mädchen; sei nichts weniger, als Kokette oder verderbene Dirne, wie er sie sich immer gedacht; sie habe bei ihrer Tante von jeher in einer fast klösterlichen Einsamkeit gelebt, und wäre daher an Verstand, wie sich die Waiblingerinnen in ihrem christlichen Urtheil ausdrückten, „ein pures Gänschen.“ Allein Suschen so zu finden, wie er es nun fand, das war ihm Feerei. Diese edle Gestalt, voll Milde und Würde; dieses reizende, ovale Antlitz einer leidenden Magdalene; dieser seelenvolle Blick der Unschuld, der sich durch Thränen zu ihm stahl; diese heilige Gluth des Erröthens — — das Alles hatte er nicht erwartet.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!“ dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; in solcher Verwirrung war sein Gemüth.

„Herr Baron, ist's gefällig?“ sagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete: „Man erwartet uns in der Kirche.“

Der Baron bot seiner Braut den Arm. Suschen schien anfangs verlegen, ihn annehmen zu wollen, und nahm ihn endlich doch, um keine Weitläufigkeiten zu veranlassen. Tantchen Rosmarin folgte dem stummen Brautpaar; folgte mit zornglühendem Gesicht; denn sie konnte sich's wohl erklären, warum der Baron seine Braut am Arm

führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die festlich geschmückte Unglückliche, neben welcher er in beschäubten Stiefeln und Sporren, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher, als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgang weder an Hut noch Sporren. Er sah zitternd und verstohlen auf die Stillweinende, und konnte es sich nicht verhehlen, er führe die schönste Braut im Lande am Arm.

Er machte immer langsamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nie gezählt hatte, einige Augenblicke länger zu genießen. Und wenn er von Zeit zu Zeit seitwärts auf sie hinblickte, und er that es oft — die schöne junge Dulderin, mit ihrer Unschuldsmiene, sah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor sich nieder — dann war's, als wenn sich sein Gewissen regen und sagen wollte: „Diese heilige Lilie hast du gebrochen."

Hier eine kleine Buße zu thun, schien ihm das Wenigste, was er, als gefühlvoller Mann, thun konnte. Er berührte mit seiner rechten Hand sanft die ihrige, welche wie eine schwebende Feder auf seinem linken Arm ruhte, und flüsterte: „Mein Fräulein, ich bin sehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Bösewicht erscheinen muß, den Sie zu verabscheuen gezwungen sind. Ich bin gewiß sehr unglücklich."

„Wohl mir, daß Sie es nicht durch mich sind!" flüsterte Suschen zurück mit freundlichem Ernst unter Thränen. Denn auch in der Traurigkeit umschwebte ein gütiges, leises Lächeln ihren Mund, wenn sie sprach.

Diese Antwort war aber für den Baron ein Dolchstich; sie machte ihm die Größe seiner Schuld und seines Verlustes plötzlich hell. Und es war nicht der Silberklang ihrer Stimme, es war der schwere, vielbedeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erschütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen

Mädchens so außer Fassung, daß er keine zweite Rede finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Tantchen Rosmarin hätte bei diesem Anblick, nach welchem sich ihre Rache schon so lange gesehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!“ anstimmen mögen; Suschen weinte still. Der Baron war in seltsamer Gemüthsbewegung; seine Hand zitterte in der Hand der schönen Braut. Leise flüsterte sie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als könnte sich sein bedrängtes Herz durch einen einzigen Ton Ruhe geben, ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechsel der Ringe, suchte er den kostbarsten an seinen Fingern hervor, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die durch ein wunderliches Geschick ihm an eben der Stelle auf ewig entrissen werden sollte, wo man sich sonst auf ewig zu verbinden pflegte.

Wenig Andacht.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienste in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er selbst schwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem sanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und sah von allem nichts, weil er nur Suschen sah, das zehn Schritte ihm gegenüber saß.

Er hatte Zeit genug, ihre Gesichtszüge zu betrachten. Ja, Raphaels Engel und Madonnen waren ihm verzerrte Bambocciaden neben diesem Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf sich auf seinem Sitz unruhig her und hin; Scham, Selbstverachtung, Liebe, Aerger, Hoffnung und hundert Entwürfe bewegten ihn.

Während der Geistliche vom Reiche Gottes und vom Tode des

Sünders sprach, hielt der Baron sich Strafpredigten anderer Art. Er versuchte seiner Gefühle Meister zu werden, er erinnerte sich an den Tod seines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen hintennach liebenswürdig zu finden, gegen welches er anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umsonst, wenn er die Augen auf Suschen wandte, verschwanden Vater, Prozeß und Lächerlichkeiten.

„Aber, Baron, hat dich die Hölle geblendet?“ sprach er bei sich selbst (er pflegte anständiger zu reden, als zu denken): „Es ist übrigens ein Engel Gottes, du aber bist ein Teufel, der diesen Engel stürzte, dann Jahre lang auf die schamloseste Weise behandelte. Daß du sie verkanntest, ehe du sie kanntest — nun, das verzeihe ich dir. Daß du Materialien zum Prozeß wider sie gabst, auch das verzeihe ich dir; denn dein Vater und der verdammte Justitiarius schilderten ja die heilige Seele, wie ein gemeines Mädchen. Aber daß du nicht glauben, nicht sehen wolltest, als du in's Land zurück kamst, und ihr Lob von allen parteilosen Lippen wiederhallen hörtest, daß du ihre Herrlichkeit nicht begriffest, welche ihr die kleinen, albernen Mädchen von Waiblingen mit dem Ausdruck zollten: „sie sei ein Gänschen“ — daß du nicht hinüberrittest nach Nieder-Fahren, sie selber sahest, dich des Bessern überzeugtest — das verzeihe dir der Himmel, und du verdienst in der Hölle deiner Empfindungen zu verschmachten.“

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus Unruhe und Aerger. Aber sie legte seinen Verdruß ganz anders aus. Sie bildete sich ein, er wolle vor Unmuth zerspringen, daß sie Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons Rede gewesen, sie hätte sich nicht gefreut, denn sie haßte ihn, wie sie noch keinen Menschen gehaßt hatte.

Suschen war nicht in geringerer Unruhe. Erst jetzt schien sie dem öffentlichen Hohn feierlich preisgegeben zu sein, und meinte, die Augen aller Welt seien auf sie, als die Entehrte, gerichtet, die man

vermittelst der Kunst wieder zu Ehren bringen wolle. Sie hörte kein Wort von allem, was der Pfarrer sagte, und doch glaubte sie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Dann dachte sie mit Mutterzärtlichkeit an ihren zweijährigen Pompejus heim, an das liebenswürdige vaterlose Kind. Dann überfiel die dunkelste Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier — von Zeit zu Zeit ließ sie auch das Auge auf ihren Anvermählten fallen, von welchem sie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübscher Mann war er — läugnen ließ sich das nicht — und er sah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht solche Gesichtszüge recht angenehm hätte finden sollen. Dann gedachte sie der Worte, die er auf dem Kirchgang gesprochen. „Wie er nur das auch gemeint hat?“ dachte sie, und sah wieder zu ihm hinüber, als wollte sie aus seinem Gesicht errathen, wie er das wohl hätte meinen können? Dann, wenn sein dunkles, brennendes Auge dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte sie sich in den Mittelpunkt der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht, auch der prächtige Brillantring, den sie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerstreuung. Es war ihr sonderbar, einen Ring zu tragen, den seine Hand getragen hatte. Nach solchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihres Busens herauf.

Ungeachtet der Prediger eine der längsten Predigten im ganzen Jahr gehalten hatte, war doch Allen die Zeit dabei sehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhörern.

Trennung.

Tantchen Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber

plötzlich stand der Baron da, und schob den Herrn Verwalter höflichst auf die Seite mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshaus begleite.“

„Das ist doch impertinent von dem Menschen!“ sagte die Tante zum Verwalter. „Warum ließen Sie sich wegdrängen? Er thut's mir nur zum Aerger, um den Leuten zu zeigen, daß er sich gar nicht über meinen Triumph grämen könne. Aber er irrt sich. Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angesehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn fast.“

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts weniger als todt. „Darf ich mich unterstehen,“ flüsterte er, „die Hand meiner liebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage mein nennen soll?“ Er nahm sie, ohne Erlaubniß abzuwarten, und wollte noch Vieles sagen; allein man stand vor dem Wirthshaus, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen sei.

Die Tante ließ sogleich zur Abreise anspannen; der Baron, um Frist zu gewinnen, ließ für die Damen Erfrischungen anordnen; allein im elenden Wirthshause konnte man nichts, als saures Bier, schlechten Branntwein und gutes Brunnenwasser anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat ohnehin mit tiefem Knix und hoher Miene jede Bemühung der Art.

„Er denkt,“ sagte sie mit lächelndem Zorn zum Verwalter in einer Ecke des Zimmers, „er denkt sicherlich, mit seinen linkischen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer solchen Dorfkneipe Erfrischungen befehlen; als wenn er nicht recht gut vorher gewußt hätte, daß hier kaum Haber für die Rosse wäre. Aber er irrt sich abermals. Ich muß nur seiner Plattheit lachen.“

Suschen hatte wieder ihren ersten Winkel eingenommen, und war stumm und still trauernd. Die Augenblicke wurden ihr zu Ewigkeiten, ehe sie in den Wagen steigen konnte. Tantchen nahm Miene an, als bekümmere man sich wenig um einen anwesenden Freiherrn

von Malzen, und fädelte gleichgültige Gespräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Pompejus aber stand mit vor sich niedergefalteten Händen an der Wand, in düsterer Betrachtung seine Blicke auf Suschen geheftet. Endlich trat er zum Tisch vor, an welchem Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und sagte: „Frau Obersteuerräthin, gestehen wir nur offenherzig, wir spielen hier alle eine verdrüßliche, gezwungene Rolle, und ich leider die schlechteste."

„Es scheint, Herr Baron," erwiederte die Tante, „Ihr Gewissen erwacht, obgleich ziemlich spät."

„Sie haben Recht. Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich selbst betrogen. Glauben Sie mir, ich wünschte, das Verbrechen abbüßen zu können, dessen ich schuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht nicht hin; und das bringt mich zur Verzweiflung.

So ehrlich auch Pompejus bei diesen Worten aussah, so hämisch schien der Tante diese Rede, in der sie versteckten, oder wie sie sich ausdrückte, teuflischen Spott fand.

„Herr Baron," sagte sie, „es gefällt mir, Ihre Worte für baaren Ernst zu nehmen. Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinst in der That etwas von Verzweiflung spüren, will ich sogar glauben, es sei an Ihnen noch nicht alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, das Gespräch abzubrechen. Sie könnten nur alten Verbrechen neue Beleidigungen nachsenden. Vergessen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheste dem weiblichen Geschlecht schuldig ist."

„Frau Obersteuerräthin, Sie haben Recht, mich so zu behandeln. Nur eine Bitte, die erste und letzte vor unserer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf ich sagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu sprechen."

„Herr Baron, es thut mir leid, unsere Zeit ist kurz — es ist angespannt . . ."

„Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr."

„Es kann nicht sein."

„Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fordern?"

„Sie ist schon jetzt als eine von Ihnen Geschiedene zu betrachten."

„So muß ich sie betrachten. Eben darum — und vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieser meiner Gemahlin bei — fordere ich den Augenblick einer freien Unterhaltung mit ihr."

„Sie hat darüber zu entscheiden!" sagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor seine Anvermählte, und reichte ihr schweigend, mit trübem Blick die Hand dar, und führte sie ohne Anfrage aus dem Zimmer in ein anderes. Suschen ging unwillkürlich, mit Zittern und Zagen. Sie wußte selbst nicht, was sie that oder hätte thun sollen.

Er verschloß das Stübchen, in welchem sie standen, und kehrte zu der Furchtsamen zurück. „Frau Baronin . . ." sagte er zu ihr mit ungewisser Stimme.

Suschens Antlitz färbte sich bei dieser Anrede schamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht so, Herr Baron. Ich bleibe meinem Stande getreu. Das Zeremoniel, welches uns verband, gibt Ihnen keine Pflichten, mir kein Recht."

„Und mein Verbrechen leidet nicht einmal das Befugniß, Ihnen den süßen Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte."

„Herr Baron, unsere Zeit ist kurz. Wäre es Ihnen gefällig, mir zu sagen, warum Sie mich allein sprechen wollten?"

„Haben Sie, Frau Baronin; aber ich beschwöre Sie, aufrichtig zu sein, nur diesmal aufrichtig! haben Sie durch mich den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz verloren?"

„Ich gaube an das Menschenherz, weil ich an Gott glaube."

Da stürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit nassen

Augen zu ihr empor: „O so glauben Sie mir auch in diesem Augenblick — ich war ein Verbrecher an Ihnen, und doch war und bin ich kein Bösewicht. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich, ich habe es verdient. Aber glauben Sie, ich war und bin kein Bösewicht."

„Was hülfe Ihnen mein Glaube, Herr Baron?"

„Zu einiger Ruhe, zu vieler Ruhe. O, Sie haben viel eingebüßt, aber ich — ich habe mehr verloren, als Sie."

„Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück."

„Nein — sein Sie heute noch ganz Engel. Gewähren Sie mir noch eine Bitte."

Sie schwieg.

Er küßte mit Inbrunst ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und sagte mit gesenktem Angesicht, denn er wagte es nicht, sie anzusehen, und mit gedämpfter Stimme: „Sie sind Mutter, ich bin Vater — ich flehe um die Gunst, meinen Sohn nur einmal sehen zu dürfen."

Sie antwortete nicht, auch konnte sie es nicht, denn sie weinte laut.

„Ich bin's nicht würdig, den Sohn zu sehen, dessen Mutter ich mißhandelte..." fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen flossen ihm über die Wangen hin: ich bin's nicht würdig. Aber Ihres Herzens würdig, Frau Barenin, ist die Großmuth gegen einen Unglücklichen. — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder-Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voller Reue drücken?"

„Wann Sie wollen!" sagte schluchzend die Neuvermählte und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da sie beide Hand in Hand daher wandeln sah mit verweinten Augen.

„Er hat gebeten," sagte Suschen, „unsern kleinen Pompejus einmal zu sehen."

„Und die Frau Baronin hat's erlaubt!" setzte er geschwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Gesicht. Es war angespannt. Man setzte sich in den Wagen: der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr sah ihnen durchs Dorf nach, auch da er sie nicht mehr sah.

Ueberlegungen.

„Abgethan!" rief Tantchen, da der Wagen außer dem Dorf war: „rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt."

„Ach, Tantchen," sagte Suschen, „nennen Sie mich doch wie immer. Es klang mir wie ein Schmähwort, wenn mir der Baron seinen Titel gab."

„Es war seine Schuldigkeit. Du heißest jetzt Baronin: bist ihm angetraut. Unser Pompejus hat volle Ansprüche einst auf die Erbschaft des Hauses Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokaten Kurzbein abhandeln. Er hat sich für übermorgen anmelden lassen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung instruiren. Nun, Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben: beider Theile Einwilligung, und dann sehen der Spruch des Obergerichtshofes — das beschleunigt die Sache. Aber übermorgen, sage ich, muß der Advokat instruirt, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig sein. Der Herr Baron, dein Mann, und seine ganze Sippschaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur um deine Ehre, nur an der Züchtigung des Elenden gelegen war, nicht an seiner Baronschaft. Wir werfen sie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich setze nur den Fall — protestiren wollte (er wäre es wohl im Stande, mich zu ärgern), siehe, und sollte es mir allein tausend Dukaten kosten — — die Scheidung muß vor sich gehen. Muß! sage ich. — Hm! wahrhaftig, um Verbindung mit dem Hause Malzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter,

und sein hochadeliges Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einen Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt ist, sie wird's nicht glauben. Sie soll es erfahren. Ich wollte lieber, es wäre heut', als übermorgen. Indeß die Formen müssen beobachtet sein. Heut' Vermählung, übermorgen Scheidung. So recht. Du hast's ihm doch gesagt? Apropos, warum hattest du und er geweint? Was hatte er Geheimes mit dir?"

In diesem Tone sprach Tantchen Rosmarin mit seltener Lebhaftigkeit noch eine halbe Stunde lang fort. Die Freude, am lange ersehnten Ziele ihres Hasses zu stehen, begeisterte sie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin, denn so müssen wir sie doch wohl nun nennen, mußte der guten, redseligen Frau alles erzählen, was sie mit ihm allein gesprochen.

„Der Mensch — siehe, ich irre mich nicht! — der Mensch ist entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hattest, gutmüthig glaubtest, er habe sie in den seinigen — der Mensch ist entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzbösewicht, das wäre satanisch!" — Es bedarf wohl nicht erst des Zusatzes, daß diese Bemerkung von der Tante kam.

Indem sie sich über das Gesagte erklärte, unterbrach sie sich plötzlich selbst. Ihre Stirn gefaltet, ihr Auge glänzend, mit einem stechenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe sie die ganze Welt auf zum Horchen, sagte sie, mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: „Ich bin ganz außer mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenn's nun gar so wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf sein Herz gemacht hättest — wenn der Wüstling dich in der That liebgewonnen hätte, dann . . . dann . . . ich zittere vor Freuden!"

„Was denn, Tantchen?" fragte die junge Baronin, die fast erschrack, und von einer schnellen Röthe überflogen ward.

„Und wenn's nicht wäre, es kostete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen . . . dann Scheidung, und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt."

„Nein, Tantchen, zu solchem Spiel leih' ich keinen freundlichen Blick her."

Betroffen und ihre Uebereilungen bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte die Hand und sagte: „Du hast Recht."

Unter solchen Gesprächen fuhr der Wagen in Nieder-Fahren ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäste aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwissen von der Tante zu ihrem Ehrentag, nämlich zur Feier des gewonnenen Rechtsstreites, eingeladen; alle Familien aus Ober-Fahren im Sonntagsschmuck; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünsche links und rechts. Ein köstliches Gastmahl im Hause der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Musik und Tanz derselben bis in die späte Nacht.

Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, mit gesenktem Haupte. Immer schwebte ihm Suschens Gestalt vor — immer wiederholte er sich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmlisches Geschöpf! nie führe ich ein anderes Weib zum Altar, wie dieses!" Er hörte ihrer Stimme Silberton; sah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung im Erröthen. „Mein Gott, und diese Heilige mein Weib, und ich darf sie nicht mein nennen!" rief er dann wieder.

Die Hoffnung, sie wiedersehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, sie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr hoffen, aber

doch Duldung um des Sohnes willen. Er verlor sich in Wehmuth, und fuhr aus dem süßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Prozesses, und der Ursache desselben, und seiner empörenden, verleumderischen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechselnd ergriffen, büßen. Mit der Verzweiflung ritt er Galopp zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langsamen Schritt; raschen Trab ging's bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor seinem väterlichen Schloß an, ohne zu wissen, wie. Da war ihm Alles öde und leer. Er wollte lesen, rechnen, zeichnen, spazieren gehen, den Pfarrer besuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraschen — Alles war nichts. Sein Herz rief nach der schönen Gestalt, die ihm erschienen war; er hätte Nieder-Fahren nur aus der Ferne sehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang heftiger. Er ließ Niemanden vor sich, machte Entwürfe, Verse, und schrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erst über seine Sache einmal schlafen, wenn man sie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen, da er nüchtern worden, Alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln gerissen zu sein schien, stand wieder in ihrem alten Geleise. Er verwunderte sich wirklich über seinen gestrigen Rausch, und schämte sich desselben.

„Was triebst du?" dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verse, die noch auf dem Tisch lagen, „warst du wahnsinnig? — Nun ja, deine sogenannte Gemahlin ist artig, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erst ein Mädchen vom Hals wegprozessiren, der Welt zum Gespött werden, sich durch ein Zeremoniel zusammengeben lassen, um die sogenannte Ehre herzustellen, dann sich in sie verlieben!

Gottlob, Pompejus, daß du deine Augen wieder hast. Jeder Mensch mag wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall von Verrücktheit haben: du hattest ihn gestern, und führtest dich im Wirthshause wie ein Knabe auf."

Er ging an seine landwirthschaftlichen Arbeiten; war thätig einen Tag nach dem andern, wie zuvor; und um sich selbst zu überzeugen, daß er vollkommen am Geist gesund sei, beschloß er, in den nächsten vierzehn Tagen nicht nach Nieder-Fahren zu gehen, um seinen Sohn zu sehen. Und er hielt sich Wort, ohne daß es ihn Ueberwindung kostete.

Die Baronin.

In Nieder-Fahren hatte sich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anstand geschehen.

Der jungen Frau Baronin war ein besonderer Flügel im herrschaftlichen Gebäude eingeräumt; sie hatte die freie Verfügung über die Zinsen ihres Vermögens erhalten; eigene Kammerjungfern zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim erlaubten sich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach diesen ersten Einrichtungen, welche Suschen für sehr überflüssig, Tantchen für unumgänglich wesentlich hielt, ward Herr Advokat Kurzbein wegen der Scheidungsklage mit allem Nöthigen versehen. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag schriftlich — die Tante streute noch einige ihrer bittern Bemerkungen gegen den Herrn Baron ein; sie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun"; Suschen unterschrieb.

Inzwischen ging es dem guten Suschen wunderbar. Es konnte nie den kleinen Pompejus ansehen, ohne des großen Pompejus zu

gedenken. Und wenn die Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß sie nun Gattin sei ohne Gatten. — Das Aergste von Allem aber war der Umstand, sie konnte, so sehr sie sich auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu hassen, dennoch den Mann nicht hassen, dessen Ebenbild sie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflichem Erwägen dessen, was der Baron in dem kleinen Wirthsstübchen gesprochen, und die Art, wie er sich benommen, und die Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht hassenswürdig nennen.

Sie freute sich sogar ein wenig, daß er kommen und ihren Sohn sehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefordert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging sie, und den dritten noch öfter zum Juwelenkästchen, in dem er lag: den vierten steckte sie ihn sogar an den Finger, und trug ihn in ihrem eigenen Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte.

Als nun aber acht Tage und zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von sich sehen und hören ließ, und die Tante jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehst du, was seine zärtlichen Vaterkrokodillthränen zu bedeuten hatten? Zum Besten wollte er dich damit haben! Mich aber hintergeht er nicht!“ da ward auch sie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juwelenkästchen. Sie sah ihn seltener und wurde stiller und nachdenkender.

Besuch.

Wie gesagt, der Baron von Malzen hielt sich Wort: in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit seinem Jäger nach Nieder-Fahren.

Als er auf halbem Wege den Thurm der Kirche des Dorfes Altensteig sah, in welchem ihm Suschen angetraut war, schlug sein Herz unwillkürlich schneller. Als er vor dem Wirthshause war, stieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzuthun; aber er trat doch gern in die Wirthsstube, und da sah er immer nach dem Winkel, wo sie gesessen und aus dem Pferdehandel wurde durchaus nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wiesen her die weißen Herrschaftsgebäude von Nieder-Fahren leuchten sah im Sonnenglanze, mußte er schlechterdings langsam reiten, denn es fehlte ihm — er wußte selbst nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder sonst etwas.

Das Uebel wuchs, die Pulsschläge mehrten sich, je näher man den geschmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch so viel Besinnung, sich über sich selbst zu verwundern, und leise vor sich hinzumurmeln: „Pompejus, nun glaube ich im Ernste, du bist verliebt und ohne Rettung verloren.“ Er dachte es und war es.

Der Herr Verwalter Säblein empfing ihn an der Thür. Tantchen begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen zierlich geordneten Wohnzimmer.

„Frau Obersteuerräthin,“ sagte er, „ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu sehen.“

Tantchen schien einen Augenblick unentschlossen; dann sagte sie: „Die Baronin ist in ihren Zimmern mit ihrem Kinde. Ich bitte Sie, sich dahin zu bemühen. Mein Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen und Sie anzumelden.“ Ihr Knix sagte ihm, daß er von ihrer Seite verabschiedet sei.

Suschen hatte ihn bei der Ankunft erblickt, und war vor Angst und Schrecken außer sich. Sie lief geschwind im Zimmer umher und wußte nicht, was sie suchen wollte. Indem ward er schon von der Kammerjungfer angekündigt, und er trat herein.

„Frau Baronin," sagte er und ward blaß und roth, und sein Herz sagte: es ist umsonst! sie ist's! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben . . ." Aber mehr konnte er nicht sagen, denn er hatte keine Besinnung behalten.

Suschen stammelte etwas in aller Verwirrung hin, was sie selbst nicht verstand und er zum Glück nicht hörte, denn seine Seele war nur Auge.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen.

Nun entschuldigte er sich, daß er nicht schon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein stummes Verneinen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein," sagte er lebhafter, „beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen. Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu sehen. Ich hoffte, mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich."

„Der Anblick ihres Kindes wird sie erfreuen."

„Ach, Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, statt uns zu verbinden, uns trennt! Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, die Lage eines Verbrechers, der sein Leben darum gäbe, er könnte schuldlos vor Ihnen stehen."

„Beruhigen Sie sich. Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückschrecken."

Der Baron schwieg lange; aber seine Augen wichen nicht von der geliebten Gestalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompejus, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben sah; und stumm und starr, wie ein Marmorbild, blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin bemerkte mit Schrecken sein Erblassen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl sei? — Er schüttelte langsam den Kopf

und machte mit der Hand eine Bewegung, daß er nichts verlange. Endlich stand er auf, um sich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter beg sich zu ihrem Liebling herab, und sprach: „Pompejus, gib diesem Herrn das Händchen, es ist dein Vater.“ Aber die letzten Worte konnte sie nur undeutlich sprechen, denn sie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erst das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und schloß dann den holden Knaben in seine Arme. Des Barons Gesichtszüge blieben zwar unverändert; aber die hellen Thränen perlten über seine Wangen nieder.

„Du, Du?“ fragte mit verwunderndem Lächeln der Kleine, und faßte spielend nach dem glänzenden Uhrband des Barons. Dieser zog die kostbare Repetiruhr, gab sie dem Kinde, und sagte: „das ist dein!“ küßte das Kind noch einmal, und stand auf, indem er rief: „Da sehe ich mein verlornes Eden.“

Er stellte sich an's Fenster und starrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus sprang zu seiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und sagte: „Mutter!“ — Aber Suschen antwortete nichts, sondern weinte nur heftiger.

Der Baron schwieg lange, von der Gewalt der widerspruchvollsten Gefühle erschüttert. Endlich ging er langsam zur Baronin, stand vor ihr, als hätte er ein schweres Bekenntniß zu thun; sein Auge starr und thränenvoll; seine Lippen zuckend, als wolle er sie zur Rede öffnen, als schlösse sie der Schmerz; seine Brust in stürmischen Athemzügen fliegend. — Suschen hielt das Gesicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand an dem goldenen Lockengekräusel des Sohnes unwillkürlich tändelte.

„Weinen Sie nicht, Frau Baronin!“ sagte Herr von Malzen endlich: „Es ist nur an mir, zu weinen. Ich bin Mann; Thränen sind mir Fremdlinge seit den Kinderjahren; aber heute, vor Ihnen, schäme ich mich ihrer nicht. Ich beschwöre Sie, Theure, weinen Sie

nicht. Jede Thräne ist eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Lassen Sie mich mein Elend nicht allzuschwer fühlen. Ich bin Verbrecher. Ich darf keine Ansprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich verachte mich selbst. Ich wage es sogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug sein; würde ich mir denn selbst verzeihen können? Würde ich den Jammer ungeschehen machen, den ich über Ihre Jugend verbreitete? Würde ich die brennenden Thränen, die Sie meinetwillen vergießen mußten, ungeflossen machen! Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmlischen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beschwöre ich Sie — lassen Sie mich hoffen, Ihres Mitleids theilhaftig zu werden. Der Himmel trägt ja mit der Reue des Sünders Mitleiden."

Sie schwieg. Sie hörte kaum, was er sagte.

Da sank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach ich darf nicht sagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie sagen. Aber verstoßen Sie mich nicht ganz. Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieser Gegend — diesem Aufenthalte der Unschuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompejus, meinen Sohn — — o Gott! Aber —"

Die Stimme brach ihm. Er schloß bei den letzten Worten das Kind in seine Arme, und bedeckte es mit seinen Küssen.

„Herr Baron," erwiederte Suschen gefaßter, „ich sollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Besuche bei diesem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen so theuer ist, wie Sie sagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses und dieser Güter, ab, in der ich meine andere Mutter verehre. Belieben Sie sich also mit dem Gesuche an sie zu wenden. Ich habe nichts zu gestatten."

„Und wenn mir die Bitte gewährt würde von Ihrer andern

Mutter — — Sie würden dann dieser Erlaubniß die Ihrige beifügen?"

„Ich habe nur meiner Mutter gehorchen gelernt."

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte sie mit wilder Heftigkeit — dann seinen Sohn, sprang auf, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er seinen Dank stammelte für diese Stunde.

Es war sein Vorsatz, auf der Stelle die ersehnte Erlaubniß zu erflehen. Aber wie er die Treppe niederstieg, stieg die ernste Physiognomie Tantchens lebhaft in seinem Gedächtniß auf, und er zitterte vor abschlägiger Antwort. „Besser schriftlich als mündlich!" dachte er; denn er fühlte, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein schlechter Redner sein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal schwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er sich aber die Antwort gab, saß er schon auf dem Pferde, und jagte im Galopp davon.

Zweiter Prozeß. Briefwechsel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Rosmarin. Die junge Baronin mußte nun haarklein berichten. Der kleine Pompejus sprang freudig mit der goldenen Uhr seines Vaters herbei. Tantchen schüttelte zu Allem den Kopf.

„Daß ihn," sagte sie, „der Anblick des Kindes rührte, nun das will ich wohl glauben, gutes Suschen. Er müßte ja von Holz und Marmor sein, wenn er den Engel da sähe, und nicht wie der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlüge und spräche: Gott sei mir armen Sünder gnädig. — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war sehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knien lag, beweiset noch nicht, daß er seine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, solchen Männern kommt das Knien so

unwillkürlich an, wie den Weibern das Weinen. Ueberhaupt hätte ich gewünscht, du würdest ihn mit größerer Würde behandelt haben. Er verdiente nicht Zeuge deiner Thränen zu sein. Du mußtest dem Springinsfeld richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majestät hätte ihn zerschmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle gewesen sein. Du hättest mich sehen sollen! Uebrigens bleibt er, was er war, und wie sein hochseliger Vater: ein stolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre wohl der Artigkeit gemäß gewesen, ehe er das Haus verließ, der Gebieterin desselben nachzufragen, und sich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der allereinfachsten Höflichkeit. Das kam meinem Herrn Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich saß hier schon auf dem Sofa, vollständig und gefaßt, mit welchem Gesicht ich ihn aufnehmen und verabschieden wollte. Daraus ward nun nichts. Ich merke wohl, wo das hinaus führt. Er hat gesehen, du bist zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, um der Welt sagen zu können: ihr seht ja, ihr Leute, daß ich Recht hatte. Sie war's, die mich einst verführte; sie will mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennst die Männerbosheit nicht! — darum will er Erlaubniß, dich öfter zu besuchen. Aber warum kam er nicht, und erbat die Erlaubniß von mir? Hier saß ich und erwartete ihn. Ich verstehe ihn schon. Sein böses Gewissen brannte. Er fürchtete meinen Scharfblick, der ihm schon durch manches Plänchen sah. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts."

Suschen wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern; und schien gar nicht ungeneigt, Barmherzigkeit für Recht ergehen zu lassen; allein das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, sonst die beste Frau von der Welt, eine Herzensmama, war gegen den Baron unversöhnlich, argwöhnisch, lieblos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergessen, daß sie auf dem Sofa mit Hand, Fuß und Angesicht in Bereitschaft zum Empfang des erwähnten Springinsfeld

gesessen war, und wieder aufstehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgendes Tages kam ein reitender Bote von Malzen, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Obersteuerräthin Rosmarin. Es fing folgendermaßen an:

„Wäre ich gestern nicht allzusehr ein Raub der gewaltigsten Gefühle gewesen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich erfleht haben, was mir jetzt nur noch schriftlich zu thun vergönnt ist, nämlich die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren sehen und an ein Vaterherz drücken dürfe, das dieser Seligkeit kaum werth ist."

— Was? — dachte Tantchen: — und seine Grobheit zu entschuldigen, nicht einmal vor der Abreise zu mir gekommen zu sein — das fällt dem Herrn nur gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

„Hochgeborner Herr Baron," hieß es in der schriftlichen Antwort, die im Rosmarinischen Staatsrath am andern Tage beschlossen worden war: „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, und nach den schmachvollen Jahren, die Sie unserm Hause gaben, wird Ew. Hochgeboren Billigkeit selbst ermessen, daß es uns zuviel zugemuthet wäre, ohne die peinlichsten Empfindungen den Urheber so vielen Unglücks in unserm Kreise zu sehen. Sein Sie übrigens überzeugt, daß das Kind, welches Sie, dem Reichthum Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeschadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Bastard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen ließen, eine Erziehung empfangen wird, die seines Standes würdig ist."

Die Antwort ging ab. Suschen hätte im Stillen wohl manche Verbesserung der Redaktion gewünscht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widersprechen. Und schon hatte sie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, sonst nachgiebig und leutselig

in Allem, durch den mildesten Widerspruch zu Gunsten des Barons nur bitterer und böser gegen ihn ward. Schweigen galt also als Klugheit.

Unterdessen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit vor dem Gericht in gewöhnlicher majestätischer Langsamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sache in vier Wochen abgethan zu sehen; statt dessen bekam der Handel eine Aussicht zu vier Jahren.

Denn sehr unerwartet erschien vom Herrn Advokat Kurzbein folgende Anzeige:

„Unsere Gegenpartei sucht neuerdings alle möglichen Chikanen hervor, uns, wo nicht zu besiegen, doch den Sieg zu erschweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen im Namen seines Klienten rundweg gegen die Ehescheidung protestirt, ungeachtet dieselbe bekanntlichermaßen in der Sentenz des letzten Prozesses nicht ganz undeutlich ausgesprochen zu sein schien. Aber diese neuen Kniffe sollen dem besagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Ew. Wohlgeboren, sich desfalls nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in obbemeldeter Protestation nichts anderes, als einen geflissentlichen Versuch erkenne, Ew. Wohlgebornen neuen Verdruß zufügen zu wollen."

Als dieser Brief im Staatsrath verlesen ward, machte Tantchen finstere Stirn; Herr Säblein nahm eine Prise zur Erweckung der Verstandeskräfte; der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf, und schlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte sich um nach der schönen Wanduhr, zu sehen, wie spät es sei?

„Impertinent!" rief die Tante, und warf den Brief hin: „Neue Bosheit! aber der Herr Baron irrt sich. Der erste Prozeß hat ihm die Geldkiste geleert; dieser soll ihm das Haus öde machen.

Das Gespenst.

Niemandem kam die Geschichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging auf ihr Zimmer, und als sie am großen Spiegel vorbeikam — sonst schielte sie wohl gern seitwärts im Vorbeigehen hinein, schlug sie die Augen nieder, um sich nicht sehen zu müssen. Sie that das Fenster auf, frische Luft zu genießen, oder die schöne Gegend im Abendsonnenschein zu bewundern. Aber die schönste Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen sehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedem nur zu viel dachte.

„Er will sich also nicht von mir trennen lassen!“ dachte sie, und legte sich in's Fenster, ohne an schöne Natur und freie Luft zu denken: „Er betrachtet sich also wirklich als meinen Mann.“ Eine Schamröthe färbte bei dem „als meinen Mann,“ ihre Rosenwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie in den Sinn gestiegen, weil sie sich noch nie als die Frau des Barons angesehen hatte. Es lag für sie darin so viel wundersam Vertrauliches, daß sie mit den Worten „mein Mann“ nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbeins Prozeß darüber vergaß.

„Freilich darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, ob es gleich sein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!“ dachte Suschen weiter: „Aber es ist doch wahr, das Geschehene ist geschehen, und wieder gut gemacht, obschon wider seinen Willen; doch war's nur wider seinen Willen, so lange er mich nicht kannte. Nun will er sich nicht von mir scheiden lassen — lieber Himmel, was soll denn das geben, wenn er darauf besteht? Ich kann doch unmöglich seine Frau werden, ob ich gleich seine Frau bin. Die Sache ist sonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewänne; ich wäre nur neugierig, was daraus entstehen würde? Der arme Malzen! er dauert mich doch von Grund der

Seele. Böse ist sein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indessen muß ich ihn schon, so lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten."

Das Wörtchen „Mann" hatte für sie so viel Behagliches, daß sie es öfter wiederholte, als nöthig war, und sie sich beinahe selbst wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres „Mannes" zu dem Ring, welchen sie von ihrem „Manne" bekommen hatte; und wenn sie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, steckte sie doch den Ring ihres „Mannes" an, und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leise Abendgebet schloß sie ihren „Mann" ein, denn man muß ja auch für seine Feinde beten, geschweige für einen „Mann." Auch betrachtete sie nie den Ehescheidungsprozeß als den ihrigen, sondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte sich nur die Tante vom Baron scheiden lassen.

Sie liebte die Einsamkeit immer mehr, denn da hörte sie nichts vom Prozeß, sondern konnte sich mit dem kleinen Pompejus beschäftigen, und in Gedanken auch ungestört mit ihrem „Mann." Oft lag sie träumend bis zur späten Dämmerung im Fenster, und überließ sich wohlthuenden Phantasien.

An den Flügel des herrschaftlichen Gebäudes, welchen sie bewohnte, stieß ein Park von hohen, hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn sie Abends im Fenster lag, in den Park hinab sah, wandelte gewöhnlich eine Gestalt zwischen den Bäumen auf und ab, und verschwand. Sie konnte in der Dämmerung freilich die Gestalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, so oft sie jeden Abend, fast um die gleiche Stunde, die gleiche Gestalt erblickte. Es konnte wohl ein Gespenst sein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres „Mannes," der ihr etwa einen Brief bringen sollte, und nicht den Muth hatte, in's Haus zu kommen.

Aufklärung.

Suschen war zwar ein wenig furchtsam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte sie so viel Aufklärung, es allenfalls mit einem Gespenst aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Gespenster zuletzt doch alle Fleisch und Blut haben, wie unsereins. Sie beschloß also, Untersuchungen über die Erscheinungen im Park anzustellen, und ging — sobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Kaum hatte sie zwanzig oder dreißig Schritte in das heitere Wäldchen hineingethan, so erschien zu ihrem größten Schrecken das Gespenst, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries sich glücklich, sie allein zu finden.

Suschen, auf solche Gespensterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern, und wünschte sich weit weg; wenigstens bis zu Tantchen Rosmarin auf's Sofa. Das war aber nun zu spät.

„Die Frau Obersteuerräthin hat mir den Eintritt in ihr Haus versagt; ich verarge der schwer beleidigten Frau diese Strenge nicht. Ich habe sie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich mir wenigstens erlaube, in Ihrer Nähe zu athmen — es ist das Einzige, was mir jetzt wohlthut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, wenn auch nur in der Ferne zu sehen, oder mein Kind zu sehen. Rauben Sie mir nur diesen kleinen Genuß nicht. Ich verspreche dagegen, daß ich, wider Ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen."

„Herr Baron," stammelte Suschen, „nach der ausdrücklichen Erklärung meiner Tante . . ."

„Es sei. Ich gehorche. Ich schweige. Ich will elend sein. Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör. Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in

dem neuen Prozeß entschuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fordern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Hasses hin — ich kann nicht einwilligen. Bei Gott im Himmel, ich kann nicht. Keine Macht der Welt soll mich von dem Kleinode trennen, was mir, unbewußt was ich empfing, durch seltsame Verkettung von Ereignissen zu Theil ward."

„Herr Baron, Sie sehen meine Verlegenheit. Erklärungen dieser Art wünschte ich am wenigsten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlassen Sie die Sache den Advokaten und Richtern. Ich habe Ihnen nichts zu antworten."

„Aber sagen mußte ich's Ihnen, gnädige Frau. Entscheide nun das Schicksal über mich, wie es wolle, beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, so geht mein Leben mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tausendmal leichter sterben, als das entsetzliche Ja zur Trennung sprechen. Hassen Sie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in diesem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an. Ich denke doch, meine Gemahlin ward mir vor Gottes Altar gegeben; und ich bin in meinen Täuschungen so selig, wie ein Wahnsinniger."

„Ich muß sie dringend bitten, Herr Baron . . ."

„Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgesprochen. Sie wissen es nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlassen, aber ich werde Sie lieben; ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauschen, und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir Alles versagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wollust nur, daß er zuweilen seinen Sohn sehen dürfe. Ich wage es nicht, gerichtlich zu fordern, aber ich wage es von Ihrer Menschlichkeit zu verlangen."

In diesem Tone sprach er noch lange, und das schüchterne Suschen

war menschlich genug, ihn anzuhören, und ihm sogar zu versprechen, daß er seinen Sohn zuweilen sehen solle.

„Zuweilen!“ rief der Baron mit schmerzlicher Heftigkeit und nassen Augen: Ach, doch zuweilen, der Vater darf sein Kind zuweilen sehen! Auch dies Almosen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich aber mein Sohn so selten sieht, werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm stehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taschen voll Zuckerwerk und Spielkram, bleierne Armeen und Seeschiffe, Kugeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht. Ich bitte Sie, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — sagen Sie ihm, es komme von seinem Vater.“

Indem er seine Taschen hastig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm mit lauter Stimme verzeihen mögen. Aber Beide verhüllten sich gegen einander in die Maske des Wohlanständigen, und behielten einen Ton bei, der seltsam mit dem Schrei der Natur in ihrer Brust kontrastirte.

Der Baron griff noch schnell in die Taschen, und zog in Papier gewickelt sein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen besetzt. „Und damit mein Sohn meine Gesichtszüge nicht verlerne, geben Sie ihm auch dies Bild. Lassen Sie es ihn zu seinem Spielzeug thun. Sagen Sie ihm oft: Das ist das Bild deines Vaters, der dich so lieb hat. Ach, wenn er mich nur zuweilen sieht, wird er mich nicht lieben lernen. Ich bitte Sie, geben Sie es ihm.“ — Es lag schon bei andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde wie auf der Flucht verplaudert; Jedes hätte einen Eid darauf gethan, es sei eine Sekunde gewesen.

„Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus sehen?“ fragte er beim Abschiede.

„Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr schuldig bin. In jedem Fall sollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt werden."

So schied man auseinander. Der Baron eilte zu seinem Jäger, am Ende des Parks, schwang sich auf's Roß und jagte den gewohnten Weg nach seinem Schlosse zurück. Suschen trug den Spielkram auf ihr Zimmer, verschloß ihn sorgfältig; und beim Nachtessen saß sie träumend still, und ließ die Forellen kalt werden, so dringend auch Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Essen mahnten.

Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan gutes Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand sie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß sehr sonderbar. „Es ist ja nicht mein Prozeß, sondern der deinige!" sagte sie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr Galle, wenn die gutmüthige Nichte sogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu sagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunsten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Brust stand es jetzt ganz anders, als sonst. Die bewußte Gespenstererscheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf sie gehabt; und der durchdringende zärtliche Ton, mit dem man im Wäldchen das ewige „Aber ich bete Sie an" gesagt hatte, konnte durchaus nicht vergessen werden. Der Ring kam nun keine Nacht vom Finger, und die Mutter spielte mit dem Bildnisse des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören sollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl seiner Gemahlin kein gefährlicheres Geschenk machen können, als dies verführerische Porträt, denn es war auch gar zu sprechend ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnete von dem Unfug nichts, der durch den Baron gestiftet worden war, und sie ließ sich nicht beifallen, daß Suschen kleine freundschaftliche Unterredungen mit dem Bilde des gleichen Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu fechten hatte. Sie würde darin die chikanenvollste aller Chikanen entdeckt haben, die jemals einem Gegner im Prozesse gemacht worden.

Daß der Herr Baron zu solchen raffinirten Gegenstreichen viel Talent besaß, erhellt aus folgendem Umstand, der selbst das Genie des berühmten Advokaten Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit stürzte.

„Ich muß Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, eine der sonderbarsten Geschichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen ist!“ schrieb er. „Dieweil ich, nicht ohne gute Hoffnung in unserer Sache zu reussiren, fortschreite, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt seine Gemahlin, die hochgeborne Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abscheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er als seinen rechtmäßigen und erbfähigen Sohn erkennt, zu Universalerben aller seiner Güter und Besitzungen macht, und sie eben sobald gänzlich abtritt, als im verwaltenden Ehescheidungsprozeß die Trennung seiner Ehe gerichtlich ausgesprochen werden sollte. Obwohl nun besagter seltsamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprozesses keine wesentliche Störung verursachen kann, scheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunstgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die hochgeborne Frau Baronin zu richten. Ich bitte mir in dieser Rücksicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewissermaßen als eine donatio inter vivos zu betrachten ist, hängt es noch davon ab, ob die Beschenkten geneigt sind, die Schenkung zu acceptiren, falls die Ehescheidung vor sich geht und vom Tribunal erkannt wird.“

„Das begreife ich nicht. Mir schwindelt der Kopf!“ sagte Tantchen Rosmarin nach Vorlesung dieses Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

„Mir gar nicht!“ sagte der Herr Pfarrer, „ich würde die Schenkung annehmen. So etwas schlägt man nicht gern aus.

„Ich bin ganz gehorsamst der Meinung des Herrn Pfarrers!“ setzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

„Und was meinst du, Suschen?“ fragte die Tante: „denn ich glaube, der Herr Baron ist ein Narr, oder dahinter steckt gottlose List, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von die geschieden wird, sich aller seiner Güter und Besitzungen zu entschlagen?“

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte, in diesem raschen Entschluß, des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und sie hatte die Vergessenheit, oder den Muth, der Tante zu sagen: „Mein Mann denkt sehr edel, bei Gott höchst edel! Ich will ihn nicht berauben; man sollte lieber den Scheidungsprozeß niederschlagen. Mein Mann verdient Achtung.“

Tantchen war bei diesen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit verwunderungsvollen Augen, dann Suschen an, und sagte, nachdem sie sich erholt hatte: „Dein Mann? was dein Mann? höchst edel? Prozeß niederschlagen? Du bist ein wahres Kind, Suschen.“

Der Herr Pfarrer, welcher trotz seiner irdischen Kurzsichtigkeit einen Blick des Geistes in Suschens Herz gesenkt haben mochte, lächelte und sprach: „Du hast Recht, Schwester, ein Kind mag Suschen sein, aber es ist ein Kind von tausend Wochen.“

„Trifft genau ein!“ sagte der Herr Verwalter: „tausend Wochen machen neunzehn Jahre zwölf Wochen.“

Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer besser getroffen, als er selbst glaubte.

Suschen erwiederte zwar nichts mehr, widersetzte sich auch der Senten; des Staatsraths nicht, daß die Frau Barenin an den Malzenschen Gütern keinen andern Theil verlangen, noch annehmen werde, als welchen die Gesetze ihr oder ihrem Sohn zusprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr *ihren Mann*; sprach auch aus gewohntem Gehorsam nicht mehr von Niederschlagung des Ehescheidungsprozesses: aber dafür kniete sie in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies ist dein lieber, *lieber* Vater. Ist er dir auch *recht* lieb?" — Dafür machte sie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmens, und hing das Bild auf ihre Brust, und hatte es recht gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das *ihm* gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft „*ihren Mann*," und als die Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Besuch fuhr, schrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im Park finden." Und richtig bekam sie am Sonntag Morgen so heftiges Kopfweh, daß sie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben so richtig mit Sonnenuntergang im einsamen Park, und Suschen ging zitternd um die Dämmerungsstunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand sich; man begrüßte sich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung sein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkosungen, und gab ihm die zärtlichsten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taschen auf eine hölzerne Bank aus, welche mitten im Park die älteste Buche des Lusthains umschloß.

Suschen setzte sich auf die Bank und half dem Kinde die schönen Sachen ordnen. Der Baron stand mit dem Schweigen stillen Entzückens vor der jungen Mutter und ihrem Kind.

Endlich erhob diese die Augen zu ihm und sagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahre, auch mir eine Schenkung zugedacht von größerer Art. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzustehen. Ich kann ein solches Geschenk auf keine Weise annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Zartgefühl sagen wird."

Der Baron schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile, dann sagte er, aber ohne aufzublicken: „Was Sie heute ausschlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Fall mit Recht zufallen. Was soll mir mein Gut oder mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinem Untergang. Es möge sein!"

„Nein, Herr Baron," sagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen."

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?" rief er lebhaft, und warf einen unsichern Blick der Hoffnung auf sie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante, und war mit ihrem Gehorsam, wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe sie noch antworten konnte, sprang der kleine Pompejus zu ihr auf, und rief, indem er seinen Spielkram fahren ließ: „Nun lege auch das Bild vom Vater zu den schönen Sachen! gelt Mama?" Und dabei zog ihr der Kleine, ohne Umstände, an der Schnur das Bild des Barons aus dem Busen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was machst du auch, Unartiger?" stammelte sie. Aber der Unartige hielt seine Beute fest, und ruhte nicht; sie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwischen seinen bleiernen Kanonen und Husaren aufstellte.

Eine selige Ahnung durchflog den Baron beim Anblick seines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorstieg. Er sank vor Suschen nieder, drückte ihre Hand an seine glühenden Lippen, und sagte: „O Gott, ich bin begnadigt!“

In ihrer Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geschehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur forderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkürlich dem Druck der seinigen. Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Lösung seiner Zweifel suchen. Da faltete er stumm die Hände, wie ein Betender; aus seinen Mienen strahlte Begeisterung. Aber auch schön, wie eine Heilige, voller Demuth und Würde, Liebe und Trauer, saß Suschen vor ihm; die hölzerne Bank war herrlicher als ein Thron geworden, und die spielenden Zweige der hohen Buchen im Abendsonnenpurpur über ihrem Haupt webten einen grünen Baldachin, wie kein irdischer Künstler für seinen Fürsten aus Gold und Seide webt.

„Sie haben mir vergeben?“ fragte er mit zweifelnder, sehr leiser Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauschen — doch hörte ihn Niemand, als Suschen, denn selbst der kleine Pompejus war nicht mehr da, sondern dressirte sein Steckenpferd im Galopp durch den Park.

„Ich glaube an Ihr Herz!“ sagte Suschen eben so leise. Da ergriff er ihre Hände, drückte sie an seine hochschlagende Brust, und rief: O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dies Herz Sie liebt, mit unaussprechlicher Liebe, bis es brechen wird, glauben Sie! — „O ewig!“ sagte er, und schlang beide Arme um sie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er sprach. Von Empfindungen aufgelöset, die sie nie gekannt hatte, sank sie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr. Seinen Küssen begegneten die vergeltenden Lippen der Gattin; seinen Gelübden treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten im Elysium Schwüre und Seelen getauscht und immer wieder getauscht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von seiner Galeppade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen Beide zugleich den hübschen Buben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen röther, während er, wie ein Amor, mit schelmischunschuldigem Lächeln Beider Nacken mit seinen kleinen Armen umfing, und die Lippen beider Beglückten zum Kusse zusammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte scheiden. Die Abschiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine halbe Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finstern Park auf und ab, und wiederholte sich die schon oft gesagten zärtlichen Zusicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man sich im Park sehen, oder wie man bei schlechtem Wetter Bediente schicken könne, auch treuen Briefwechsel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forstmann ein Gräuel ist, hat von Liebenden schon oft den Segen empfangen. Er ward auch Susschen und dem Baron ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen bestimmt, die sie sich einander zu schreiben gedachten.

Bedenkliche Folgen.

Daß nun in der That viel geschrieben, verwahrt und abgeholt ward: daß man sich wöchentlich auch regelmäßig im Park einige Mal sah, versteht sich von selbst. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf abendlichen Lustgängen bei aller Gluth der Herzen doch Hände, Ohren und Füße zu erfrieren Gefahr gelaufen hätte, läßt sich denken. Daß man auch von Niederschlagung des unseligen Prozesses sprach, der zwei Leutchen trennen

sollte, die, ohne einander, das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigensinn der Tante Rosmarin klagte, einerseits sie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, anderseits sie durch den Spruch des Tribunals in's rechte Geleis zurückzuführen hoffte, war fast unvermeidlich. Beide Theile erwarteten also den glücklichen Ausgang des Scheidungsprozesses, und darauf die lieblichsten „Und so weiter."

Hingegen war's auch eben so natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Ungrades witterte, wenn sie entweder Suschen bald im Entzücken schwimmen, bald still und weinerlich in sich versunken sah, oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind" genannt zu werden, von „ihrem Manne" sprach, und das immer mit einem sonderbaren Nachdruck in Stimme und Geberde; wie sie sogar manchmal seine Fürsprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leise, gleichsam als sollte Tantchen Rosmarin erst nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen fast alle Abend vernahm, wie Suschen im Park sei, und wenn sie selbst, trotz aller Furcht vor Rheumatismen, ihr dann und wann nachschlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen schüttelte den Kopf, und sagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unsere kleine Baronin ist verliebt." — Sie hatte es getroffen, aber an den Baron dachte die scharfsinnige Tante durchaus nicht: „Wir müssen das wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten; denn mit der Sache will sie nicht heraus. Das ist nun ein delikates Unterfangen; denn ich selbst bin etwas zu schwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifst, Herr Pfarrer, Domestiken mit solchem Auftrag zu beschäftigen, wäre gegen alle Würde und Ordnung. Und doch muß sie im Park beobachtet werden — denn dieser häufige Besuch desselben seit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben."

„Laß mich machen, Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer: „Laß du mich machen. Ich will den Park hüten, wie ein Forstläufer. Das muß heraus. Keiner schickt sich besser dazu, als ich.“

Des Pfarrers Abenteuer zu Wasser und zu Land.

Die Plane wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen unbefangene Miene an, und gleich den folgenden Tag um Sonnenuntergang machte sich der Herr Pfarrer auf zum Spähen.

Er traf es in der That sehr glücklich, denn der Baron war wirklich den Tag im Park. Er traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derselbe an einen langen Hochwald stieß, und von woher der Baron einzukehren pflegte. Gewöhnlich stieg er da vom Pferde und gab es seinem Jäger zu hüten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war andern Geschäften nachgezogen. Der Herr Pfarrer betrachtete das schön gesattelte, prächtige Roß lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopf, band es los, und dachte: „Ich führe es heim in unsern Stall; der Eigenthümer wird sich schon melden, und dann ergibt sich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Einfall ist pfiffig!“

Nur ein Umstand war widrig. Das Roß schien mit seinem Herrn in geheimem Einverständniß zu leben. Denn schlechterdings wollte es sich nicht am Zügel vorwärts ziehen lassen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, kein Rupfen, es stellte die Vorderfüße vor und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen,“ sagte der Herr Pfarrer, „du bist zuletzt doch nur eine Bestie und hast hinter den Ohren keine Augen. Ich wette, du

gehst gutwillig.“ Sprach's, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edeln Thieres Rücken, das geduldig alles mit sich thun ließ. Zwar seit dreißig Jahren hatte der gute Pfarrer nie ein Roß bestiegen — das heißt, seit den Universitätsjahren —, auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für die Steigbügel; allein, es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarin zeigen, daß man, bei aller Theologie, den ritterlichen Künsten keineswegs fremd geworden sei. Zudem war hier Gefahr im Zögern.

Er stieß also dem Pferde die Schuhe in die Seite, und dieses, über solche Mißhandlung erschrocken, tanzte sogleich den Waldweg hin, über den Feldweg zur Landstraße nach gewohnter Weise, weil es seit mehreren Wochen mit dem Baren keine andere Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren, schlug aus billiger Vorsicht anfangs die Finger in die Kammhaare seines Pegasus. Da er sich aber plötzlich auf die Landstraße versetzt sah, statt unter Tantchens Fenster, versuchte er des Zaumes mächtig zu werden. Ueber dieser Arbeit verlor er um ein Haar beide Steigbügel. Indem er sich derselben wieder versicherte, ließ er dem Zügel Ruhe. Diese abwechselnden Versuche trieb er eine ganze Weile, und zwischenein ermahnte er das feurige Roß mit mancherlei Kosen zum Stillstand. Doch vergebens. Ja, als er in der Verzweiflung den Zügel plötzlich an sich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes fest umklammerte, fing dieses zu seinem großen Entsetzen an, auf den Hinterfüßen umherzugehen, wie ein Mensch, und Kunststücke zu machen, an denen dem Herrn Pfarrer durchaus in diesem Augenblick nichts gelegen war.

Da überließ er sich seinem Schicksal und dem Rosse, an das er mit Händen und Füßen festgeklettert hing, und welches nun im Galopp davon jagte, daß ihm Hören und Sehen verging. „Aus tiefster Noth schrei' ich zu dir!“ seufzte er: „Das ist der eingefleischte

Satan! Hätte ich den Drachen stehen lassen, wo er war, o wie wohl wäre mir!"

Indem ereignete es sich, daß der Weg durch ein Gatter versperrt war von den Bauern, dem weidenden Vieh zu Ehren.

„Te Deum laudamus!" rief der Herr Pfarrer: „hier muß also doch Halt gemacht werden." Allein das Roß flog wie geflügelt mit einem Satz darüber hinweg, daß dem Reiter die Haare zu Berge standen, und sein Hut nebst der Perücke im gerechten Entsetzen entflohen. „Ihr habt noch schlechter reiten gelernt, als ich; wenigstens sitze ich noch fest!" sagte der gute Geistliche mit christlicher Gelassenheit zu den Abgefallenen, und sah sich nur nicht nach ihnen um.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Bestie hin? Geht's so noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, habe ich den Ritt um die ganze Erdkugel vollbracht, und komme ich wieder auf der andern Seite bei Nieder-Fahren zum Vorschein." Indem er dies dachte, ging der Flug gegen eine Brücke. Der Pfarrer, in Besorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen und in den Fluß mit ihm springen, zupfte mit den Fingern den Zügel seitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das seltsame Thier ließ die Brücke daher rechts liegen und ging in's Wasser. Den Pfarrer wandelte beinahe eine Ohnmacht an, als er sich zwischen Himmel und Wasser sah, und die Wellen durch die schwarzseidenen Strümpfe, bald darauf durch die sammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis sie seine Hüfte umspülten.

Das Pferd, ein vortrefflicher Schwimmer, erreichte inzwischen glücklich das andere Ufer, fand die Landstraße wieder, und setzte im Trab die Reise eilfertig fort, bis zum Schlosse Malzen, wo es mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdestall hineinschoß, und vor der geliebten Krippe mit dem Reiter still hielt.

Die Knechte im Schloßhof, welche dem Reiter zum Stall nach-

gelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und fragten besorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen sei?

Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennbar anmuthige Empfindung bemächtigte sich des vielgeprüften Geistlichen, als er wieder festes Land unter seinen Sohlen fühlte. Zwar entverückt und enthutet, und die untere Hälfte des Leibes von Wasser triefend, fern von der Heimath, die späte Nacht vor sich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Nieder-Fahren — das waren allerdings Umstände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein das Leben war doch einstweilen gerettet.

Während die Knechte noch den athemlosen Herrn mit ihren Fragen bestürmten, erschien des Barons Verwalter und nöthigte ihn gast- und menschenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf sein Bitten versprach, einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen sollte, ließ er sich's gefallen, einzukehren bis zur Rückreise. — Inzwischen verflossen fast zwei Stunden; es erschien kein Wagen, und der Pfarrer fing an Verdacht zu schöpfen, man behandle ihn als Gefangenen, wegen der Entführung des Pferdes', wiewohl er vielmals versichert hatte, das Pferd habe ihn entführt, da er es aus Muthwillen bestiegen. Nach langer Ueberlegung beschloß er, die Flucht zu nehmen. Er stand auf, und war im Begriff, die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen hereintrat, der auf seines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelnde Jäger das entlaufene Roß des Barons in Ober- und Nieder-Fahren zu suchen hatte.

Der Baron, sobald er den würdigen Oheim seiner Gemahlin erkannte — die Geschichte von der Ankunft des Pferdes mit einem

perückenlosen, nassen Geistlichen hatte er schon im Schloßhof vernommen —, führte ihn sogleich in ein besseres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäsche herbeischaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr vom Heimreisen in der Nacht. Der Baron ließ es sich nicht nehmen, feurige Kohlen auf dem Haupte eines seiner Feinde zu sammeln, ihn köstlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim von der Güte des Barons überrascht, fühlte sich bald hinter den dampfenden Bratenschüsseln und Burgunderflaschen behaglich. Doch war ihm, so fest er auch auf dem weichgepolsterten Lehnstuhl saß, den ganzen Abend zu Muth, als hätte er, wie er sich ausdrückte, „die höllische Bestie" zwischen den Beinen.

„Indessen weiß ich der guten Bestie nicht Dank genug," sagte der Baron, „daß sie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat. Längst schon wünschte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft um Ihre Vermittlung anzuflehen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr scheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, sie liebt mich — sie will keine Trennung, und doch . . ."

„Liebt Sie? will keine Trennung?" rief der Herr Pfarrer, und schüttelte den Kopf, welchen des Barons schönste Baumwollenmütze bedeckte.

„Wollen Sie Beweise?" sagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unsern lieben Oheim sein. Er soll Alles wissen. Solche Stunde entscheidet über das Glück eines ganzen Lebens." Damit ging er und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in seinem dankbaren Herzen schon längst mit dem edeln Gastfreunde Friede geschlossen und ihn sogar liebgewonnen. Denn der Baron war so schonend gewesen, ihn nicht einmal um die Ursache zu fragen, weswegen er sich des Pferdes bemächtigt; er war so gütig, so angenehm unterhaltend, so herzlich,

daß man nicht anders konnte, als ihn lieben. Man war bei ihm wie daheim. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg gemacht als Alliirter von Tantchen Rosmarin und Suschen. Hatte nun Suschen selbst schon die Triple-Alliance gebrochen und Separatfrieden geschlossen, was blieb den Bundesgenossen übrig?

Und in der That sah der Herr Pfarrer aus den Briefen seiner Nichte, daß zwischen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Friede, sondern weit mehr Ewiges stipulirt war. Er las einen Brief um den andern: die reinste Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die schonendste Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, streckte die Hand über den Tisch und sagte: „Herr Baron, da, meine Hand darauf — ich für meine Person mache Frieden. Suschen muß Ihnen werden. Mit dem Prozeß ist's nichts. Doch müssen wir Tantchen Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Sie ist eine liebe, gute Frau, aber sie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus, nun will ich ein freundlicher Paulus sein und das Bekehrungswerk mit Tantchen beginnen."

Der Baron sprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

Kopfschütteln.

Erst spät des andern Tages kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil der Garderobe aus seinem Pfarrhause hatte herbeiholen müssen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Grenze der Rosmarinschen Güter verließ er den Wagen des Barons und ging den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergange begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo sind Sie gewesen, lieber Onkel?"

„Beim Herrn Baron. Er läßt dich herzlich grüßen durch mich."

Suschen ward feuerroth und stammelte: „Der Baron von Malzen?“

„Nun freilich. Das ist ein Ehrenmann. Ich verdenke dir's nicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ihm deine Briefchen sagen.“

„Meine Briefchen, Onkel?“

„Die du ihm schriebst — die er aus dem hohlen Baum genommen.“

„Ich ihm geschrieben? Was denken Sie auch!“

„Daß du eine kleine, hinterlistige Sünderin bist, die sich gern verstellen möchte.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Sie sah sich verrathen. Sie ergriff ängstlich des Pfarrers Hand und bat mit rührender Stimme: „Himmlischer Onkel, verrathen Sie mich um Gotteswillen der Tante nicht. Ich will Ihnen ja Alles gestehen.“

„Gut. Aber du mußt mich der Tante eben so wenig verrathen. Denn sieh', es ist mir gar sonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgesöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lies ihn, aber verrathe der Tante nichts.“

Suschen schüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, wenn nicht zu viel Arbeiter auf dem Felde Zeugen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr schwebte, an der Seite ihres Oheims zum Hause zurück. Nun hatte sie einen Vertrauten ihrer Empfindungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, verschloß sich in ihrem Zimmer, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel und betete dankbar.

Unterdessen hatte Tantchen Rosmarin von ihrem Bruder die Geschichte seines Abenteuers vernommen. — Als er sagte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voller Freude über die Entdeckung. Daß er sich aufgesetzt, begleitete sie mit der Bemerkung: „Du kannst ja nicht reiten. Was deines Amtes nicht ist, davon lasse deinen Vorwitz.“ Als er aber den Lufisprung über das Gatter, und

die Durchschwimmung des Flusses erzählte, sprang sie auf, faßte ängstlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren hast du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Wie nun aber der Baron erschien, verlängerte sich ihr Gesicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede desselben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun gar hinzusetzte: „Suschen scheint dem Baron nicht abgeneigt zu sein; ich dächte, wir ständen von dem Prozeß ab, und ließen dem Dinge seinen Gang,“ schüttelte Tantchen den Kopf, indem sie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Sohlen mit großen Augen musterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ sagte sie, „ich fürchte, dein Ritt und die Angst haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht die stockfinstere Nacht hinausstieß, sondern beherbergte, so that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für seinen Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du bist wohl ein schwacher Mann, deine Grundsätze und alle Schande und alle Noth, die der Baron unserm Hause gethan, für ein einziges, armseliges Nachtessen aufzuopfern.“

Da ward der Pfarrer voll Unwillens, und sprach: „Ei, Tantchen, ist aus dir denn alle christliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hättest statt meiner das Pferd des Barons geritten, hättest durch alle Lüfte fliegen und durch die brausenden Wellen schwimmen müssen, um die Bekanntschaft des Ehrenmannes zu machen. Dann würdest du anders sprechen.“

Tantchen Rosmarin fand in dem seltsamen Wunsch des Bruders eben so viel Indecentes, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine Rede, drei Stunden lang, deren Refrain beständig war: „Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich werde künftig allein handeln, Grundsätzen gemäß.“

Verschwörung.

Wirklich mußte Tantchen nun allein handeln, denn Suschen und der Herr Pfarrer machten Parthie mit einander, und Herr Verwalter Säblein, da er die Spaltung im Staatsrath wahrnahm, suchte sich zu neutralisiren, um Keinen zu beleidigen.

Tantchen sprach von Stund an weder mit ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, runzelte Tantchen die Stirn und entfernte sich.

Desto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokat Kurzbein verhandelt. Tantchen sparte kein Geld. „Ist einmal die Scheidung vollzogen, so ist allem ein Ende und der Baron vergessen!“ dachte sie.

Nach vierzehn Tagen kam für sie ein trostvolles Schreiben von Herrn Kurzbein. „Unsere Sache ist nahe am Ziel,“ schrieb er, „der Sieg ist unser. Künftige Woche wird vom Tribunal die Scheidung ausgesprochen.“ — Tantchen triumphirte; doch verbarg sie schlau ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorstehende Unglück. Der Baron war außer sich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten,“ sagte er, „denn das schriftliche Verlangen einer Gemahlin liegt vor dem Gericht, die ihrem Gatten nur der Form willen vermählt ward, und auf Trennung von dem Manne beharrt, welcher der Räuber ihrer Ehre geworden. Nichts rettet uns, o Liebe, o Einzige! als dein eigener Widerruf. Die Noth ist vorhanden; der entscheidende Tag da. Oeffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird menschlich empfinden. Du bist mein Weib, vor Gott und Menschen mein Weib — wer kann dich denn von dieser Brust hinwegreißen, wenn du selbst nicht loslassen willst?“

Suschen schlang beide Arme fest um den geliebten Freund und sagte: „Nein, ich verlasse dich nicht! Ich werde noch heut' mit der

Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünsche, daß ich ihn aufgehoben wissen will."

„Ist das Alles?"

„Was soll ich noch?"

„Suschen, du bist mein Weib! Sage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malzen in seinem Schlosse wohnen wollest — daß es deine Pflicht sei, nicht von ihm getrennt zu leben; daß es die Pflicht des Vaters sei, sein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einsam leben, ohne dich und unsern Pompejus?"

Die Baronin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten. Ach, was er forderte, hatte sie sich selbst noch nie sagen mögen. Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand, und versprach mit der Tante zu reden.

„Ich will mit dir vor sie hintreten."

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Onkel."

„Und wenn sie auf ihrem Willen beharrt? Wie dann Suschen?"

„Gott weiß es!"

„Morgen Abend empfang' ich deine Antwort?"

„Gewiß."

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, gibst du mir eigenhändig geschrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden sei?"

„Nein, aber die schriftliche Erklärung, vor dem Gericht gültig, daß ich mit meinem Gemahl versöhnt sei, und von dem Verlangen der Scheidung abstehe."

„Auch gut. Allein kannst du nach solcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handschrift Lügen zu strafen? Wird die Welt nicht sagen: wenn sie mit ihrem Gemahl versöhnt ist, warum wohnt sie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein? — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringst unsern Sohn mit

dir. Von Malzen aus entschuldigst du bei der Tante deinen Schritt. Es ist kein Verbrechen. Wir sind feierlich vermählt. Die Tante wird anfangs vielleicht zürnen: der Oheim wird sie beruhigen."

Suschen konnte nicht widersprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr; auch seine Küsse waren glühender, als sonst.

Letzter Kampf.

Suschen verschob die entscheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen; denn der Herr Pfarrer mußte erst belehrt und dann Zeuge sein.

„Kind, mach's kurz!" sagte der Oheim: „die ganze Geschichte ist mir eine ärgerliche Posse. Du bist des Barons Gemahlin; du willst nicht von ihm geschieden sein? Selah! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörst du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden. Sie wird freilich argen Lärmen machen; ich werde den ersten Sturm aushalten; dann wird wieder gutes Wetter."

Suschen und der Herr Pfarrer traten also vor die Tante, beide mit dem besten Willen, recht herzhaft zu reden. Aber wie nun Tantchen in ihrer gewöhnlichen Tantenmajestät vor ihnen saß, verloren beide den Muth. Der Herr Pfarrer schnupfte eine Prise um die andere; Suschen spielte mit einer Blume zwischen ihren Fingern.

„Liebes, bestes Tantchen," fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber werden Sie nicht böse. Der Prozeß ist mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben."

Tantchen Rosmarin verfärbte sich und starrte Suschen lange an: „Was ist dir?"

„Es ist ihr ganzer Ernst," sagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beste Ende vom Liede."

„So? Dich, mich, uns alle vor der Welt an den Pranger zu stellen? War das dein Sinn, warum fingst du den Prozeß an, Suschen?"

„Ich war's ja nicht, die ihn begonnen hat, bestes Tantchen."

„Du hast doch die Scheidungsklage unterschrieben."

„Weil ich den Baron damals nicht kannte."

„Gutes Kind, du bildest dir also ein, diesen Menschen jetzt zu kennen?"

„Er liebt mich."

„Das glaubst du im Ernst?"

„Ich schätze ihn sehr — und er ist ja mein Mann."

„Dein gewesener, liebes Kind, dein gewesener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn so schnell umgeändert haben mag; aber wenn du Grundsätze, Anstand und Ehre wirklich mit Füßen treten wolltest, es wäre zum Glück für den Namen unsers Hauses zu spät. Vermuthlich ist die Scheidung schon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber gestern sehr befriedigende Berichte von Herrn Kurzbein."

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Aussöhnung mit dem Baron. Ich liebe ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glücklich sein."

„Frau Baronin," sagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernstes, wie Suschen nie an ihr gesehen, „vermuthlich haben Sie gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterschwester, Ihrer wahren Mutter, einen Roman zu spielen. Vermuthlich hat mein dienstgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hilfreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeußerungen sind für mich eben so befremdend, als beugend. Gestattet Ihnen Ihre Religion, und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir, wie mit einem Kinde zu

spielen — wie Sie wollen. Sie sind Ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Lehre Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menschen auf, der Sie erst vor der Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gassenmädchen, Ihren Sohn zum Bastard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht die Lust bekam, seine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzustellen. Ein anderes Mädchen von gutem Hause würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott sei's geklagt, ist er gut genug. — Also thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter sich gefallen lassen, von Ihnen zum Besten gehalten zu werden. Ich werde meine Grundsätze nie verläugnen, und beweisen, daß mir Ehre theurer, als Alles ist."

Sie sagte es und wollte sich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen, kindlichen Schmerzes, schrie laut auf, und warf sich ihr klagend entgegen an die Brust: „Nein, das sagt meine einzige, theure Tante, das sagt meine liebe Mutter nicht."

„Ich sagte es. — Ich werde es sagen. Gefällt es dir, unsere Ehre aufzuopfern, so fragst du wenig nach meiner Liebe. Willst du dich nicht vom Baron trennen, so läßt du mich fahren."

„Aber Tantchen, er ist edler, als Sie denken. Er ist der Vater meines Kindes, er ist mein Mann, der mich liebt — Tantchen, Tantchen, den ich unaussprechlich liebe."

„Ich wünsche alles Glück, Frau Baronin; hätten Sie mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbaret."

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch diesen fremden, schrecklichen Ton?"

„Wie kannst du unglücklich sein durch mich, wenn dich der Räuber unserer Ehre, unsers Hausfriedens beglückt? Lasse dich durch ihn für meine Wenigkeit entschädigen."

„Halt!" rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach: „Halt ein, Suschen! du hast

kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne anders für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigensinnes auf. Es ist ihr mehr um sich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur den Namen leihen. D'rum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern. Gehe hin, Gott segne dich! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen des Mannes willen, um wie viel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott segne dich!"

Tantchen Rosmarin erschrack ob der Rede ihres Bruders; denn er sprach mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nie fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer," sagte sie mit angenommener Hoheit, „deine Trauungsreden spare für die Kirche auf, aber ich verbitte sie mir in meinem Zimmer."

„Nein, Tantchen, hier gehören sie her, und du mußt sie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt seid, den Gottestempel nur zum Schauspielhaus zu machen, wo ihr bald Zuschauer, bald Mitspieler seid, aber draußen wieder euer Wesen treibt, als wäre außer der Kirche keine Religion nöthig. — Du hast Unrecht, Tantchen, gehe in dich. Lasse Suschen gewähren. Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen. Er ist ein Ehrenmann."

Die Tante wandte sich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und sagte: „Suschen, ich hoffe zu dir, du werdest vernünftig sein, und meinem Rath folgen. Ich bin zu alt, meine Grundsätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies ist mein Ultimatum. Künftig nie wieder zwischen uns über so etwas weiter eine Sylbe. Hörst du?"

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ihrige. Er wollte sie trösten. Aber sie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr

hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tantchen beabsichtigt hatte.

„Ich bin gefaßt, zu Allem gefaßt!“ sagte Suschen: „Ich sehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; dieser Wille macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich zu entscheiden habe. Ich habe nicht zu entscheiden; die Pflichten gegen mein Kind und gegen den Frieden meiner künftigen Tage haben entschieden.“

„Vernünftig gesprochen, Suschen!“ rief der Herr Pfarrer: „Gehe du zu deinem Mann. Die Tante mit ihren eisernen Grundsätzen kommt herum, ehe der Winter verstreicht.“

Entführung.

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus; denn der Baron wartete im Park. Aber das Zittern und Weinen verschwand, als sie an der Brust ihres Freundes lag.

Schweigend gingen Alle durch den Park, an dessen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer hob Suschen selbst hinein, nachdem er sie noch einmal mit Herzlichkeit umarmt hatte. „Gott segne dich, liebes Kind!“ sagte er: „Ich gehe nun heim, und erzähle unserm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen besuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde.“

Dankbar schloß der entzückte Baron den guten Oheim an seine Brust, und setzte sich zu der Geliebten, seinen Sohn auf den Schoos. Dem Kammermädchen, welches freudig in den Wagen sprang, hatte die romantische Entführung etwas besonders Pikantes. Lisette rieb sich

die Hände, und versicherte, unter solchen Bedingungen ließe sie sich alle Tage entführen, wenn die Reihe an sie käme.

„Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin in's Zimmer trat: „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt.“

„Entführt!“ rief Tantchen mit dem Tone des Entsetzens, und sprang vom Sofa auf, und stand wie Loths Gemahlin: „Es ist nicht möglich!“

„Das muß ich besser wissen, Tantchen, denn ich selbst habe dem guten Suschen erst vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen.“

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? Du im Komplott mit solcher Gewaltthat?“

„Ich sehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da es bei dir keine Barmherzigkeit fand.“

Nun sank Tantchen weinend und schluchzend auf das Sofa zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient. Was wird die Welt von uns sagen! wir werden das Gespräch und der Spott des ganzen Landes. Aller Anstand, alle Zucht, alle Ehrbarkeit zu Grunde gerichtet. Alles verkehrte Welt. Erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebschaft, — dann Entführung — und das mußte meinem Hause widerfahren! — Ich gebe es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen.“

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen disputirte, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bedienten des Schlosses umringten in ihren Festkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ein Vivat. Von Malzendorf waren die Vorsteher und Amtleute erschienen, der Baronin Huldigung zu leisten. Suschen ward von allen Glückwünschen

und Ehrenbezeugungen so umstürmt, daß sie froh wurde, als sie endlich mit ihrem Gemahl wieder allein sein konnte.

„Jetzt ist's meine erste Pflicht," sagte der Baron, „den kleinen, schläfrigen Pompejus zur Ruhe zu bringen." Er ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu entkleiden, und in ein ganz neues, schon längst dazu bestimmtes Bettchen zu legen. „O wie selig bin ich!" jauchzte er: „heut' erst fühle ich die Wollust, Vater zu sein, im vollen Maß." Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für sie bestimmt waren, die köstlichsten im ganzen Schlosse, auf das geschmackvollste möblirt, mit tausend kleinen Bequemlichkeiten versehen.

Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen wohnte im Schlosse Malzen, wie in einem schönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß an ihrem Glücke Wahrheit sei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt sie aber nicht ab, gleich folgenden Tages durch Eilboten an das Tribunal, wie an Herrn Advokat Kurzbein die Erklärung einzusenden, daß sie bei ihrem Manne lebe, und von jeder Scheidung abstehe.

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam, die Glücklichen zu besuchen. „Kinder, erschreckt nicht," sagte er, „hinter mir her kommen sieben Wagen voller Kasten, Kisten und Hausgeräth schwer geladen; die Fuhrleute haben alle einen Rausch; vor der Brust Blumensträuße, wie ein Wald; am Hut und Peitschenstock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich selbst habe ein Räuschchen; aber nur von der Freude. Tantchen Rosmarin schickt ihrem Suschen die Aussteuer, und freundliche Grüße mit saurer Miene."

„Hat mir Tantchen verziehen? liebt sie mich noch?“ rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küssen fast des Onkels Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundsätze über Alles gehen? Welche Schande für sie, für unser Haus, wenn die Welt glauben würde, diese Verbindung sei wider ihren Willen geschehen! Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Aussöhnung der Parteien; schickte schon vorgestern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; sie nimmt Glückwünschungsbesuche an, und alle Welt glaubt, sie habe das gute Werk der Versöhnung gestiftet. Wenn sie aber allein ist, weint sie; und kann sie meiner habhaft werden, schmält sie. Bei allen ihren Schwächen ist sie doch das beste Tantchen Rosmarin unter der Sonne.“

Suschens Augen wurden feucht.

„Und Sie, lieber Baron,“ fuhr der Pfarrer fort, „geschwind einen Brief voll Ehrfurcht an Tantchen geschrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die kostbare Aussteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt; hintennach Klagen, daß man ohne Tantchens Beihülfe unmöglich das neue Hauswesen in Ordnung bringen könne; daß der mütterliche Rath und Beistand für das Ameublement unumgänglich nothwendig sei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen auf Nieder-Fahren kommen, ihren Segen erflehen, bei ihr übernachten, sie übermorgen mit sich für einige Wochen auf das Schloß führen würden und dergleichen. Folgen Sie mir! so geht Alles gut. Ich stehe dafür. Unsere kleine Baronin läßt unterdessen die Aussteuer abladen und auspacken.“

Wie gern gehorchte Alles dem lieben Onkel! — Und sein Rath war so übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Neffen empfangen, so heiterte sich ihr Wesen auf; sie ordnete mächtige Zurüstungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und sagte mehr als einmal im Tage zum Herrn

Verwalter Säblein: „Ich dachte es ja wohl, daß es so kommen würde. Nun ist Noth in allen Ecken, und guter Rath theuer; die jungen Leute wissen sich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da hinkt es da, da kommen sie wieder bei der Tante betteln. Was soll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß ja wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. Das geht so, wenn man was hinter meinem Rücken anfängt. Da wird Alles verkehrt."

Die Reise wider Willen.

Zum bessern Verständniß des ersten Schreibens muß gesagt werden, daß der Briefsteller nebst seiner Schwester am 20. Jänner 1807 zu einem Ball bei der Gräfin Amalie von St...y in ihrem Palaste zu Warschau eingeladen waren. Sie erschienen und genossen einen fröhlichen Abend, obgleich die Freude nicht Jedem ganz von Herzen gehen mochte. Denn in Warschau war damals Alles voll Verwirrung und Franzosen, und erst seit kaum acht Tagen jene vergängliche Regierungskommission eingesetzt, an deren Spitze der wackere, doch viel verkannte Malachowsky stand.

Die Gräfin von St...y war den Abend schön wie ein Engel. Um ihren feinen Hals schimmerte ein prächtiges Perlenband, das Neujahrsgeschenk ihres Oheims. Ein ähnliches hatte des Briefstellers Schwester am Neujahr erhalten, doch diesmal umzulegen vergessen. Die jungen Nebenbuhlerinnen geriethen in gemeinschaftlichen Streit, welcher Schmuck der schönere sei; jede verlangte den Triumph des ihrigen. Zuletzt forderten Beide den Briefsteller auf, das Halsband der Schwester auf der Stelle herbeizuschaffen. Die Schwester gab ihm den Schlüssel zu ihrem Schmuckkästchen; er ließ seinen Wagen vorfahren und eilte zu seiner Wohnung.

Erster Brief.

Blonie, 21. Januar 1807.

Bei allen Huldgöttinnen, in deren Zahl Sie, meine schöne Gräfin, selbst eine der ersten sind, beschwöre ich Sie, zürnen Sie mir nicht. Statt Ihnen gestern das Halsband Sophiens zu bringen, habe ich es nach Blonie getragen. Aber noch heute komme ich nach Warschau zurück, und diesen Abend lege ich es zu Ihren Füßen. Ich benutze eine langweilige Stunde und einen Kurier, der nach Warschau eilt, um Ihnen meine vorläufige Entschuldigung zu machen. Sie werden freilich mein Vergehen, Ihren gestrigen Triumph verspätet zu haben, für unverzeihlich erklären, und behaupten, es lasse sich nicht mehr abbüßen. Aber ich bitte Sie, haben Sie nur noch so viel Gnade, diese Zeilen Ihres Blickes zu würdigen, und Sie werden Nachsicht mit dem Strafwürdigen haben, der nur aus Freundschaft zum Sünder an Ihnen ward.

Ich hatte gestern Sophiens Perlenschmuck zu mir gesteckt, und war im Begriff, in den Wagen zu steigen und zu Ihnen auf den Ball zurückzukehren, dem Ihre Schönheit den höchsten Zauber gab, als mein Bedienter einen französischen Offizier meldete. Ich mußte ihn wohl empfangen. Er brachte mir einen Brief. Denken Sie, es waren die ersten Zeilen, die ich seit zwölf Jahren von meinem einzigen, geliebten Jugendfreund, dem wackern Felix L...y erhielt, der seitdem alle Feldzüge Napoleons mitgemacht hat, und nun an der Spitze eines polnischen Regimentes steht. Er schrieb mir nur wenige Worte: „Ich komme so eben in Blonie an, und erfahre, lieber Joseph, du lebst noch. Meine Hoffnung, dich in Warschau zu umarmen, ist vereitelt, da ich fast vor den Thoren der theuern Stadt bin. Ich komme von Posen, und finde hier Armeekurier und Befehl, auf der Stelle nach Thorn zu eilen. Ist es dir möglich, so komm

auf einen Augenblick nach Blonie, wo ich wenigstens einige Stunden im Bett ausruhen will. Wer weiß, ob wir einander in dieser Welt wieder so nahe kommen. Wir haben uns so viel zu sagen! Morgen in der Frühe reise ich ab."

Werden Sie es mir nun verargen, schöne Gräfin, wenn ich den wichtigen Augenblick nicht unbenutzt ließ? Denken Sie, einen theuern Freund nicht sehen, der lange von mir getrennt war! Ich bat den Offizier, sich zu mir in meinen Wagen zu setzen und seine Pferde nachführen zu lassen; warf den Mantel um, und so ging es, statt zum Tempel der Liebe, zum Fest der Freundschaft.

Wie ich nach einer elenden Fahrt — der Weg war erbärmlich und die Nacht stockfinster — in Blonie ankomme, ist mein Felix schon fort nach Sochazew, wo ihn ein paar französische Generale erwartet haben. Doch hat er einen Zettel an mich zurückgelassen, mit der Bitte, ihm nach Sochazew zu folgen, wo er mich auf jeden Fall erwarte. Bin ich nun seinetwillen so weit gekommen, will ich auch noch die wenigen Meilen machen. Nur geht es mir verdrießlich. Eins meiner Pferde ist die Nacht hinkend geworden; ich muß die Post nehmen, und warten, bis die Post Pferde hat, denn Alles ist in Requisition. Doch wird mir Hoffnung gemacht, in einer Stunde abreisen zu können.

Leben Sie wohl, Liebenswürdige. Diesen Abend küsse ich Ihnen die Hände. Ihr J. Gr. v. W.

Zweiter Brief.

Kutno, 23. Januar.

Sie werden wahrhaftig, meine Gnädige, nicht weniger erstaunen, wenn Sie bei Eröffnung dieses Briefes sehen, daß ich Ihnen aus Kutno schreibe, als ich selbst erstaunt bin, mich hier zu befinden.

Mein Fatum will mich nun einmal bei Ihnen zum Lügner machen, und ich bin darüber untröstlich. Was werden Sie von mir denken? Und doch bin ich der allerunschuldigste Mensch unter der Sonne.

Das Einzige, was mich bei meinem Abenteuer freut, ist, daß ich zu Sochazew meinen Felix glücklich antraf. Wir schlossen uns Beide mit stummer Inbrunst in die Arme. Es war ein großer, süßer Schmerz, der uns plötzlich ergriff, als wir einander erblickten. Mir war, als hielt ich einen längst verstorbenen Geliebten in einer andern Welt wieder an mein Herz.

Sie haben ihn gewiß gekannt. Der Feuerkopf ist jetzt recht gesetzt worden. Die ägyptische und spanische Sonne haben ihm das Gesicht artig gebräunt, und die Schramme über dem linken Auge der Stirn, die er zu Ehren eines calabresischen Säbels aus einem Gefechte davon getragen hat, steht ihm so gut an, daß sie mich eifersüchtig machen könnte, wenn ich wüßte, er würde nach Warschau kommen und bei Ihnen einquartiert.

Ich behalte mir vor, Ihnen die ganze Geschichte seiner Kriegsfahrten zu erzählen, wenn ich bei Ihnen bin, und das ist übermorgen der Fall. Himmel, wie die Menschen in diesen napoleonischen Zeiten herumgeworfen werden in alle Welttheile! Es sind wahre Völkerwanderungen, und Keiner kann darauf schwören, ob er in Europa, Amerika, Asien oder Afrika sein letztes Brod essen muß. Felix war lange beim Generalstab angestellt, und befehligt jetzt sein eigenes Regiment. Er ist zum Korps des Generals Lannes bestimmt, wie er glaubt, und versichert, daß Napoleon künftigen Sommer in Petersburg sein werde, besonders wenn jetzt die Türken nicht saumselig sind, da sie nun doch den Krieg erklärt haben. So viel ist gewiß, der russische Gesandte Italinsky hat Konstantinopel wirklich verlassen. Die französischen Generale, bei welchen sich Felix in Sochazew befand, versicherten, seit dem Treffen bei Pultusk und Golomyn sei

schen wieder ein blutiger Tag bei Ostrolenka zu Gunsten der französischen Waffen gewesen.

Doch genug von Politik. Sie werden vielmehr neugierig sein, zu lesen, wie ich endlich, statt nach Warschau, hieher in dies verwünschte, erbärmliche Städtchen gerathen bin? Hören Sie nur. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Sie werden von ganzem Herzen lachen, und mir bleibt am Ende nichts übrig, als mitzulachen, ungeachtet ich die größte Lust hätte, zu verzweifeln, daß ich noch immer nicht bei Ihnen bin.

Wir waren gestern in Sochazew bis zum späten Abend beisammen, ehe wir uns wieder, Gott weiß auf wie lange, trennten. Da ich so bald nicht auf Erhaltung von Postpferden rechnen konnte, und doch trotz meiner Ermüdung sogleich nach Warschau zurück wollte, um bei Ihnen Buße zu thun, war Felix so gefällig, mir durch sein militärisches Machtwort Requisitionsfuhre bis Blonie zu verschaffen. Es erschien eine mit drei braven Rossen bespannte Chaise. Ich drückte den wackern Felix noch einmal an mein Herz; er reiste ab, und bald auch ich.

Von der vornächtigen Reise, auf welcher ich kein Auge geschlossen hatte, so wie vom Treiben des Tages matt, schützte ich mich gegen den Schneewind durch die vorgezogenen Umhänge der Chaise, wickelte mich fest in den Mantel, drückte mich in die Wagenecke und schlief, trotz dem harten Fuhrwerk, ein. Ein glücklicher Einfall war es von mir gewesen, daß ich noch zu Hause über meine Ballkleider den Ueberrock angelegt hatte. Meinen Füßen, nur von dünnen Schuhen und Seidenstrümpfen bekleidet, mußte eine ganze Bürde Heu im Wagen zum Schutz dienen.

Ich schlief unruhig, aber träumte angenehm, denn Sie waren mein Traum. O wie liebenswürdig, wie gütig machte Sie der Gott der Einbildungen! Welche selige Worte las ich in Ihren Augen! Meine Seele war in der Ihrigen; ich wußte, was Sie empfanden,

und doch empfand ich unendlich mehr, als Sie. O, daß das nur Traum sein mußte! Wenn Sie nur wüßten, reizende Amalie, welche Himmel Sie zu verspenden hätten, Sie könnten unmöglich in der Wirklichkeit anders handeln, als in meinen Träumen!

So oft mich auch die allerunbarmherzigsten Rippen- und Kopfstöße aus meinem Elysium aufschreckten, schloß ich doch immer richtig die schlaftrunkenen Augen wieder, und immer waren Sie es wieder, die mich in das verlorne Elysium zurückführten. Als ich mich vom betäubenden Schlafe endlich ermannte, bemerkte ich mit Schrecken, daß es schon Morgenhelle sei. Ich hatte darauf gezählt, nach Mitternacht in Blonie zu sein. Ich riß die Vorhänge der Chaise zurück, und sah, daß wir in ein Städtchen einfuhren, das ich in meinem Leben noch nie die Ehre gehabt habe zu sehen.

„Wo sind wir denn?" fragte ich den Fuhrknecht.

„Zu Kutno!" antwortete der Kerl ganz trocken, und fuhr immer zu.

„Zu Kutno?" schrie ich vor Wuth außer mir. „Plagt Euch, Kerl, der Teufel, mich nach Kutno zu schleppen? Nach Blonie, nach Blonie will ich!"

Der Schlingel that, als hätte er keine Ohren, fuhr zu, und hielt zuletzt bei einem Wirthshause. Ich stieg nun zwar aus, denn ich war am ganzen Leibe vollkommen wie gerädert; aber ich hatte die größte Versuchung, den vermaledeiten Burschen auf der Gasse durchzuprügeln. Er behauptete inzwischen, der französische Offizier, der ihn zum Fahren befehligt habe, hätte ihm Kutno genannt: er habe es wenigstens so verstanden. Und dabei blieb er, schlug wieder auf seine müden Rosse los und eilte davon.

Durch den Wirth erfuhr ich, daß mein gottloser Kutscher schon seit acht Tagen von Kutno, wo er wohne, auf Requisition abwesend gewesen, vermuthlich, wie es beim Militär so Sitte sei, mit Schlägen und Hunger in der Welt herumgeschleppt worden, und nun vermuthlich die Gelegenheit in der Nacht benutzt habe, mit seinem Fuhrwerk

in die Heimath zurückzukommen, besonders da er gesehen, daß ich ein Pole und weder Franzose, noch Offizier sei.

Diese Auskunft, welche mir der scharfsinnige Wirth gab, mochte ganz richtig sein, aber mir war damit nicht geholfen. Ich saß nun in Kutno, und war nicht zu Warschau, nicht einmal zu Blonie. Der Wirth tröstete mich mit einem erbärmlichen Frühstück und der guten Hoffnung, daß sich Gelegenheit finden würde, wieder nach Sochazew zurückzukommen. Er gab sich viele Mühe, mir einen Wagen zu verschaffen. Ich selbst lief gestern den ganzen Tag in seidenen Strümpfen das kothige Städtchen auf und ab, und hatte vergebliche Arbeit. Alles ist für den Armeedienst in Beschlag genommen. Ich erniedrigte mich so tief, daß ich sogar den verwünschten Schelm wieder aufsuchte, der mich nach Kutno gebracht hatte. Ich vergab ihm in der Angst alle Sünden, und bat ihn nur mit weit vorgestrecktem Geldbeutel, mich wieder nach Sochazew zurückzubringen. Er aber schwor, Pferde und Wagen seien den gleichen Morgen ihm wieder genommen. Mein scharfsinniger Wirth hingegen meinte, der Erzschelm habe sein Fuhrwerk irgendwo auf dem Lande in sichere Verborgenheit gethan, damit es nicht wieder requirirt werde.

Heute endlich habe ich mit einem französischen Ingenieuroffizier, der bei meinem Wirth einquartiert ist, einen Vertrag geschlossen. Er reist nach Kladova. Ich begleite ihn bis dahin; dort tritt er mir das Fuhrwerk ab, und gibt mir Vollmacht, dasselbe als Requisitionsfuhre bis Sochazew, und wenn ich wollte, bis Blonie und Warschau zu benutzen. Meiner Sache sicherer zu sein, habe ich den Fuhrmann nicht nur von diesem Vertrag unterrichtet, sondern auch, daß ich von dem Requisitionswesen gegen ihn keinen Gebrauch machen und baar zahlen werde, so weit ich ihn gebrauche. Ich muß also, im schlechtesten Wetter, mich erst nach Kladova und dann wieder nach Kutno zurückbringen lassen, um nur Fuhrwerk zu haben. Denn begleitete

ich den Wagen nicht nach Kladova, liefe ich Gefahr, ganz um ihn zu kommen.

Es ist ein unbeschreibliches Elend hier im Lande. Unsere Befreier lassen uns die Befreiung theuer zahlen. Für Geld findet man kaum noch Brod.

Aber ich muß schließen, sonst versäume ich die reitende Post. O, wie beneide ich dies glückliche Blatt, das zwei Tage früher in Ihrem Zimmer sein kann, als ich! Mit diesem Brief geht zugleich ein anderer an meine Schwester ab, den ich gestern schrieb. Beruhigen Sie das liebe Mädchen, und sagen Sie ihr, daß ich zuverlässig übermorgen in Warschau bin.

Adieu! Ich sterbe fast vor Ungeduld, Sie wieder zu sehen. Mehr als einmal war ich gestern auf dem Sprung, in Tanzschuhen durch Schnee und Koth zu Fuß nach Warschau zurückzulaufen. Doch war die liebe Vernunft so gütig, meiner Sehnsucht die allerdings triftige Bemerkung zu machen, daß ich achtzehn bis neunzehn Meilen zu laufen hätte.

Leben Sie wohl! Möchten Sie den brennenden Kuß fühlen, den ich im Geist auf Ihre schöne Hand drücke! u. s. w.

Dritter Brief.

Posen, 26. Januar.

— — Gewiß, ich bin behext. Ich glaube nun an alle mögliche Zaubereien, da ich bisher an keine, als die Ihrer Anmuth, glaubte. Ich zweifle nicht mehr an der Gewalt der Kobolde und des schadenfrohen Teufels. Heute wollte ich, sollte ich in Warschau, in Ihrem Boudoir, zu Ihren Füßen sein, meine Angebetete, und alles Unglück trifft zusammen und bringt mich nach Posen, wo ich noch dazu meinen

Einzug als Gefangener gehalten habe. Erschrecken Sie nur nicht. Ich bin schon wieder auf freien Füßen.

Es geht mir, wie im Schlaf beim Alpdrücken. Je schneller ich vorwärts eilen will, je weiter komme ich rückwärts. Hat denn schon, seit Menschen geboren wurden, ein Menschenkind den Unfall erlebt, daß er, wie ich, von einem Ball weggeht, um eine Perlenschnur zu holen, und damit über vierzig Meilen weit in die wüste Welt hinausgeschleudert wird? Alle meine Sehnsucht, meine Ungeduld, mein Eifer, meine Klugheit, meine Vorsicht halfen zu nichts, als mich rückwärts zu bringen und immer rückwärts, wie der Sturm den geschicktesten und eifrigsten Schiffer auf dem Meere weit vom Port verschlägt, dem er entgegensteuert.

Mein Ingenieur und ich waren vorgestern, wie verabredet, nach Kladova mit einander gefahren. In dem elenden Neste saß eine Art Platzkommandant, zu dem sich der Ingenieur gleich nach unserer Ankunft verfügte. Dort fand er Befehl, ohne Verzögern nach Semvolne zu reisen. Er kam zurück und meldete mir mit Achselzucken und Millionen Entschuldigungen das Unglück, nicht sein Wort halten zu können: Dienst gehe Allem vor. Ich war vom Schreck fast sprachlos; bat, flehte, stellte ihm meine Verlegenheit vor — Alles umsonst. Er mußte nach Semvolne, und zuckte die Achseln. Während der Knecht die Pferde fütterte, lief der Ingenieur zum Kommandanten und begleitet von Soldaten, in alle Häuser und Ställe, Mittel zu schaffen, ein anderes Fuhrwerk zu bekommen. Ich folgte ihm. Außer einem geräumigen Miſtwagen fanden wir nichts.

Meinen Wagen zu behaupten, entschloß ich mich, selbst mit nach Semvolne zu fahren, wo ich im Nothfall auch leichter Vorspann zu erhalten Hoffnung hatte, und leidlichere Herberge, als in dem armseligen, unreinen Neste von Kladova. Der Ingenieur billigte meinen Entschluß. Doch blieb ich verstimmt, und wir waren Beide unterwegs nicht mehr so gesprächig und freundschaftlich, als vorher. Ja,

es gab hin und wieder sogar unbehagliche Wortwechsel; zu Sempolno schieden wir kalt von einander.

Desto zärtlicher war ich mit meinem Kutscher. Wir verabredeten, über Nacht zu bleiben, die Pferde ruhen zu lassen, und in frühester Frühe des andern Tages zurückzureisen. Meine Freigebigkeit wuchs, und zur Belohnung dafür saß ich mit der Morgendämmerung im Wagen, das Gesicht nach Warschau.

Wir waren kaum eine halbe Stunde aus Sempolno, so sahen wir drei französische Jäger zu Pferde mit verhängtem Zügel hinter uns her sprengen. Mein Kutscher, voll banger Ahnung, schlug mit besten Kräften auf sein Gespann ein. Ich fand seine Angst so überflüssig, als seine Eile fruchtlos. Die Franzosen waren bald bei uns, geboten uns zu halten, fluchten auf den Fuhrmann, der, wie sie sagten, ohne höhere Bewilligung aus der Requisition entwischt sei, befahlen ihm umzukehren, und sprachen sogar vom Füsilliren. Mein Phaeton verstand kein Wort, wohl aber die Geberdensprache der Weltüberwinder, und warf einen trübseligen Blick auf mich. Nun mischte ich mich ein. Das schienen die Kerls nur erwartet zu haben; denn nun wandten sie sich an mich, fragten mit vieler Höflichkeit, wer ich sei? und forderten meinen Paß. Ich hatte keinen. Darauf bemerkten sie mir in den gefälligsten Ausdrücken, ich sei verdächtig und müsse mich vor dem Platzkommandanten ausweisen, wenn ich die Güte haben wollte.

Ohne Zweifel waren die höflichen Grobiane, die nun ohne weitere Umstände Roß und Wagen umkehrten und nach Sempolno zurücktrieben, von meiner Güte vollkommen überzeugt. Der Platzkommandant, sobald er vernahm, ich habe der Requisition hinterlistiger Weise von ihrem Fuhrwerk entwendet, und nicht einmal Pässe für mich selbst, erklärte mich erstens für verdächtig, zweitens für einen von den Feinden Napoleons, drittens für gefangen. Meine Einwendungen dagegen halfen mir zum Trost, mich in Person beim Hauptquartier rechtfertigen zu können. Und zwei Stunden später hatte ich wirklich

die Ehre, in Gesellschaft eines Korporals und eines Oberlieutenants, die nach Posen, jedoch nicht meinetwillen, reisen sollten, dahin abzugehen, das heißt, zu fahren.

So lange man es mit allerlei kleinen Widerwärtigkeiten und unerwarteten Neckereien des Schicksals zu thun hat, kann man leicht die Geduld verlieren, vermuthlich weil man dabei noch obzusiegen hofft. Kömmt das Elend aber allzugrob, so wird es wieder lustig, weil der Mensch, wenn er sich übermannt und allen Widerstand eitel sieht, zu seinem angebornen Stolz heimkehrt und, weil er nichts mehr fürchtet, Alles verachtet.

Eben so ärgerlich mir in den vorigen Tagen die Plagereien gewesen waren, so spaßhaft schien es mir jetzt, als Gefangener, und zwar in Ballkleidern, nach Posen und an die Grenzen von Polen verschlagen zu werden. In der That, das Unglück war eben so groß nicht, und ich bin überzeugt, Sie lachen über mein Abenteuer so ausgelassen, als ich selbst. Ich habe nichts zu beklagen, als den Verlust der Augenblicke, welche ich nicht in Ihrer Nähe, meine liebenswürdige Gräfin, verleben konnte. Da sehen Sie nun, welches Unglück der Streit zweier schönen Frauenzimmer bringen kann. Sophiens Halsband ist an Allem Schuld, und ich schleppe es noch immer mit mir in der Welt herum.

Ich bin jetzt wirklich froh, in Posen zu sein. Im Hauptquartier ward ich sehr artig aufgenommen. Man machte mir Entschuldigungen mit der Strenge des Dienstes, und konnte sich nicht erwehren, über die unbarmherzige Laune eines Verhängnisses zu lachen, das mich mitten im Winter in seidenen Unterkleidern vom Tanzsaal der Hauptstadt in das Kriegsgetümmel an die Landesgrenzen bringt. Mein erstes Geschäft ist hier, mich ganz neu zu equipiren, denn ich sehe erbärmlich aus. Ich verlasse mich auf keine Requisitionskutschen mehr; habe ein braves Reitpferd gekauft, das mich zu Ihnen zurücktragen soll; lasse mir ein warmes Reisegewand machen, dessen militärischer

Schnitt mir bei den kommandirenden Korporalen der Weltüberwinder Achtung verschaffen kann, und habe nun auch Pässe, vermittelst welchen ich ungehindert bis zu Ihrem Vorzimmer gelangen werde.

Nichts hält mich mehr ab, zu Ihren Füßen zurückzufliegen, als Schneider und Schuhmacher. Vor übermorgen komme ich nicht weg, wie ich voraussehe. Von den kleinsten Umständen ist der arme Sterbliche immer am abhängigsten.

Die Zeit wird mir peinlich lang, und an dem kriegerischen Gewirre, das hier herrscht, den hunderterlei Uniformen, her- und hinziehenden Truppen habe ich mich schon vollkommen satt gesehen. Es gehört zu den merkwürdigsten Widersprüchen des räthselhaften Menschengeschlechts, daß alle Welt den Krieg als die größte Plage des Lebens verflucht, alle Welt die Mühseligkeit verwünscht, den Tod fürchtet, und sich tausendweis zu Krieg, Mühseligkeit und Tod bereitwillig hingibt.

Mein einziger Genuß ist, an Sie zu denken, mit Ihnen zu leben, leider nur in Gedanken! Sie bald im Tanz, bald am Klavier, bald am Putztisch, bald in der reizenden Nachlässigkeit Ihres häuslichen Seins, bald als Königin aller Schönen in jedem Zauber zu bewundern, den Ihnen Natur und Kunst spenden.

Nachschrift vom 28. Januar. Erst heute kann ich den Brief auf die Post geben. Ich bin zur Abreise fertig. Morgen früh breche ich auf. Ich reise in Gesellschaft einiger mir wohlbekannten polnischen und französischen Offiziere. Sagen Sie es meiner Schwester, daß ich am Dienstag bestimmt in Warschau eintreffe.

Vierter Brief.

Magdeburg, 2. April.

— — — Der Himmel weiß, geliebte Gräfin, ob Sie meinen mit Reißblei zu Dresden flüchtig hingekritzelten Brief erhalten haben

mögen; der Himmel weiß, ob Sie diese Zeilen empfangen werden. Ich will Ihnen also nur kurz wiederholen, was ich schon von Dresden aus schrieb, und meine Bitte, daß Sie Ihren ganzen Einfluß verwenden und vereint mit meinen Verwandten bei unserer Regierungskommission wie bei den französischen Behörden dahin arbeiten, daß ich wieder freigegeben werde.

Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß wir einige Stunden von Posen, zwischen Schwersens und Kostrzyn, sehr unerwartet von einer preußischen Streifpartei überfallen, umringt und gefangen wurden; daß von den Franzosen, in deren Gesellschaft ich ritt, ein Offizier und ein gemeiner Soldat dabei um's Leben kamen; daß Alle geplündert wurden, und ich mich nur dadurch vor Mißhelligkeiten rettete, daß ich dem preußischen Befehlshaber in deutscher Sprache sagen konnte, ich sei keine Militärperson, sondern bloß ein bürgerlicher Reisender, welcher zufällig zu diesen Franzosen gestoßen sei. Dies, mein Paß, der meine Aussagen bekräftigte, und die Erklärung, welche ich in kluger Angst that, daß ich, weit entfernt, mit den Franzosen gemeine Sache zu machen, ein treuer preußischer Unterthan wäre, der nichts sehnlicher wünsche, als die Befreiung Polens von der französischen Sündfluth, machten mir gutes Spiel. Der preußische Offizier war ein sehr menschlicher Mann. Da ich ihm auf seine Frage wegen der Truppenmenge in Posen meldete, daß ohne Zweifel noch denselben Tag mehrere Regimenter die Straße nach Warschau ziehen würden, entschloß er sich auf der Stelle zum Rückzug nach Schlesien, aber bedeutete mir zugleich, daß er mich für den Augenblick nicht frei geben könne; seine eigene Lage verböte dies.

Ohne als Gefangener behandelt zu werden, war ich doch einem Gefangenen gleich. Auf elenden Wegen kamen wir nach mehrern Tagen, halbverhungert, halberfroren, über die Warta nach Schlesien. Ob ich fluchte, ob ich lachte, half mir nichts. Ich verbarg vorsichtig Sophiens Schnur so gut ich konnte, und eben so mein weniges Geld;

denn ich traute dem Spiel des Kriegsglückes nicht, und that weislich daran. Unser Befehlshaber, der den Namen Major trug, muthete mir schon den folgenden Tag zu, als guter preußischer Unterthan den Fahnen des Königs, wenn auch nur als Freiwilliger, zu dienen. Ohne den Anstand zu verletzen, oder meinen Patriotismus verdächtig zu machen, konnte ich den ehrenvollen Antrag unmöglich zurückweisen. Ich that also Adjutantendienst mit Lieutenantscharakter, und sehnte mich mit Ungeduld nach einer bequemen Gelegenheit, davon zu kommen. Je tiefer wir in's Schlesische hineinkamen, je mehr entsank mir der Muth.

Wir litten von Frost, Schnee und Mangel an Lebensmitteln unbeschreiblich. Wohin wir kamen, mußten wir, was wir gebrauchten, mit Gewalt nehmen. Am beklagenswürdigsten waren unsere Kriegsgefangenen, die wir immer mit uns schleppten. Demungeachtet wiesen die Polen, denen ich ihr böses Schicksal am liebsten zu erleichtern suchte, alle meine Gefälligkeit stolz und unwillig ab. Ich las in den Augen meiner Landsleute, daß sie mich für einen Verräther hielten, und dieser Vorwurf war mir schmerzlicher, als alles übrige Elend. Auch empfand ich bald genug die Folgen ihres Hasses.

Der Major hatte sich nach Glogau gewendet; wir erreichten den Platz nicht. Eines Morgens, da sich unsere paar Kompagnien in einem Dorfe zum Abmarsch aufgestellt hatten, sprengten einige französische Husaren heran. Sie stutzten bei unserm Anblick, und machten sich eilig wieder zurück. Wie wir aus dem Dorfe hervorrückten, wurden wir von einer Schwadron leichter französischer Reiterei angefallen und umschwärmt. Diese machte unserm Befehlshaber keine Furcht; aber bald hatten wir rings umher mit mehrern Kompagnien Infanterie zu thun. Wir waren in eine Kolonne des Vandammeschen Armeekorps gefallen, und unsere Tapferkeit vergeblich. Die Preußen schlugen sich mit beispielloser Wuth, und eroberten sogar zwei von den Feldstücken, mit denen wir beschossen wurden. Das Ende vom

Spiel aber blieb dennoch, daß wir von der Uebermacht erdrückt und gezwungen wurden, uns zu ergeben. Wir hatten unserseits mehrere Todte und viele Verwundete.

Niemand war fröhlicher, als die durch das Gefecht befreiten französischen und polnischen Kriegsgefangenen. Die Letztern bezeichneten mich auf der Stelle dem französischen General als einen abtrünnigen Polen- und Franzosenfeind, der sie den Preußen verrathen, überliefert und sogleich bei denselben Dienste genommen hätte. Da mich der preußische Major bei Abzählung der Gefangenen den Siegern wirklich als seinen Lieutenant und Freiwilligen aufführte, half mir nichts zur Rechtfertigung. Die Posener Pässe vergrößerten nur meine Schuld. Pferd, Uhr und Geld wurden gute Beute der Ueberwinder. Ich mußte mit den übrigen Gefangenen zu Fuß durch Schnee und Koth waten und ward über Liegnitz und Dresden geführt.

Hier meldete ich Ihnen mein Unglück. Wir hatten in Dresden einige Ruhetage. Dann, mit einem Haufen anderer Gefangenen, ging es über Leipzig hierher nach Magdeburg. Schon seit acht Tagen bin ich in dieser Festung; die Einwohner haben viel Mitleiden und Güte mit uns, während sie selbst im höchsten Grade zu bemitleiden sind. Nirgends fand ich so große Niedergeschlagenheit, als in dieser Stadt. Alles flucht den Franzosen. Die Bürgerschaft hängt mit vollem Eifer ihrem unglücklichen König an, und gibt noch gar nicht die Hoffnung auf, wieder den preußischen Adler auf ihren Wällen zu erblicken.

Allem Anschein nach werde ich hier, wenn man sich in Warschau meiner nicht mit dem lebendigsten Eifer annimmt, als Kriegsgefangener das Ende des Krieges abwarten müssen. Meine wohlgeborgene Baarschaft fängt an zusammenzuschmelzen. Auf jeden Fall bitte ich meine gute Schwester in beiliegendem Briefchen, mir unter angezeigter Adresse Wechsel zu schicken.

Der Gouverneur ist ein gefälliger Mann. Ich hatte Gelegen-

heit, ihm, der ganzen Reihe nach, meine verdammten Abenteuer zu erzählen. Er fand sie so sonderbar, daß er beständig lachte und mir kaum glauben wollte. Er ist mit meinem Freunde Felix persönlich wohlbekannt. Mich aber frei zu geben, steht durchaus, wie er sagt, nicht in seiner Macht. Er weiset mich zur lieben, bittern Geduld; hat mir indessen zugesagt, sowohl ein Schreiben an Felix, als diesen Brief an Sie zu befördern.

Der Scherz des Schicksals ist beinahe zu grob, um noch spaßhaft zu sein. Und doch hilft mir mein Verzweifeln nichts. Ich bin so heiter, als man es in den verwünschten Umständen sein kann, und meine Gesundheit ist unverwüstlich. Beruhigen Sie sich also meinetwillen. Trösten Sie die gute Sophie. Ich zähle nun Tage, Stunden und Minuten, bis ich eine Antwort von Ihnen haben kann. Es wird mir sein, als hätte ich Sie selbst, wenn ich einmal eine Zeile von Ihnen sehe; u. s. w.

Fünfter Brief.

Nancy, 20. Mai.

— — Lustig! meine Sachen gehen vortrefflich. Am Ende glaube ich, mein wunderlicher Stern oder Unstern führt mich ganz unerwartet nach Paris, nach Lissabon, nach St. Domingo, nach Otaheiti, zu den Feuerländern, zu den Esquimaux, zu den Hottentotten, über Asien, neben den kleinfüßigen Chineserinnen, neben den frommen Kindern der Braminen vorbei, durch die persischen Gärten nach Warschau zurück. Ich zweifle keinen Augenblick länger daran. Meine Sachen *gehen vortrefflich*, ungeachtet ich immer wünschte, sie möchten auch einmal zum *Stehen* kommen. Da bin ich schon in Frankreich. Ich habe nach Lissabon nicht mehr weiter, als nach

Warschau; und bin ich einmal in Lissaben, was liegt mir daran, ob ich durch Asien oder Europa wieder zu Ihnen komme?

Aber weder die deutschen Mädchen — und doch gibt es allerliebste Gesichter darunter —, noch die Französinnen, noch die Spanierinnen, noch die üppigen Schönheiten der Freundschaftsinseln werden mich Ihnen treulos machen können. So weit ich bisher kam, sah ich doch nirgends so viel Reiz, Anmuth und Würde, als ich zu Warschau auf dem Ball verließ. Ach, hätte ich nur eine einzige Zeile von Ihnen!

Wer weiß, ob nun nicht Briefe von Ihnen, von Sophien für mich in Magdeburg liegen? Aber wer weiß denn nun in Magdeburg, wo ich stecke? Mit einem ungeheuren Haufen Kriegsgefangener wurde ich, nach Absendung meines Briefes an Sie, fortgeführt. Man sagte, wir kämen nach Mainz; in Mainz sagte man uns, wir kämen nach Lyon, und was wird man in Lyon sagen, wenn ich komme? Das Heer von Kriegsgefangenen, mit dem ich über den Rhein kam, ist in hundert Theile zersplittert. Es ging in alle Weltgegenden. Ich zweifle nun, wie gesagt, keinen Augenblick, ich muß eine Reise rund um die Welt machen. Wäre ich nur erst in Tibet beim Lama, oder beim Prophet in Mekka, oder am kaspischen Meere: so würde ich jubeln, denn ich wäre auf vollem Rückwege zu Ihnen.

Was sind wir doch für armselige Geschöpfe! Wie Ameisen sind wir, deren Haufen der ungefähre Tritt eines Rosses zerstört; wie Insekten, welche der Sturmwind in alle Lüfte entführt und wieder in entfernten Ländern niederläßt. Wie komme ich nach Nancy? Was geht mich der Krieg an?

Ich schicke Ihnen diese Zeilen, um Sie wenigstens wegen meines Lebens zu beruhigen. Lieber Himmel, es ist mir, als wäre ich schon seit mehr denn zwanzig Jahren von Ihnen entfernt. Wie viel Länder, Gebirge, Ströme, Völker liegen zwischen uns! Niemand steht mir gut dafür, daß ich nicht noch die Ehre haben werde, Ihr Gegenfüßler,

zu sein. Ach, meine reizende Gegenfüßlerin, und was würde dann aus dem Leben werden? Wie leicht könnten Sie mir unter den Füßen wegsterben, ohne daß ich ein Wörtchen davon wüßte. Ich sage mir — denn wenn Sie für einen Andern lebten, wären Sie da nicht todt für mich? Ich habe noch nie gelesen, daß eine Gegenfüßlerin den Gegenfüßler treu geliebt hätte.

Seit wir gefangenen Kriegshelden diesseits des Rheins wandeln, erlaubt man uns viel mehr Freiheiten, als auf deutschem Boden. Ich kann umhergehen, wo ich will, wenn ich mich nur zur gehörigen Stunde beim Kommandanten zeige. Ich kann ganz nach Gefallen leben, essen, trinken, wie ich will, versteht sich, für mein Geld. Wenn ich nur mehr, als das gewöhnliche Spielgeld, zu mir gesteckt hätte, da ich zu Ihnen auf den Ball fuhr, vor — ich glaube zwanzig Jahren.

Nächstens schreibe ich Ihnen wieder, und zwar von da, wo ich hoffen darf, bis zum Frieden eine bleibende Stätte zu behalten, und Antworten aus Warschau abwarten zu können. Vermuthlich aber, meine schöne Gegenfüßlerin, sende ich Ihnen meinen ersten Brief von der Insel Teneriffa oder Madagaskar; u. s. w.

Sechster Brief.

Acrs, 27. Juni.

— — Endlich habe ich mein Ziel erreicht. Ich bin bestimmt, bis zur Auswechslung der Kriegsgefangenen oder bis zum Frieden hier zu bleiben. So ist es mir leidlicher ergangen, als ich anfangs selbst erwartete. Von Warschau bis an die spanische Grenze geworfen werden, ist wahrhaft keine Kleinigkeit. Ich werde also weder Otaheiti, noch Ostindien sehen, ungeachtet dort aller Wahrscheinlichkeit zufolge mehr zu sehen sein mag, als hier in diesen Einöden an dem Adour.

So viel Franzosen ich in Polen erblickt hatte, verfluchten sie alle mein Vaterland. Ich gebe es ihnen aber in dem ihrigen redlich zurück. Welch ein erbärmliches, kahles, flaches, dürftiges Land das ist! Die französische Regierung kömmt bei mir stark in Verdacht, sie führe nur Krieg, um diese unübersehbaren Einsamkeiten zu bevölkern. Denn es sind hier fast so viel Kriegsgefangene, als Einwohner.

Das Städtchen ist halbzerfallen; mein Wirth thut sich aber nicht wenig auf das hohe Alterthum desselben zu gut. Ich will ihm die Freude lassen. Er hat eine junge Tochter, die mir viel artiger, als das älteste Städtchen zu sein scheint. Er empfiehlt mir, als Köstlichkeit, die warmen Bäder der Stadt, und glaubt, in der ganzen Welt seien solche Wunderbäder nicht. Aber der Mensch ist offenbar ein Narr. Warme Bäder und außerdem schon eine Hitze in dem Lande zum Ersticken! Ich bin von der Sonne schwarzgebrannt, wie ein Mulatte, und begreife nur kaum, wie das erwähnte junge Mädchen in dem alten Städtchen eine so reine, blendende Hand behalten hatte.

Die Kriegsgefangenen sind bei den Bürgern einquartiert. Wir haben aber nichts als die Wohnung frei. Alles Uebrige ist uns überlassen zu kaufen, wenn wir nicht verhungern wollen. Mein Geld geht zur Neige. Mein ganzer Reichthum ist Sophiens Halsband, das ich Ihnen zum Ball bringen sollte und nun in der Nachbarschaft der Pyrenäen verzehren muß. Ich hoffe, meine gute Sophie wird den einstweiligen Verlust für ihren Hals verschmerzen, und froh sein, daß ihr Schmuck dem armen Bruder das Leben gegen Hunger und Durst schützt. Schon habe ich einige große Diamanten und Perlen einem hiesigen Juwelier verkauft, der aber nicht im Stande war, sie baar zu bezahlen. Er mußte das Geld in Bayonne holen, einem Städtchen ungefähr zwölf französische Meilen von hier.

Seitdem kann ich wieder ganz gemächlich leben, einen Bedienten halten, Spazierritte in der Nachbarschaft machen, Besuche geben und das Loos meiner Mitgefangenen erleichtern; u. s. w.

Siebenter Brief*).

Acrs, 13. Juli.

— — Te Deum laudamus! Es ist Frieden! — Jedermann kömmt und wünscht mir Glück zur nahen Erlösung und Heimreise. Und in der That, die Reise von Acrs bis Warschau verdient einen Glückwunsch, denn ich traue dem Geschick nicht. Die Franzosen sprechen von nichts, als von Tilsit, und erheben ihren Napoleon zu den Göttern. Julius Cäsar und Alexander der Große, meinen sie, wären, wenn sie heutiges Tages lebten, kaum werth, Adjutantendienste beim großen Napoleon zu verrichten. Der hiesige Maire behauptete in einer dem Frieden zu Ehren gehaltenen Rede ohne anders, Tilsit sei an den Grenzen der asiatischen Tartarei hoch im Norden gelegen, und der linke Flügel der großen Armee habe seine Vorposten weit hinaus über das ewige Eis des Nordpols poussirt, wohin vorher noch kein Sterblicher den Fuß zu setzen gewagt. Die guten Leute von Acrs, die man auch Dare zu nennen pflegt, froren beim bloßen Einfall des Maire. Ohne Zweifel haben sie nach angehörter Rede die erste Zuflucht zu ihren warmen Bädern genommen, um die Polarkälte von sich abzuwehren.

Alle Tage erwarte ich nun die Wirkungen des Tilsiter Friedens, den Befehl zur Rückkehr, und ungeduldiger noch ein paar Buchstaben von Ihrer schönen Hand, liebenswürdige Gräfin, ehe ich vielleicht abreise.

Ich will einen bequemen und dauerhaften Reisewagen anschaffen; sobald ich frei bin und die Pässe habe, fliege ich mit Extrapost über den Rhein zur geliebten Weichsel. Meinen Bedienten, einen ehrlichen

---

*) Zwischen dem vorhergehenden und diesem Briefe sind mehrere verloren gegangen.

Teufel von Gascogner, bringe ich mit. Er ist mir sehr zugethan, und führt den großen Römernamen Pompejus. Der wunderliche Kauz hat keinen andern Fehler, als daß er unaufhörlich plaudert, ohne eben zu sorgen, wovon und was? Ueber eine versalzene Suppe kann er drei Stunden verhandeln. Ich habe es zuweilen noch gern, mich durch solchen Ozean von Wörtern überschütten zu lassen, wenn ich nichts denken mag, mich vom Heimweh zu Ihnen losreißen möchte, und doch nicht auf der Stelle mich selbst im Schlafe vergessen kann.

Schreiben Sie mir keine Antwort mehr, weder auf diesen, noch auf meine allfällig künftigen Briefe. Es würde nun alles zu spät sein.

Beifolgend sende ich Ihnen noch mein Tagebuch. Es mag mein Vorläufer sein, und Ihnen von meinen Erfahrungen, Bemerkungen und Abenteuern umständlicher plaudern, als ich es bisher in flüchtigen Briefen konnte. Ich schrieb es in müßigen Augenblicken, und deren waren nicht wenige. Sie erkennen darin mein Innerstes, und in dem Heiligthum meines Innersten immer wieder Ihr eigenes angebetetes Ich.

Vielleicht weinen Ihre Augen mitleidig ein Thränchen um den Unglücklichen am Abgrund — vielleicht ehe Sie zu lesen und zu weinen vollendet haben, küsse ich Ihnen die schöne Thräne von der erröthenden Wange.

Achter Brief.

Pampelona, 28. Juli.

Nehmen Sie, meine holde Gräfin, die erste, beste Karte von Spanien, suchen Sie da das Königreich Navarra, im Königreich Navarra die Hauptstadt Pampelona am Fuße der Pyrenäen, und denken Sie — da bin ich!

Ich habe einen wahren Kobold von Genius, der mich immer weiter von Ihnen zurückzieht, je zuverlässiger ich hoffe, bald bei Ihnen

zu sein. Die ganze Welt macht Frieden — ich allein muß mit der Welt im Krieg bleiben, und mich mit Alcaldes, Regidores, Procuratores, Escrivanos und Gott weiß was für Ehrenleuten herumbalgen. Nun ich die Pyrenäen einmal, freilich nicht mit bestem Willen, passirt habe, könnte doch wohl noch etwas aus einer Reise nach Lissabon, Madagascar, Calicut, Ispahan und Konstantinopel werden. Verlassen Sie sich auf gar nichts mehr, was ich Ihnen von meiner Rückreise nach Warschau vorher verkündige.

Ich hatte Ihre Briefpäckchen, mit Einschlüssen von der theuern Sophie, vom Oheim St —, vom Freunde W — und Grafen S — erhalten. Ihre Worte hatten mich in den höchsten Himmel entzückt — ich genoß die süßeste Vergeltung aller überstandenen Leiden. Da führt das Unglück den Weibel des Maire von Aers zu mir; der Weibel führt mich zum Maire; der Maire zum Richter, der Richter in ein Zimmer, wo verschiedene Leute waren, unter denen ich bloß den Juwelier oder Goldschmid kenne, welchem ich vor ungefähr drei Wochen, zur Bestreitung meiner Reisekosten, einen guten Theil von den Juweelen aus Sophiens Halsband verkauft hatte. Man zeigte mir die verkauften Edelsteine und Perlen in einem Schächtelchen mit der Frage vor: „ob ich gestehe, diese Kostbarkeiten wirklich dem Manne von Bayonne verkauft zu haben? Man zeigte mir den Juwelier. Ich besah die Waare, erkannte sie und bejahte die Frage mit Angabe vieler Nebenumstände. Man erklärt mich verhaftet; versiegelt mein Hab und Gut; führt mich nach Bayonne, stellt neue Verhöre mit mir an; fragt mich ganz naiv um den Aufenthalt meiner übrigen Raubgefährten, und ich erfahre nun erst, daß eine Fürstin von hohem Rang, indem sie in Irun die spanische Grenze berührte, auf der Landstraße von Räubern ausgeplündert worden sei. Ich beweise den Richtern meine Unschuld, indem ich den Ueberrest von Sophiens Halsband hervorziehe, an welchem die verkauften Perlen und Steine Stück um Stück nachzuzeigen waren. Man klatscht in die Hände, nimmt mir

die Perlenschnur, sperrt mich in engern Verhaft, läßt mir beiläufig wissen, daß das Halsband vollkommen mit dem gestohlenen der Fürstin, der Beschreibung zufolge, übereinstimme, und macht mir Hoffnung, daß, wenn ich noch ein Schmuckkästchen mit zehn kostbaren Ringen und ein Diamantkreuz der beraubten Dame herbeischaffen würde, ich mit lebenslänglicher Galeerenstrafe davon kommen könne. Ich antwortete, was zu antworten war. Nach acht Tagen ward ich auf Maulesel gepackt, wohlgeschlossen, wohlbewacht nach Pampelona geführt, wohin der Virey, wie es heißt, einige meiner Spießgesellen gefänglich eingezogen, und das Halsband zur Besichtigung, meine Person aber zur Konfrontation mit den Straßenräubern verlangt hat.

Was aus dieser tollen Geschichte werden möge, so schreibe ich Ihnen doch, damit Sie wissen, wo ich geblieben bin. Mehr aber schreibe ich auch nicht, weil ich den Brief offen an die Polizei abliefern und lesen lassen muß, ehe er Ihnen zugesandt wird. Beruhigen Sie meine Schwester. Werde ich in Spanien gehangen: so ist es Ihre Schuld, daß sie mich vom Ball wegschickten, das gottlose Halsband zu holen. Aber auch am Galgen habe ich noch die Ehre zu sein u. s. w.

Neunter Brief.

Bayonne, 14. August.

Ich hoffe, Sie haben sich um mein letztes Abenteuer wenig geängstigt. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Pampelona war ich schon freigesprochen, denn die daselbst anwesende Fürstin hatte sogleich mein Halsband nicht für das ihrige erkannt. Die Konfrontation, das Hängen und die lebenslänglichen Galeeren blieben von selbst weg. Man machte mir Entschuldigungen. Der Virey lud mich sogar zur Tafel, und ich ward der Fürstin vorgestellt.

Der spanische Boden brannte mir aber wie Gluth unter den

Sohlen. Der Virey ließ mich in seiner eigenen Equipage nach Bayonne führen. Hier sind mir die Pässe nach Warschau ausgefertigt; meine Chaise von Aers hat Pompejus gestern gebracht. Alles ist bereit zur Abfahrt; sie geht morgen vor sich.

Ob ich nun aber vorwärts nach Warschau, oder rückwärts nach Pampelona, Madrid, Cadix, Tanger und Marokko kommen werde, — das, meine Angebetete, will ich gar nicht entscheiden. Irgend ein Zauberer muß in Sie verliebt und auf mich eifersüchtig sein. Denn Verzauberung ist offenbar im Spiel. In der natürlichen Welt geht man nicht, um von einer Straße in Warschau zur andern zu kommen, über die Pyrenäen. Aber verhexte mich mein Feind in den Mond, ich würde Sie auch dort noch lieben. — Mein nächster Brief an Sie ist wahrscheinlich aus Algier datirt. Ich bin voller Resignation Ihr u. s. w.

Zehnter Brief.

Warschau, 3. Oktober.

So eben bin ich vom ersten Freudenrausch in den Armen meiner theuern Sophie genesen — seit einer halben Stunde hier angekommen. — O Amalie! Amalie! Zitternd vor Wonne melde ich mich bei Ihnen in diesen Zeilen an. Lassen Sie mich wissen, wann ich mit meiner Schwester bei Ihnen sein darf; u. s. w.

Der Abend vor der Hochzeit.

„Wir werden gewiß mit einander recht glücklich sein!“ sagte Fräulein Louise zu ihrer Tante am Abend vor der Hochzeit, und ihre Wangen glühten röther und ihre Augen strahlten vom innern Entzücken. Man kann wohl denken, wenn eine Braut sagt Wir, wen sie in der Welt damit meine.

„Ich zweifle nicht daran, liebe Louise,“ erwiederte die Tante: „sorget nur, daß ihr mit einander glücklich bleibet.“

„O, wer könnte zweifeln, daß wir's bleiben! Ich kenne mich. Und bin ich noch nicht gut: meine Liebe zu ihm wird mich besser machen. Und so lange wir uns lieben, können wir nicht unglücklich sein. Unsere Liebe wird nie altern.“

„Ach,“ seufzte die Tante, „du sprichst wie ein Mädchen von neunzehn Jahren am Tage vor der Hochzeit, im Rausche erfüllter Wünsche, im Rausche schöner Hoffnungen und Ahnungen. Liebes Kind, denke an mich, auch das Herz wird alt. Es kommen Tage, da der Zauber der Sinne erstirbt. Und ist das Blendwerk verflogen, dann erst wird offenbar, ob wir wahrhaft liebenswürdig sind. Wenn die Gewohnheit das Reizendste alltäglich macht, wenn die jugendliche Frische zusammenwelkt, wenn zum Licht sich im häuslichen Leben immer mehr Schatten gesellt: dann, Louise, und früher nicht, kann das Weib erst vom Manne sagen, er sei liebenswürdig; dann erst

der Mann vom Weibe: es blühe in unvergänglicher Anmuth. Aber wahrlich, den Tag vor der Hochzeit klingen mir dergleichen Betheurungen lächerlich.

„Ich verstehe Sie, Tantchen, Sie wollen sagen: nur unsere gegenseitigen Tugenden können uns in spätern Zeiten noch für einander Werth geben. Aber ist der, dem ich angehöre — denn von mir darf ich nichts, als einen frommen Willen rühmen, — ist er nicht der würdigste, edelste von allen jungen Männern der ganzen Stadt? Blühet nicht in seinem Wesen aller Adel, der zum Lebensglück führt?"

„Kind," versetzte die Tante, „ich gebe dir Recht. Tugenden blühen in dir, wie in ihm; ich darf dir das sagen, ohne zu schmeicheln. Aber, liebes Herz, sie blühen auch nur, und sind noch lange nicht unter Sonnengluth und Regengüssen gereift. Keine Blüthen täuschen mehr in den Erwartungen, als diese. Man weiß nie, in welchem Boden sie wurzeln. Wer kennt das Verborgene des Herzens?"

„Ei, Tantchen, Sie machen mir wahre Furcht."

„Desto besser, Louise. Sieh', so etwas ist gerade recht gut am Abend vor der Hochzeit. Ich habe dich aufrichtig lieb, darum will ich dir sagen, wie ich's denke. Ich bin noch keine alte Tante. Mit siebenundzwanzig Jahren sieht man noch wohlgemuth in's Leben hinaus, und ist man noch keine Betschwester. Ich habe einen herrlichen Mann. Ich bin glücklich. Darum habe ich das Recht, dir so zu reden, und dich auf ein Geheimniß aufmerksam zu machen, das du vielleicht noch nicht kennst, wovon man einem hübschen jungen Mädchen nicht viel spricht; was einen jungen Herrn nicht gerade am meisten beschäftigt — und doch das Allerwichtigste in jeder Haushaltung ist, woraus allein ewige Liebe und unzerstörbares Glück erwachsen."

Louise faßte mit beiden Händen die Hand der Tante. „Himmlische Tante! Sie wissen ja, Ihnen glaube ich Alles. Sie wollen sagen: bleibendes Glück und ewige Liebe werden uns nicht durch Zu-

fälligkeiten, durch vergängliche Reize, sondern nur durch die Tugenden des Gemüths verbürgt, die wir zu einander bringen. Die sind der beste Eheschatz, den wir zusammenbringen; die werden nie alt."

„Je nachdem, Louise. Auch die Tugenden können alt und mit dem Alter häßlich werden, wie die Reize des Körpers."

„Ei, Tantchen, was sagen Sie auch! Nennen Sie mir eine Tugend, die mit den Jahren häßlich werden könnte."

— Wenn sie häßlich geworden, nennen wir sie nicht mehr Tugend, so wie man ein schönes Mädchen nicht mehr schön nennt, wenn es mit der Zeit zum alten Mütterchen eingeschrumpft ist.

„Aber, Tantchen, Tugenden sind nichts Irdisches!"

— Je nachdem.

„Wie kann jemals Sanftmuth und Milde häßlich werden?"

— Sobald sie mit der Zeit weichliche Schlaffheit wird.

„Und männlicher Muth?"

— Wird zum rohen Trotz.

„Und Bescheidenheit?"

— Zur Kriecherei.

„Und edler Stolz?"

— Zum gemeinen Hochmuth.

„Und Dienstgefälligkeit?"

— Zur Allermannsfreundschaft und Achselträgerei.

„Nein, Tantchen, Sie machen mich beinahe böse. So kann mein künftiger Mann nie entarten. Eine Tugend hat er, die bewahrt ihn vor allem Abweg. Es liegt in ihm ein tiefer Sinn, ein unvertilgbares Gefühl für Alles, was groß und gut und schön ist. Und diese zarte Empfindsamkeit für alles Edle, sie lebt in mir, wie in ihm. Sie ist die uns angeborne Bürgin unserer Seligkeit."

— Und wenn sie mit euch altern sollte, würde sie zur häßlichen Empfindlichkeit; und Empfindlichkeit ist der wahre Eheteufel. Empfindsamkeit spreche ich Euch Beiden nicht ab; aber Gott bewahre

Euch, daß diese Grazie nicht zum alten, zänkischen Weibe werde. Kennst du die Gräfin Stammern?

„Die vor einem Jahre von ihrem Manne geschieden wurde?"

— Kennst du den wahren Grund von ihrer Scheidung?

„Man spricht allerlei davon."

— Sie hat mir die Geschichte selbst erzählt, und ich will sie dir wieder erzählen. Sie ist lehrreich und komisch zugleich; und hier als bloßes Beispiel anzubringen."

Louise war neugierig. Die Tante erzählte folgendermaßen:

Stammern und seine Frau wurden für das liebens- und beneidenswürdigste Paar gehalten. Ihre Ehe war die Folge einer nach und nach, aus mehrjährigem Umgang, erwachsenen zärtlichen Neigung für einander gewesen. Sie hatten sich mit wahrer Schwärmerei geliebt. Beide waren wie für einander geschaffen, schön und gut und gefühlvoll, in allen ihren Wünschen und Ansichten zusammentreffend.

Man erinnert sich noch der Auftritte, die es gab, als sie schon förmlich verlobt waren, und ihre Aeltern sich unter einander entzweiten, so daß die ganze Heirath rückgängig gemacht werden sollte. Die Gräfin ward vor Kummer sterbenskrank, und der schwärmerische Liebhaber drohte, wie Göthe's Werther oder Millers Siegwart zu enden. Genug, um das Leben der jungen Gräfin zu retten und den Grafen von einem verzweifelten Streich abzuhalten, mußten sich die Aeltern gern oder ungern, wenigstens dem Scheine nach, versöhnen. Die Versöhnung rettete das Leben beider Verlobten; aber sobald die Gräfin außer Gefahr war, entfernten sich die Aeltern wieder von einander, und suchten die Vermählung ein paar Jahre zu verschieben. Da machte sich das Pärchen eines Nachts auf, reisete über die Grenze, ließ sich vor dem Altar verbinden, kam als Mann und Frau zurück, und damit war der ganze Himmel auf die Erde niedergezogen.

Von nun an galt die Ehe dieses Paares als die glücklichste, als ein Muster der Eintracht und des Friedens. Die jungen Leute schienen nur vom Morgen bis zum Abend darauf zu sinnen, sich einander gefällig zu leben. Im ersten Jahre machten sie sich sogar Gedichte, die zärtlichsten, die gefühlvollsten von der Welt; im Winter wie im Sommer füllten sie sich einander das Zimmer mit bedeutsamen Blumen an; jedes Hausgeräth war ihnen durch eine liebliche Erinnerung werthvoll. Im zweiten Jahre hörten zwar diese Schwärmereien der Empfindsamkeit, die beinahe in Empfindelei überstreiften, auf; aber doch in allen Gesellschaften, Kränzchen, Bällen und Zerstreuungen sahen sie nur sich, suchten sie nur sich, lebten sie nur sich. Man fand es beinahe anstößig. Im dritten Jahre legten sie nun wohl diese liebenswürdige Unart ab, aber im Hause blieben sie dieselben. Im vierten schienen sie vom allerersten Rausche der Liebe zu genesen, wenigstens so weit, daß sie auch einzeln wohl, er hier, sie dort, ohne Heimweh in einer Gesellschaft den Abend, zuweilen gar einen Tag zubringen konnten. Desto entzückender war der Genuß des Sichwiederhabens. Im fünften konnte der Graf schon auf einige Wochen verreisen, ohne daß sein Herz vom Schmerz zerrissen und sie beim Abschied ohnmächtig wurde. Aber die damals von Beiden an einander geschriebenen Briefe müßtest du lesen! Wahrhaftig, Heloise schrieb nicht zärtlicher, nicht glühender mit Pope's Feder. Im sechsten ward man endlich so verständig, daß man es bei einer Trennung von wenigen Wochen allenfalls bei einem oder zwei freundlichen Briefen bewenden ließ. Im siebenten fühlten Beide, man könne sich innig lieben, ohne davon die Versicherung eben einander vom Morgen bis zum Abend mündlich und schriftlich wiederholen zu müssen. Das war schon viel. Ihr Glück hatte den höchsten Gipfel erreicht, weil sie zu einander das stille Vertrauen zärtlicher Freundschaft gefunden hatten. Im achten streiften sie den Egoismus der Liebe in solchem Grade von sich ab, daß sie auch für die übrige Welt mehr Empfindung bekamen,

und nicht bloß einzig für einander lebten, als wären sie allein die Lebendigen, und alle übrigen Menschen todte Figuranten auf ihrer Lebensbühne. Im neunten waren sie die liebenswürdigsten, wohlthätigsten, gefälligsten, gefühlvollsten Personen außer dem Hause, wie im Hause. Im zehnten waren sie, wie wir andere Menschenkinder und wie treffliche Leute zu sein pflegen, die schon zehn Jahre mit einander verheirathet sind.

Nur waren sie freilich zehn Jahre älter geworden; aber ihre Liebe auch, und leider — ihre Tugenden auch. Beide waren durch ihre Empfindsamkeit in der Stadt wirklich zum Sprichwort geworden. Jedermann liebte sie darum.

Schon im ersten Jahre des zweiten Zehends ihrer Ehe machten Beide an einander die Bemerkung, daß die Zärtlichkeit nicht mehr so stürmisch war. Sie fanden das sehr natürlich. Man kann lieben, ohne zu brausen. Im andern Jahre entdeckten sie an einander mancherlei kleine Schwächen, die vormals vom Mantel der Liebe bedeckt wurden. Ei nun, sie schonten derselben, und Eins ertrug die Fehler des Andern mit freundlicher Nachsicht. Im dritten gab es wohl hin und wieder eine leise, glimpfliche Erinnerung; doch fügte man sich in einander. Und fand sich wirklich Eins durch den Widerspruch des Andern einmal gekränkt, so hatte er die Gewißheit, der Beleidiger werde die süßeste Buße thun. Im vierten aber glaubte Jedes, das Bußethun käme doch wohl an ihn zu oft; man beargwohnte den Andern, er hätte Neigung, sich selber Alles und dem Andern Nichts zu verzeihen. Im fünften gab es manche kleine Neckerei, und das Bußethun blieb aus. Im sechsten fing man an, die Worte gegen einander abzuwägen, um gute Harmonie zu erhalten. Im siebenten gab es schon Mißverständnisse, und nichts war leichter, als daß Eins über die Aeußerungen des Andern empfindlich ward. Man legte sich das aber als Beweise der Liebe aus und des Zartgefühls; keine Wunde eines feindlichen Schwerts schmerzt so sehr, als der finstere Blick einer geliebten Person

Im achten folgten öftere Wortwechsel, aber man gab ihnen keine Folgen. In der besten Ehe ereignen sich dergleichen. Man that einige Tage böse mit einander, und ward wieder gut. Im neunten brachte die gegenseitige Empfindlichkeit endlich zu dem klugen Entschluß, allzuhäufige Berührungen mit einander zu meiden. „Du bist empfindlich," sagte der Graf, „und reizbar; ich bin es zuweilen auch. Das taugt nicht. Du kannst heftig werden, ich könnte es auch sein. Am besten, ich lasse dir in Allem deinen Willen; laß du mir den meinigen. Leben wir heiter neben einander, ohne uns einander zu plagen. Wir lieben uns, aber wir müssen uns mit unserer Liebe nicht zu Tode foltern." Die Gräfin fand das auch. Man führte gleichsam von nun an doppelte Wirthschaft. Man sah sich selten, als bei Tisch. Niemand fragte: woher kommst du, wohin gehst du? Man fand wieder ruhige Tage, lebte auf höflichem Fuß in Frieden und Eintracht. Und ward Eins über das Wort und Thun des Andern empfindlich, ging man mit einem Kompliment aus einander.

Eines Abends, im zehnten Jahr — da hast du also die Geschichte von zwanzig Jahren — kamen beide aus dem Schauspiel, speiseten mit einander zu Nacht, und setzten sich darauf plaudernd an's Kaminfeuer. Sie waren noch voll von den Empfindungen, welche ein Iffländisches Schauspiel in ihren zartfühlenden Herzen erregt hatte. Das Glück des ehelichen und häuslichen Lebens, dessen Schilderung sie von der Bühne entzückt hatte, schien sich bei ihnen zu erneuern und zu erwahren.

„Ach," sagte die Gräfin, „Alles gut, wenn man nur jung bliebe!"

— Klage du doch nicht. Wo ist eine Frau, die sich so frisch erhalten hätte, wie du? Ich finde zwischen dir, heut' und am Abend vor der Hochzeit, keinen Unterschied. Etwa kleine Launen! Nun, die muß man ertragen. Unsere Ehe gehört doch zu den beneidenswürdigsten auf der Erde. Wäre ich unvermählt und sähe dich, ich würde dir und keiner Andern die Hand bieten.

„Sehr artig!“ versetzte die Gräfin mit einem Seufzer. „Aber, lieber Freund, denk' auch, nun schon zwanzig Jahre! Was bin ich jetzt? Was war ich sonst.“

— Heut' ein hübsches Weibchen, damals ein hübsches Mädchen. Ich tauschte Eins um das Andere nicht. — Er stand auf und schloß sie küssend an seine Brust.

„Wir wären glücklich, ganz. Nur Eins, lieber Freund, Eins fehlt, was das Glück anderer Ehen vollendet.“

— Ich verstehe; ein Kind, das deine Anmuth und deine Tugend erbt. Aber — setzte der Graf hinzu und küßte die Hand seiner Gemahlin — du bist erst achtunddreißig, ich bin kaum viel über vierzig Jahre alt. Wer weiß, vielleicht . . .“

„O, wie glücklich wär' ich! Freilich nur ein einziges Kind gibt nicht minder Kummer und Furcht, als Freude. Der geringste Unfall kann es uns wieder rauben. Aber ja, zwei Kinder . . .“

— Du hast Recht. Und nicht zwei, sondern drei. Denn mit zweien — stürbe eins, wäre man wieder in der vorigen Angst. Ich bin gewiß, der Himmel erhört uns. Drei Kinder werden uns noch umspielen.

„Lieber Freund,“ sagte sie lächelnd, „fast wäre es doch zu viel. Das brächte uns in neue Verlegenheit. Zum Beispiel, wenn es Söhne wären?“

— Gut. Wir haben bei fünfundzwanzigtausend Gulden Einkünfte. Genug für uns und sie. Den Aeltesten gebe ich zur Armee; den Zweiten lasse ich in die diplomatische Carriere eintreten. Beide werden viel kosten — aber sie werden sich heben. Wir haben Verwandte, Rang und Ansehen.

„Aber du hast den jüngsten vergessen, lieber Freund.“

— Den Jüngsten? Gar nicht. Er wird geistlich; er wird Domherr. Die Präbende fehlt nicht.

„Was? Domherr? Mein Sohn ein Pfaff? Nein, wahrhaftig, daraus würde nichts.“

— Würde nichts? Wenn ich fragen darf, warum nicht? Er kann Abt, Fürstabt, Bischof werden.

„Nimmermehr! Ich mag nicht Mutter eines Mönchs sein, und meinen Sohn mit der kahlgeschornen Glatze und im Klosterkittel sehen. Pfui, was fällt dir ein? Und hätte ich hundert Söhne, ich würde es nicht zugeben."

— Du bist einmal bei sonderbarer Laune, liebes Weib. Was sein und unser Glück ist, wirst du, bei aller übeln Laune gegen den geistlichen Stand, gern zugeben.

„Und ich erkläre dir, fest erklär' ich's: in Ewigkeit nicht. Nenne es immerhin Laune. Ich weiß, du hast gern die Laune, gebietender Herr zu sein; aber vergiß nicht, daß auch eine Mutter wohl Recht haben könne."

— Gar keine. Der Vater hat die Einsicht.

„Wenn sie aber nicht immer ausreicht?"

— Reicht die meinige nicht hin, Frau Gräfin, so würde ich wahrlich die Ihrige zuletzt in Anspruch nehmen. Ich stehe dafür, daß, wenn der Fall eintritt, ich meinem Willen werde Achtung zu verschaffen wissen.

„Mein Himmel, ich weiß gar wohl, Sie sind mein Gemahl und Gebieter! aber ich habe nicht die Ehre, Ihre Magd zu sein."

— Und ich nicht Ihr Hofnarr, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen immer Nachgiebigkeit in Allem, vielleicht nur zu viel bewiesen. Aber so gern ich Grillen ertrage, verzeihen Sie, es gibt zuweilen Einfälle, die zu albern sein können.

„Sehr verbunden für die Lehre, davon Sie mir auf der Stelle einen derben, praktischen Beweis gaben. Wer auch immer wohl der Nachgiebigste gewesen sein mag? Jahre lang trage ich schweigend Ihre Unanständigkeiten, und verzeihe sie Ihnen großmüthig, mehr als Fehler des Verstandes und der Erziehung, denn als Fehler des Herzens. Aber endlich ermüdet die himmlischste Geduld."

— Da haben Sie völlig Recht. Die meinige war von Ihren Launen und Wunderlichkeiten schon längst auf herbe Proben gesetzt, und Sie können von Glück sagen, daß ich das Joch nicht schon vor Jahr und Tag gebrochen. Denn wahrhaftig, es ist nichts Liebliches, der gehorsame Diener von Ihren Thorheiten zu sein. Ich muß es einmal deutsch heraussagen.

„Wenn ich deutsch mit Ihnen hätte reden wollen, so würden Sie schon längst wissen, daß Sie ein stolzer, selbstgefälliger Egoist sind, mit dem schwer auszukommen ist; eine herzlose Figur, die immer von Gefühlen spricht, weil man mit dem am liebsten prahlt, was man nicht hat."

— Wirklich? Darum prahlen Sie so gern mit Ihrer Einsicht, mit Ihrem Zartsinn. Mögen Sie Andere täuschen; ich bin, dem Himmel sei's gedankt oder geklagt, schon lange enttäuscht. Tugend ist bei Ihnen am Ende weibliche Grimasse. Sie sind mir mit Ihrer Ziererei um so widerlicher, je besser ich Ihr Inneres kenne. Thäten Sie mir nicht leid, wahrhaftig, ich hätte Sie schon vor Jahr und Tag zu Ihrer Familie geschickt, um Ruhe zu haben.

„Sie kommen mir in meinen Wünschen nur zuvor. Ein steifer, langweiliger Egoist, wie Sie, ist nicht geschaffen, eine verständige Frau zu belustigen. Und nach einer solchen Erklärung begreifen Sie wohl, wird mich kein größeres Vergnügen erwarten, als Ihrer bald los zu sein."

— Allerliebst! So entlarvt sich denn Alles. Ich nehme Sie beim Wort, und wünsch' es mir nicht besser. Adieu! Lassen Sie sich etwas Angenehmes träumen. Morgen ist das Geschäft in's Reine gebracht.

„Je früher, je besser, Herr Graf."

So gingen Beide aus einander. Folgenden Tages ward der Notar berufen; Zeugen kamen; der Ehescheidungsakt wurde geschrieben, und beiderseitig unterzeichnet, was auch Freunde, Freundinnen,

Verwandte, selbst Personen vom ersten Rang dagegen sagen, bitten, warnen mochten. Die Trennung erfolgte.

So ward eine lange, eine scheinbar glückliche Verbindung plötzlich zerrissen. Der lächerliche Zwist über das künftige Loos dreier Söhne, die noch gar nicht in der Welt waren, zerriß den Faden, wo man einen Bund für die Ewigkeit vermuthete. Und wahrhaftig, der Graf, sowohl als die Gräfin gehörten doch zu den angenehmsten Menschen. Man kann ihnen nichts Böses nachsagen, als Schwachheiten, wie wir Alle sie haben.

„Komisch nannten Sie die Geschichte?“ sagte Luise mit düsterm Gesicht zur Tante: „Mich hat sie ganz niedergeschlagen. Ich begreife, wie auch bei sonst guten Menschen nach und nach die Ehe unglücklich werden kann. Trösten Sie mich nur wieder, denn Sie hätten mich sonst trostlos gemacht. Ich würde meinen künftigen Mann nie ohne Furcht wegen unserer Zukunft ansehen können. Denken Sie, welch ein Schicksal!“

„Was meinst du?“ fragte die Tante.

„Ach, Tantchen, wenn ich nur nie alt würde! So wäre ich gewiß, ich würde meinen Mann beständig an mich fesseln.“

„Du bist gewaltig irre, liebes Kindchen! Und wärst du immer frisch und schön wie heut': so würde das Auge deines Mannes durch vieljährige Gewohnheit doch endlich sehr gleichgültig dagegen werden. *Gewohnheit* ist die größte Zauberin in der Welt und eine der wohlthätigsten Feen im Hause. Sie macht das Schönste wie das Häßlichste alltäglich. Ist man jung und wird alt: die Gewohnheit hindert es, daß der Gemahl dessen gewahr wird. Umgekehrt, blieben *wir jung* und *er würde* alt, es könnte zuletzt schlimme Folgen haben und den betagten Herrn eifersüchtig machen. Besser ist's, wie es der liebe Gott einmal eingerichtet hat. Denke dir, du wärest

ein altes Mütterchen geworden und dein Mann ein blühender Jüngling: wie würde dir dabei zu Muthe sein?"

Luise rieb sich das Näschen und sagte: „Ich weiß nicht."

„Aber," fuhr die Tante fort, „ich will dich auf ein Geheimniß aufmerksam machen, welches —"

„Eben das," rief Louise hastig dazwischen, „eben das hätte ich so gern gehört."

Die Tante sagte: „Höre mir nun recht zu. Was ich dir sage, das habe ich probat gefunden. Es besteht aus zwei Theilen: der erste Theil des Mittels einer glücklichen Ehe verhindert an sich schon jede Möglichkeit der Zwietracht, und müßte selbst Spinne und Fliege zuletzt miteinander zu den besten Freunden machen. Der andere Theil ist das beste und sicherste Erhaltungsmittel weiblicher Anmuth."

„Ei!" rief Louise.

„Also die erste Hälfte des Mittels: Nimm deinen Bräutigam in der ersten einsamen Stunde nach der Trauung, und fordere von ihm ein Gelübde und gib ihm ein Gelübde. Versprechet einander feierlich: nie, auch im bloßen Scherz nicht, mit einander zu zänkeln, zu wortwechseln oder gegen einander ein wenig böse zu thun. Nie! Ich sage dir: nie! — Auch nur das Zänkeln aus Scherz, das Bösemiteinanderthun aus bloßer Neckerei, wird Einübung — zum Ernst. Merke dir das! — Ferner versprechet einander Beide herzlich und feierlich, nie vor einander irgend ein Geheimniß zu haben, unter welchem Vorwand, unter welcher Entschuldigung es auch sein könne. Ihr müsset einander beständig und jeden Augenblick klar durchschauen. Auch wenn Eins von Euch irgendwo gefehlt hätte — keinen Augenblick angestanden, und es frei gebeichtet, und wenn es mit Thränen sein sollte, aber gebeichtet! — Und so wie ihr Beide vor einander nichts geheim habet, so habet dagegen eure eigenen inneren Haus- und Ehe- und Herzens-

sachen vor Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Tante und aller Welt geheim. Ihr Beide, und Gott dazu, bauet nun eure eigene stille Welt. Jeder Dritte und Vierte, den ihr mit hineinzöget, würde Partei machen und zwischen euch Beiden stehen! Das darf nicht sein. Gelobt euch das. Erneuert das Gelübde bei jeder Versuchung. Ihr werdet euch wohl befinden. So werden eure Seelen gleichsam zusammenwachsen; so werdet ihr Beide nur Eins sein. Ach, wenn manches junge Paar dies einfache Kunststück der Lebensweisheit am Hochzeittage gewußt und sogleich benutzt hätte, wie manche Ehe wäre glücklicher, als sie leider ist."

Louise küßte die Hand der Tante mit Inbrunst. „Ich fühle, das muß sein. Wo das nicht ist, bleiben die Vermählten auch noch nach der Trauung immer zwei Fremde, die sich einander nicht kennen. Es soll sein, ohnedem kein Glück. Und nun noch, Tantchen, das beste Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit?"

Die Tante lächelte und sprach: „Wir dürfen uns gar nicht verhehlen, ein schöner Mann gefällt uns hundert Mal besser, als ein häßlicher; und den Männern gefällt es, wenn wir hübsch sind. Aber was wir schön nennen, was uns an den Männern, was den Männern an uns eigentlich gefällt, ist nicht bloß Haut und Haar und Wuchs und Farbe, wie an einem Bilde oder an einer Statue: sondern das Eigenthümliche, die Seele darin ist es, die uns durch Blick und Sprache, Ernst und Freude und Trauer bezaubert. Die Männer vergöttern uns, je mehr sie in uns Tugenden des Gemüths vermuthen, die unser Aeußeres verspricht; und wir finden einen boshaften Menschen widerlich, wenn er auch noch so hübsch und zierlich ist. — Eine junge Frau, die also ihre Schönheit bewahren will, bewahre nur eben die Seele, eben die schönen Gemüthseigenschaften, eben die Tugenden, durch welche sie den Geliebten fesselte. Und das beste Erhaltungsmittel der Tugend, daß sie nie altert, sondern ewig jung bleibt, ist Religion, dieser innigste Verein mit Gott

und Ewigkeit und Glauben; ist Religiosität, dies allen Menschen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott."

„Sieh, liebes Herz," fuhr die Tante fort, „es gibt Tugenden, die aus bloßer Lebensklugheit entstehen. Die altern mit der Zeit und ändern sich, weil auch beim Wechsel der Umstände und Neigungen die Klugheit ihre Mittel ändert, und weil die Klugheit mit den Jahren und Leidenschaften nicht immer wächst. Aber religiöse Tugenden können nicht ändern, sondern bleiben ewig dieselben, weil unser Gott immer derselbe ist, und weil die Ewigkeit immer dieselbe ist, der wir und unsere Geliebten entgegen gehen. Bewahre ein unschuldiges frommes Gemüth, Alles von Gott erwartend: so bleibst du in der Seelenschönheit, um derentwillen dich heute dein Bräutigam anbetet. Ich bin keine Herrenhuterin; ich bin keine Kopfhängerin: ich bin deine siebenundzwanzigjährige Tante. Ich tanze gern; ich schmücke mich gern; ich scherze gern. Aber eben darum sag' ich es dir. Sei eine liebe, fromme Christin, und du wirst als Mutter einst, und als Großmutter, schön sein!"

Louise schlug ihre Arme um den Nacken der Tante und weinte still und sprach: „Ich danke dir, Engel!"

Das Wirthshaus zu Cranſac.

„Welcher Ort iſt da vor uns?“ fragte ich den Poſtknecht.

„Cranſac, Herr Hauptmann.“

„Cranſac? Kann man behaglich über Nacht bleiben?“

„Das glaub' ich. Es iſt das beſte Wirthshaus; weit und breit kein beſſeres.“

Das war mir lieb zu hören, denn ich fühlte mich ſehr matt. Es iſt keine Kleinigkeit, von einer Krankheit halb geneſen, wieder aufbrechen und eine Reiſe von mehrern hundert Stunden machen zu müſſen. Mein Regiment lag in Perpignan, und ich kam aus Nantes. Eine ſchöne Strecke Weges! Und von Perpignan aus ſtand mir noch eine anmuthige Wanderung an der Spitze meiner Kompagnie durch das verdammte Katalonien bevor, wo ſchon ſo mancher brave Franzoſe ſein Grab fand.

Wir fuhren in den kleinen Ort hinein, der recht anmuthig am Fuße ſeiner umbüſchten Hügel gelagert iſt. Wir hielten vor einem hübſchen Hauſe. Thomas, mein Bedienter, ſprang ab und hob mich aus dem Wagen. Der Wirth, ein freundlicher Mann, führte mich in's Zimmer, nachdem er ſeinen Leuten Befehle wegen meines Gepäcks gegeben hatte.

In der Stube, die ſehr heiter, geräumig und reinlich war, wimmelte Alles von kleinen Mädchen. Einige ſaßen am Tiſche, einige unter dem Tiſche; einige kletterten am Fenſter hinauf; einige von den kleinſten ſpielten am Fußboden. Ein erwachſenes Mädchen von un-

gefähr sechszehn Jahren hielt ein Kind von einem Jahre auf den Armen, und tanzte mit demselben unter den andern umher. Im Winkel des Zimmers saß ein junger Mann, der den Kopf auf seine Hand gestützt hielt, nachdenkend schien, und sich wenig um den Lärmen der Kinder oder um die Anmuth der Tänzerinnen bekümmerte.

„Still da!“ rief der Wirth, als er mit mir in's Zimmer trat: „Annette, führe das wüthende Heer in's Freie hinaus! und du, Fanchon, bereite dem fremden Herrn sein Stübchen, Nummer Acht. Er bleibt über Nacht.“

Auf dies Gebot hin führte Annette, eine zarte Amorette von etwa vierzehn Jahren, den ganzen Schwarm der Kleinen hinaus. Fanchon, die Tänzerin, machte nur eine flüchtige, zierliche Verbeugung zum Gruß, tanzte zu dem nachdenkenden jungen Manne und sagte: „Mein Herr Philosoph, bequemen Sie sich ein wenig, meine jüngste Schwester zu unterhalten. Ich hoffe, Sie werden galant sein.“ Und mit den Worten pflanzte sie ihm das Kind, welches sie bisher im Arm getragen hatte, auf den Schoos. Es schien ihm nicht gelegen zu sein, aber er nahm es doch.

„Sie sind wohl gesegnet, Herr Wirth!“ sagte ich, und zeigte auf den davonspringenden Schwarm der Kleinen: „Gehören sie Ihnen alle an?“

„Ich wäre es, des Wunders wegen, zufrieden!“ erwiederte Herr Albret, so hieß der Wirth: „Mir aber gehört davon nur ungefähr die Hälfte an; die andere Hälfte sind Gespielen, die zum Namenstage meines dritten Mädchens gekommen sind.“

„Und wieviel Kinder haben Sie, Herr Albret?“

„Sechs Mädchen, mehr nicht.“

„Hilf Himmel! Alles Mädchen? Sechs Mädchen?“

„Danke Gott! müssen Sie sagen, Herr Hauptmann. Ein Vater kann sich kein glücklicheres Loos wünschen, wenn die Mädchen hübsch sind. Denn immer fällt von ihrem Glanz etwas auf ihn zurück. Alle

Welt liebkoset ihn, weil alle Welt die Mädchen im Sinn hat. Das bemerk' ich jetzt schon und erwirbt mir meine Fanchon. Ist die ausgeflogen, macht man mir schöne Mienen für Annetten. Ist Annette davon, gilt es für Julietten; mit der fertig, für Caton; dann für Celestine, dann für Lison und was noch nachrückt."

„Doch gestehen Sie, Herr Albret, die Aussicht ist nicht angenehm, sie alle nach und nach an Männer geben und aus dem Haus verlieren zu müssen."

„Nein, ich sehe es anders, als Sie. Ich lege mein Kapital nur an Zins, wenn ich die Töchter weggebe. Ich werde Großvater, dem die jungen Weiber ihre Kinder bringen. Da ist wieder neuer Lebensgenuß."

„Sie trösten sich, Herr Albret. Aber sechs hübsche Knaben statt der Mädchen hätten Sie doch stolz gemacht?"

„Knaben? Daß sich's Gott erbarme! Die wilden Buben hätten mir vor der Zeit mit Balgereien und Lümmelstreichen graues Haar gemacht, während ich mich bei meinen Töchtern verjünge. Wären die Söhne reif, würde der eine als Kaufmann beim Einmaleins verdorren, der andere sich für's Vaterland zum Krüppel, der dritte sogar todt schießen lassen, der vierte über Land und Meer gehen, der fünfte ein lustiger Habenichts werden, der sechste pfiffiger sein wollen, als der Vater. Das taugt nichts."

Indem hüpfte Fanchon herein, verneigte sich freundlich gegen mich und sagte: „Ihr Zimmer ist in Ordnung; es steht bei Ihnen, es zu beziehen." Der Wirth ward abgerufen. Ich nahm meinen Hut, um mein Zimmer zu suchen.

„Erlauben Sie," sagte Fanchon, „ich habe die Ehre, es Ihnen zu zeigen." Dann war sie mit ein paar kleinen Sätzen vor dem Manne, dem sie das Kind gegeben: „Herr Philosoph, Sie sind gegen Ihre kleine Dame sehr unartig. Sehen Sie, wie Lisen Sie anlächelt. Geschwind küssen Sie ihr die Hand und bitten Sie sie um Verzeihung."

Damit hielt sie ihm das Händchen des Kindes vor den Mund. Der Mann lächelte finster und sah kaum auf.

Dann sprang sie zu mir und sagte: „Ich habe die Ehre.“ So flog sie vor mir her, eine Treppe hinauf. Da öffnete sie die Thür eines kleinen saubern Zimmers. Sie mußte aber lange warten, ehe ich ihr nachkam. Ich entschuldigte mich wegen der Langsamkeit, ich sei ein Halbgenesener.

„Sie werden sich bei uns vollkommen herstellen,“ sagte sie: „die Bäder von Cransac thun Wunder, wie Sie wissen.“

„Davon weiß ich kein Wort, schöne Fanchon. Also Heilbäder haben Sie?“

„Die berühmtesten in der ganzen Welt. Man kommt sogar von Toulouse und Montpellier. Es verläßt uns Niemand, als vollkommen gesund und vergnügt.“

„Wer könnte Sie denn, schöne Fanchon, vergnügt verlassen?“

„Dafür lassen Sie mich sorgen, wenn's sein muß, Herr Hauptmann. Ich verstehe mich darauf, die Leute zu quälen, daß sie froh werden, meiner los zu sein.“

„O ich bitte, erweisen Sie mir die Ehre, mich auch ein bischen zu quälen.“

„Dazu kann Rath werden. Doch jetzt muß ich dem Philosophen drunten mein Schwesterchen abnehmen.“

„Wer ist, wenn ich fragen darf, der Herr, den Sie Ihren Philosophen nennen?“

„Ein äußerst liebenswürdiger, geistreicher, angenehmer junger Mann, der bloß den Fehler hat, daß er nicht lachen kann, selten spricht, und wenn er spricht, mit nichts zufrieden ist. Er nennt sich Herr von Orny, und ist ein Bagasi, der unsere Bäder wegen ihres Schwefelgeruchs zur Hölle wünscht.“

Ein Knix bei diesen Worten und sie war verschwunden.

Ich gestehe, das Mädchen war reizend genug, unsereinen zu

quälen. Ich beschloß, den folgenden Tag in Cransac zu bleiben und das Bad zu gebrauchen. Wo konnte ich angenehmere Gesellschaft und Bewirthung finden? Der Erholung war ich bedürftig.

In der Einsamkeit meines Zimmers hatte ich aber Langeweile. Ich ging hinab, wenigstens den schönen Schmetterling Fanchon zu sehen. Sie flatterte umher, Gott weiß, wo. Mir blieb Niemand zur Unterhaltung, als Herr von Orny, der mit den Fingern an den Fensterscheiben einen Marsch trommelte.

Ich fragte ihn nach der Natur der Bäder. Er sagte: „Sie stinken schon, wie faule Eier." — Ich sagte, daß ich ihretwillen eigentlich nicht gekommen sei. Er antwortete: „Desto besser für Sie." — Ich meinte, die Gegend umher schiene angenehm zu sein. Er erwiederte: „Was liegt daran? die Menschen sind desto unangenehmer." — „Doch eine Fanchon möchte man wohl noch dulden!" — fügte ich hinzu. — „So gut, wie eine Hornusse, die einem um den Kopf sumset."

Indem that der Herr von Orny, als ich ihm den Rücken zukehrte, einen lauten Schrei. Ich fuhr erschrocken zusammen. Ich wollte ihm beispringen. Da stand Fanchon vor ihm mit lieblicher, drohender Geberde, in der emporgehaltenen Hand eine Stecknadel, mit der sie ihn hinterrücks in die Schulter gestochen hatte. „Wissen Sie auch, mein Herr, daß wir Hornussen stechen können? Das ist die geringste meiner Strafen; zittern Sie vor der schwersten!"

„Dann würden Sie sein Herz treffen!" sagte ich.

„O, man trifft gar keins an beim Herrn von Orny!" versetzte sie und ging schnell davon.

Der junge Mann brummte und verließ das Zimmer. In der That ein seltsames Schauspiel für mich. Noch nie hatte ich einen Mann seines Alters, der Welt und Lebensart und ein angenehmes Aeußere von der Natur hatte, so unempfindlich gegen den Muthwillen eines hübschen Mädchens gesehen.

Allein wollte ich nicht bleiben. Ich ging in's Freie, besah aus

Langeweile die Umgebung des Hauses, und trat in den daranstoßenden Garten, wo Fanchons jüngere Schwester, Annette, Blumen begoß. Ich sah mit Lust der Thätigkeit des Geschöpfes zu. Ich pries den Vater selig. Dieser Engel, an den Grenzen seiner Kindheit, noch mit aller Harmlosigkeit und Unschuld derselben, und doch schon im keimenden Reiz der Jungfräulichkeit, würde, so zwischen den Blumen schwebend, in Lenardo de Vinci's Gemälde der Madonna zum Felsen reizender, idealer, als jedes der seinen gegeben sein.

„Wer kömmt?" sagte sie, ohne sich umzusehen, indem sie meine Fußtritte hörte.

„Ein Dieb!" sagte ich.

„Was will er stehlen?" fragte sie lachend, ohne nach mir zu sehen.

„Annettens schönste Blume."

Da setzte sie das Geschirr hin, und kam halb schüchtern gegen mich und sagte: „Die möchte ich doch selbst sehen."

Ich warf die Augen umher, und erblickte eine halbaufgeblühte Moosrose. — „Darf ich sie brechen?" fragte ich.

„Ein Dieb muß nicht fragen!" gab sie zur Antwort, und reichte mir eine kleine Scheere zum Abschneiden.

„Ich stehle nicht für mich!" sagte ich.

„Wem wollen Sie das Röschen geben?" fragte sie.

„Dem schönsten Mädchen von Cransac."

„Wohl, mein Herr, das muß ich erlauben. Aber kennen Sie denn die Mädchen von Cransac schon? Sie sind ja kaum seit einer Stunde angekommen."

„Ich kenne nur das Schönste von allen."

„Sie machen mich recht neugierig, mein Herr; erlauben Sie, daß ich Sie begleite?"

„Ich bitte Sie nur, sich ein Augenblickchen still zu halten!" erwiederte ich, und steckte geschwind die Rose ihr in's Band, welches die vollen braunen Locken ihres Hauptes zusammenhielt.

„Sie sind irre, Sie sind irre! Meine Schwester Fanchon ist die schönste von allen."

„Wie können Sie mir widersprechen, liebenswürdige Annette? Dürfen Sie Richterin in eigener Sache sein? Wenn ich nun erkläre, daß Sie für mich die Schönste der Schönen in Cransac sind, was können Sie dagegen sagen?"

„Nichts, als daß Sie mir bewiesen, für Sie sei das schönste Mädchen, das Ihnen nächste."

So ging das Gezänk fort. Sie mußte die Rose behalten. Nun führte sie mich zu allen ihren Blumenschätzen herum. Wir wurden in kurzer Zeit bekannt mit einander. Ehe der Abend verging, ward ich's mit der ganzen Familie. Auch Frau Albret, die Mutter der sechs schönen Kinder, war ein anmuthiges Weibchen, geschwätzig, geistvoll, lebendig, wie Alle. Nur der Murrkopf Orny machte zu unsern Scherzen bei allem Gelächter keine Miene.

Aus einem Tage zu Cransac wurden acht Tage. Ich packte jeden Abend für den folgenden Morgen ein, und jeden Morgen richtig wieder aus. Fanchon hielt redlich Wort, und quälte mich ärger, als ihren Philosophen, der bei allen ihren Neckerien gleichgültig blieb. Nie ward ich süßer gequält, nie schmerzlicher. Wie konnte ich die feine, zarte, flüchtige, heitere Sylfide gelassen um mich her gaukeln sehen? Ich fühlte, wie gefährlich sie meiner Ruhe ward, und waffnete mich vergebens. Ihr selbst, kaum in ihr sechszehntes Jahr getreten, ahnte nichts davon. Sie tändelte mit Amors Pfeilen, ohne deren Furchtbarkeit zu wissen. Sie vereinte mit allem Zauber jungfräulicher Anmuth leichtfertigen Kindersinn. Was man ihr Zärtliches sagte; ihre Schalkheit verdrehte den Ernst in's Komische.

Oft glaubte ich, daß sich für mich in ihrer Brust Theilnahme regte, wenn sie schwieg, wenn mit Wohlgefallen ihr Blick auf mir

ruhte und ein unaussprechlich seelenvolles Lächeln ihrer Augen mir sagen zu wollen schien: Versteh' mich, Ungläubiger! — Aber mit nichten. Das war nur Gutmüthigkeit, eine gewisse Treuherzigkeit, die wegen ihres Mangels an Weltkenntniß, recht gut neben der Feinheit ihres Geistes bestand. Sie blieb, die sie war, und fühlte für mich nicht mehr, als für Andere, denen sie wohlwollte. Gefallsüchtig war sie gar nicht, und hatte es nicht Ursache zu sein. Denn sie gefiel und gewann Herzen, und wußte es, daß sie gefiel. Das machte sie nicht eitel, sondern gab ihr nur dankbare Freundlichkeit gegen alle Welt, wie Kinder haben, mit denen Jeder gern tändelt. Und jenes weibliche Zartgefühl, jener jungfräuliche Adel, welcher mit der Unschuld immer verbunden zu sein pflegt, gab selbst ihrem Muthwillen eine Würde, die Keinen vergessen ließ, daß er die Grenzen des Schicklichen nie verletzen dürfe, ohne ihrer Achtung auf immer verlustig zu werden.

Zuweilen schien es, als habe der junge Menschenfeind Orny höhere Rechte über sie, als ein Anderer. Ich muß gestehen, er war der Mann, der durch sein Aeußeres gefallen konnte. Selbst seine düstere Laune gab ihm etwas Anziehendes. Während ihm Alles nicht recht war, that er Allen recht; und während er beständig zu murren hatte, war er die gutherzigste Seele von der Welt. Ich trat einmal in's Zimmer, als Fanchon, inzwischen er mit verschränkten Armen da saß und sie nicht ansehen mochte, ihm das Haar von der Stirn strich und mit der Hand die Falten seiner Stirn wegzuglätten suchte. Ich gestehe, der Anblick dieser Traulichkeit erregte mir etwas eifersüchtigen Verdruß. Sie dachte aber so wenig Arges dabei, daß sie, auch da ihre Aeltern zugleich mit mir eintraten, ihre Stellung nicht im mindesten änderte, sondern die Possen weiter trieb, über die wir Alle lachen mußten. Da von seiner Abreise Rede ward, blieb sie so gleichgültig, daß sie ganz in ihrer Art mit recht komischem Ernst ihm den Rath gab: „Gehen Sie mit dem Herrn Hauptmann nach Spanien. Da ist das wahre Paradies der Menschenfeinde. Man tödtet

sich, wo man einander begegnet, und Sie, Herr von Orny, werden da der Menschen gewiß auf die eine oder die andere Art los."

Ihre Schwester Annette hatte denselben unzerstörlichen Frohmuth, dieselbe Lebhaftigkeit und Anmuth des Geistes; nur athmete sie noch mehr in Kindlichkeit. Sie äußerte dabei mehr Innigkeit in ihren Gefühlen, als Fanchon. Es lag in dieser Unschuld wunderbare Hoheit. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßiger. Man konnte sagen, sie war schöner, als Fanchon; aber unmöglich, welche von beiden liebenswürdiger war.

Es machte mir Vergnügen, die Verschiedenheiten und Vorzüge dieser beiden Wesen zu beobachten. Annette war mir anhänglicher. Herr von Orny gefiel ihr wegen seines zuweilen bizarren Wesens weniger. „So etwas widersteht mir," sagte sie: „ich liebe den Himmel blau und rein." Mit kindlicher Vertraulichkeit theilte sie mir alle ihre kleinen Geheimnisse mit; forderte sie zu Allem, was sie vorhatte, meinen Rath. Selbst über ihren Anzug, und was sie wohl kleide, mußte ich meine Meinung geben.

Das Kind fesselte mich sehr. Aber auch wußte Annette schön und beweglich zu bitten, da ich endlich am achten Tage meines Aufenthalts zu Cransac den unveränderlichen Entschluß meiner Abreise anzeigte, so daß ich mich gezwungen sah, ihr nachzugeben, wenn Orny, der die Reise bis Perpignan mit mir zu machen entschlossen war, und mehr als ich auf's Abreisen drang, noch ein paar Tage zugeben würde.

Ich erstaunte, da Orny kam und mich selbst noch um einige Tage Aufschub bat. „Haben Sie sich von Annetten bereden lassen?" fragte ich: „Das hätte ich nicht von Ihrem eisernen Sinn erwartet."

„Ah!" sagte er, und fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wenn er ein mattes Lächeln, das ihn beschlich, wegwischen wollte: „Ich konnte es dem armen Kinde zuletzt nicht abschlagen, da ihm meine Weigerung Thränen auspreßte. Ich mußte mich mit der kleinen Hexe in Kapitulation einlassen, und sie schwatzte mir noch acht Tage ab,

unter dem Versprechen, dann keine Silbe mehr einzuwenden. Als ich endlich einwilligte — und wie war es anders möglich? — fiel sie mir in närrischer Freude um den Hals und gab mir sogar einen Kuß. Sie war ganz ausgelassen."

„Oh!" sagte ich: „um solchen Preis kann man sich oder einen Reisegefährten schon verkaufen."

„Es hängt von Ihnen ab, Herr Hauptmann, zu reisen, wann Sie wollen. Mein Wort bindet mich. Es würde mir aber angenehm sein, Sie auf der Fahrt nach Perpignan begleiten zu können."

Ich versicherte ihn, daß mir zuviel daran gelegen wäre, des Vergnügens seiner Gesellschaft zu genießen, als daß ich nicht noch eine Woche zugeben sollte, da mir ohnedem die Ruhe zu meiner kaum hergestellten Gesundheit wohlthätig schiene.

Als ich bald darauf Annetten wieder sah, hüpfte und tanzte sie mit triumphirender Miene vor mir.

„Gelt, mein Herr, unsereins kann auch noch einen Halbwilden, wie den Herrn von Orny, zähmen!" sagte sie lachend.

„Ich glaube es wohl, mit Gewaltsmitteln, mit denen Sie ihn bestürmten, würden Sie mich auch überwältigt haben. Ich beneide ihm aber weniger die Art, mit welcher Sie ihn zum Kapituliren trieben, als den Dank, den Sie ihm gewährten."

Sie lächelte mich schweigend und denkend mit unbeschreiblicher Holdseligkeit an.

„Wenigstens glaub' ich doch," fuhr ich fort, „ohne ungerecht zu sein, ebenfalls um so süßen Lohn bitten zu dürfen, als ihm ungebeten zu Theil ward."

Sie starrte mich ernst mit sonderbarem, durchdringendem Blick an, indem eine feine Röthe über ihr Engelsgesicht flog. Plötzlich drehte sie sich um, und tanzte, ein Volksliedchen trillernd, davon. Den Lohn empfing ich nicht. Nun erst argwöhnte ich, daß ich bei ihr, wie bei ihrer Schwester Fanchon, der gutmüthige Narr im Spiel

gewesen, und auf meine Rechnung genommen hatte, was eigentlich nur aus Theilnahme für Orny geschehen war. Ich gab mich zufrieden.

Die acht Tage verschwanden schnell. Es hat mich oft nachher gereut, die Zeit meines Aufenthalts in Cransac bei dieser zauberischen Familie verlängert zu haben. Denn immer näher und enger wurde ich an diese Herzen geflochten. Fanchons Schönheit machte zu lebhaften Eindruck auf mich. Ich liebte das Mädchen mit wachsender Leidenschaft, und war um so unglücklicher, da ich mich überzeugte, daß sie gar keine Ahnung von dem hatte, was Leidenschaft sei. Sie ward weder zurückhaltender noch traulicher, als sie am ersten Tage gewesen. Vielmehr schien sie dem mürrischen Orny weit näher zu stehen, oder sich mehr gegen ihn zu erlauben, etwa wie junge Mädchen in ihrem Verhalten unbedenklicher gegen betagte Leute zu sein pflegen. Aber wahrhaftig, Orny war nicht älter, als ich, und ich doch auch nicht jünger, als er.

Bisher, ich bekenne es, hatte ich mit Weibern getändelt, ohne mich selbst zu verstehen. Aber Fanchon war meine erste Liebe. Ich hatte alle Gewalt vonnöthen, damit ich mich nicht lächerlich mache. Inzwischen, die Scheidestunde kam. Und wahrlich, froh war ich, daß sie kam, wie herbe es auch meinem Herzen werden mochte.

Herr und Frau Albret waren so freundlich beim Abschiede, wie beim Empfang; Orny so trocken und kalt, wie man irgend sein kann, wenn man auf der Reise ein Wirthshaus verläßt. Fanchon, die mir nie reizender erschienen war, als in eben dem Augenblicke, da ich sie auf immer verlassen sollte, zeigte sich ganz unverändert. Beiden wünschte sie uns, mit gleicher Güte, glückliche Reise, gab einige drollige Einfälle dazu, und schien es darauf anzulegen, das Unangenehme eines Abschieds zu mildern, welches bei Trennung von Personen nicht fehlen kann, die mit einander frohe Tage und Wochen verlebt haben.

Nur die kleine Annette zeigte mehr Bewegtheit und Rührung. Sie hielt meine Hand eine Zeit lang; dann entfernte sie sich schnell.

Wie sie nach einer Weile zurückkam, brachte sie eine frischaufgeblühte Moosrose, und gab sie mir mit der einen Hand, indem sie mir in der andern eine verwelkte zeigte, die ich sogleich für diejenige erkannte, welche ich ihr am ersten Tage meiner Ankunft gegeben hatte. Sie sprach kein Wort. Ihr Gesicht war von Wehmuth überflossen. Als ich nun zum Abschied ihre Hand küßte, fiel sie mir um den Hals, küßte mich, schluchzte heftig und eilte davon.

Jetzt erst bemerkte ich auch in Fanchon's und ihrer Mutter Augen Thränen.

Wir stiegen ein; der Wagen fuhr davon.

Wir plauderten in den ersten Stunden wenig. Herr von Orny saß düster in einer Ecke, ich in der andern des Wagens. Das war mir schon recht. Auch das war mir recht, daß ich mir in seiner Gegenwart Gewalt anthun mußte; denn ich hätte weinen mögen, wie ein Kind. Fanchon, mit ihrem Thränenblick, schwebte mir immer noch neben dem Wagen.

Den andern Tag ward es mir schon leichter. Wir kamen über Toulouse und das schlechtgebaute Carcassonne. Mein Reisegefährte, ohnehin nicht redselig, öffnete nur den Mund, wenn er etwas zu tadeln fand. „Die Leute sind nur da, sich gegenseitig mit ihren Narrheiten oder Bosheiten zu plagen!" sagte er: „Das ist in Palästen und Hütten vollkommen gleich. Ich bin vielleicht Andern ebenfalls zur Qual; aber ich bin es, weil man es mir ist."

„Doch der schönen Fanchon schienen Sie eben nicht zur Qual zu sein!" versetzte ich: „Oder wären Sie wohl grausam genug, gegen das harmloseste Wesen unter dem Himmel ungerecht zu sein?"

„Ich läugne nicht," erwiederte er, „Kinder sind unter'm Mond die Engel des Lichts in der Hölle. Und Fanchon ist ein wahres Kind. Ich mied das Mädchen, weil ich in meinem Leben nie ein liebens-

würdigeres gesehen. Ich wäre länger in Cransac geblieben; denn die Abgeschiedenheit des kleinen Orts gefiel mir, so wie eine Art dummer Gutmüthigkeit der Leute, die wenigstens ihre Thorheit oder Tücke nicht recht zu überfirnissen verstehen. Aber ich blieb nicht, weil Fanchon da war."

„Welch ein Widerspruch!" rief ich.

„Keiner!" antwortete er: „Das Mädchen wäre vielleicht allein fähig gewesen, mich um alle Früchte meiner schmerzlich erworbenen Welt- und Selbstkenntniß zu bringen; mich zum Narren zu machen, oder mein Elend zu verdoppeln."

So sprach er und brach ab. Ich versuchte umsonst, ihn über die Familie Albret, bei der er beinahe ein Vierteljahr gewohnt hatte, zu weitern Gesprächen zu verleiten. Er antwortete entweder gar nicht, oder allenfalls mit einem Kopfnicken oder Achselzucken.

Wie er schon in Cransac gesagt hatte, war seine Absicht, mit mir bis Perpignan zu fahren, und mich dort zu verlassen. Seine Geschäfte kannte ich nicht. Auf der zweiten Station hinter Carcassonne fand er im Posthause eine Landkarte an der Wand. Er stand lange davor, rieb sich die Stirn, schrieb sich dann Einiges in die Brieftasche, kam zu mir und sagte: „Es ist besser, ich reise nach Marseille, und von da nach Italien."

Trotz dem setzte er sich doch wieder zu mir in den Wagen. Wir fuhren bis in die dunkle Nacht. Der Mond schien hell. Es war etwas Feierlich-Anmuthiges, längs den Gebirgen hinzufliegen, deren Wälder und Gipfel in scharfen Umrissen ihre Zacken und Hörner am reinen Himmel darstellten.

Plötzlich wandte sich auch der Herr von Orny, der bisher geschlafen zu haben schien, über den Schlag des Wagens hinaus, um die Gegend zu betrachten.

„Was ist das für eine Ruine dort am Berge?" rief er dem Postknecht zu.

„Das Schloß Loubre!“ erwiederte dieser.

„Richtig!“ sagte Herr von Orny: „Also ist drüben der Weg von Siegean?“

„Allerdings!“ entgegnete der Fuhrmann: „Es sind noch keine vier Wochen, da auf jener Straße in einer mondhellen Nacht, wie die heutige ist, eine Kutsche mit Reisenden von Räubern überfallen wurde. Mein Schwager Mathieu, der sie fuhr, wurde ermordet.“

„Und von Bellee sind wir nicht mehr weit?“ fiel ihm Orny in's Wort.

„Eine kleine halbe Stunde!“ erwiederte der Postknecht.

Nun warf sich Orny wieder in den Winkel des Reisewagens zurück und sprach kein Wort mehr.

Ich betrachtete aufmerksam die düstern, riesenhaft emporgehenden Mauergetrümmer des alten Schlosses. Sie gewährten in der wilden, stillen Einsamkeit, vom Mondlicht wunderbar beleuchtet, einen recht schauerlichen Anblick. Ueberhaupt sehe ich nie dergleichen Ruinen, ohne eine ganz eigene Empfindung von Schwermuth und Bangigkeit zu haben. Denn ich denke mir unwillkürlich eine lange Reihe von Glücks- und Unglückstagen derjenigen hinzu, die dort einst lachten und weinten, geboren wurden und starben, vom Urvater bis zum Urenkel hinab. Und das große Bild der Vergänglichkeit Aller schließt sich zuletzt mit dem Untergang ihres eigenen Hauses.

„Dies Schloß aber scheint mir noch nicht lange öde zu stehen!“ sagte ich zum Postknecht.

„Meinetwegen mögen es acht oder zwölf Jahre sein, daß es niedergebrannt wurde mit Allem, was darin war!“ antwortete der Fuhrmann.

„Erschrecklich! Und durch welche Umstände kam so großes Unglück?“ fragte ich weiter.

Er gab zur Antwort: „Wodurch? Das Landvolk war zusammengelaufen beim Ausbruch der Staatsumwälzung. Die Herrschaft war

verhaßt wegen ihrer Strenge und Härte. Da ward gestürmt und Alles niedergebrannt. Es war eine reiche Gräfin, der das Schloß gehörte. Sie ist verbrannt."

„Falsch!" rief der Herr von Orny plötzlich neben mir.

„Wohl, Herr!" entgegnete der Fuhrmann: „Ich weiß das aus dem Munde zuverlässiger Leute, die es mir erzählt haben. Auch ein junger Mensch, der im Schlosse geboren war, der der alten Gräfin Sohn gewesen sein soll, und den sie nicht hat anerkennen wollen, ist mit verbrannt. Das haben mir rechtschaffene Leute gesagt, die es wohl wissen können."

„Die haben gelogen!" rief Herr von Orny.

„Meinetwegen, wenn Sie es nicht glauben, oder besser wissen wollen, warum fragen Sie mich?" brummte der Postknecht unwillig; wandte sich wieder zu seinen Rossen, gab ihnen die Peitsche und jagte davon, daß es sauste.

„Also sind Sie davon unterrichtet?" sagte ich zum Herrn von Orny.

„Ziemlich genau," entgegnete er; „denn ich selbst bin der Sohn, der dort verbrannt sein soll."

„Wie? Sie selbst der Sohn und Enkel der alten Inhaber jenes Schlosses?" rief ich verwundert. — Die Geschichte oder dieser Zufall machte einen besondern Eindruck auf mich.

„Ich bin Niemand's Sohn!" brummte er.

„Aber Sie sagten erst vorhin, Sie wären —"

„Nun ja," antwortete er, „das ist kein Widerspruch."

Er schien meine Neugierde zu bemerken, und, was mich sehr freute, er that ihr, ohne sich darum bitten zu lassen, mit folgender Erzählung Genüge.

„Bis in mein fünfzehntes Jahr wurde ich vom Pfarrer desjenigen Dorfes erzogen, dessen Lichter wir vor einer halben Stunde aus der Dunkelheit rechter Hand schimmern sahen. Ich hielt ihn für meinen

Verwandten, oder gar für meinen Vater, der er vermöge seines Amtes nicht hätte sein dürfen. Ich hatte mich geirrt. Ich erfuhr erst nachher, daß ich ganz anderer Leute Kind sei; daß man mich ihm im vierten Jahr meines Lebens zugeführt hatte; daß er regelmäßig für mich ein ansehnliches Kostgeld erhielt; daß er sogar Verbindlichkeiten hatte, mich auf die beste Weise zu erziehen.

„Wenn ich ihn um meine Aeltern fragte, erwiederte er gewöhnlich nur: „Kind, du fragst mich zu viel. Deine Aeltern sind längst gestorben. Ich habe sie nicht gekannt. Man hat dich mir übergeben. Man zahlt mir für dich ein anständiges Kostgeld. Daher vermuthe ich, du müssest wohl gutes Vermögen besitzen. Doch wieviel und wo, das erfährst du einmal, wenn du älter bist."

„Ich liebte den ehrwürdigen Mann sehr. Mein junges Herz fühlte das Bedürfniß, sich an ein Herz zu schließen. Es war mir nicht wohl, keine Aeltern mehr, keine Seele zu haben, der ich näher angehöre. Ich beneidete die ärmsten Kinder des Dorfes um das Glück, von einer Mutter umarmt, von einer Mutter geküßt werden zu können.

„Der alte, fromme Herr gab mir eine ganz gute Erziehung in seiner Art. Er unterrichtete mich in Sprachen und Wissenschaften. Als ich fünfzehnjährig war, brachte er mich nach Montpellier, ein Jahr darauf nach Toulouse, um meine wissenschaftliche Ausbildung vollenden zu lassen. Dann sah ich ihn nie wieder, denn er starb. Doch bezog ich regelmäßig ein bestimmtes Geld vierteljährlich von einem Banquier, an den mich der Pfarrer gewiesen hatte. Ich glaubte lange, das komme von meinem ehrwürdigen Pflegevater. Vom Banquier aber vernahm ich, daß bald dieses, bald jenes Pariser Haus Aufträge für mich ertheile.

„Ich war glücklich. Wer sollte es nicht in jenem Alter sein? Meine Leidenschaften waren im Erwachen. Ich hatte eine glühende Einbildungskraft; ich war Dichter; die Welt strahlte mir in rosenfarbenem Licht. Ich schwärmte unter schönen Täuschungen. Ich kannte

die Menschen nicht. Ich liebte sie alle mit ungebundener Hingebung meines ganzen Wesens. Ich hatte mehr Geld, als nöthig war. Ich konnte froh leben und Vielen helfen. Ich hatte einen Freund, dem ich mit ganzer Seele anhing; und noch mehr, ich empfand zum ersten Male das Glück, zu lieben, und geliebt zu werden. Alle Seligkeiten des Lebens waren vor mir aufgethan. Wahrlich, ich komme mir jetzt wie ein Wahnsinniger vor.

„Wenige Wochen zerstörten alle meine Himmel, und machten mich nüchtern. Ich war in mein neunzehntes Jahr getreten. Die Geliebte, die ich — nein, nicht liebte, sondern anbetete —, war von sehr guter Herkunft, aber mit ihrer Mutter, einer Majorswittwe, in dürftigen Umständen. Ich beschloß, eine Anstellung zu suchen, und sobald ich dieselbe haben würde, der Auserwählten Hand zu erbitten, mein Glück zu erhöhen. Sie konnte, seit ich ihre Bekanntschaft gemacht, sehr anständig und ohne Sorgen mit ihrer Mutter leben; denn ich ließ ihr, ohne daß sie es wußte, den größten Theil meines Einkommens zufließen. Dazu bediente ich mich meines Freundes und Vertrauten. Er mußte Mittel und Wege suchen, der Familie die Unterstützung auf eine Weise zu geben, daß dabei mein Name verborgen blieb. Denn ich wollte nicht Dankbarkeit, sondern Liebe. Ich fürchtete, das zarte Verhältniß zu verletzen, wenn ich vor der Geliebten, als Wohlthäter, erschiene.

„Inzwischen wußte ich nicht, daß mein Busenfreund Mutter und Tochter mit meinem Gelde, im eigentlichen Sinn des Worts, für sich unterhielt; daß er ihre Armuth und mein Geld benutzt hatte, sich den Besitz des Mädchens zu verschaffen: daß, wo ich in Demuth ihre Unschuld und Heiligkeit verehrte, sie mich betrog; daß ich, als ein einfältiger Tropf, bestimmt war, im Nothfall ihr Mann zu werden, wenn je die Folgen ihres schändlichen Umgangs mit meinem Freunde sie öffentlicher Schande preiszugeben drohten. Das Alles erfuhr ich sehr unerwartet, sehr zufällig. Ich wollte eines Morgens der Ge-

liebten zu ihrem Namenstage ein Geschenk bringen. Sie öffnete leise und halb, auf mein Anpochen, die Thür ihres Zimmers; schien die Thüre wieder vor mir schließen zu wollen, that aber einen durchdringenden Schrei und stürzte zu Boden. Ich trat erschrocken hinein, und sah meinen Freund, beschäftigt, sich anzukleiden. Ich verlor beinahe die Besinnung. Er stand verstummt und beschämt da. Ich floh mit Abscheu. Ich war in Verzweiflung. Ich verfiel in ein hitziges Fieber. Nach meiner Herstellung erfuhr ich von andern Leuten, denen ich mich nie vorher anvertraut hatte, die Geschichte meiner Verrathung. Sowohl der Verräther als seine Buhlerin machten Versuche, wieder mit mir anzuknüpfen. Ich stieß beide zurück. Von dem Tage an ward der Judas mein bitterster Feind. Er verhöhnte mich öffentlich. Wir schlugen uns. Ich schoß ihm durch den Arm. Er schwor mir, noch blutend, Tod und Untergang.

„In derselben Zeit erhielt ich einen Besuch, der mich von Toulouse entfernte. Es kam eines Tages ein Reisender zu mir. Nachdem ich ihm bewiesen hatte, daß ich wirklich derselbe sei, den er suchte, — ich mußte sogar deswegen mit ihm persönlich zum Banquier, von welchem ich meine Gelder zu erhalten pflegte — faßte er Vertrauen.

„„Herr von Orny," sagte er, „ich bin beauftragt, Ihnen dieses versiegelte Paket einzuhändigen. Sie werden so gütig sein, mir darüber einen Empfangschein auszustellen." — Ich nahm das Paket und gab die Quittung. Dann sagte er: „Herr von Orny, Sie werden wohl thun, sich auf der Stelle zur Gräfin von Loubre zu begeben, und von derselben Ihre Rechte, als Sohn, anerkennen lassen. Die Gräfin ist Ihre Mutter. Die Beweise dafür, zum Theil von der Hand Ihres unlängst in Schottland verstorbenen Vaters, sind in dem Paket. Es leidet keinen Widerspruch. Die bisherigen Zahlungen für Sie hören auf; es ist Sache Ihrer Mutter, für Ihre Zukunft zu sorgen." — So sprach er.

„„Wo ist meine Mutter? Wo finde ich meine Mutter?" rief ich

im freudigen Schrecken und Entzücken. Gott weiß, wie mir zu Muth war. Der Reisende sagte mir, daß sie wirklich seit achtzehn Jahren in Paris gelebt habe, und nun nach einer langen Abwesenheit zum ersten Male wieder, häuslicher Angelegenheiten willen, nach der Languedoc auf ihr Stammschloß Loubre gegangen sei, wo sie nur wenige Monate verweilen werde.

„Ich quälte den Reisenden vergebens mit Fragen über meinen Vater, über meine Mutter und deren Verhältnisse. Er wußte von Allem nichts; er kannte beide nicht einmal persönlich. Was er that, geschah aus Aufträgen, vermuthlich von der Familie meines verstorbenen Vaters. Der Beauftragte selbst war kein Franzose, sondern ein Engländer. Er hatte sein Geschäft vollbracht und verließ mich.

„Auch das Paket, welches ich mit zitternden Händen erbrach, gab mir über die Verhältnisse meiner Aeltern keine Auskunft, noch warum sie so lange angestanden hatten, mich als ihren Sohn anzuerkennen. Ich fand in dem Paket schriftliche Erklärungen von der Hand meines Vaters; Briefe, mich betreffend, von der Hand der Gräfin; Taufscheine, Zeugnisse von meiner Amme, von einer mir unbekannten Pachterfamilie, bei der ich wahrscheinlich bis zum vierten Jahre meines Lebens verkostgeldet gewesen war; Zertifikate von meinem ehemaligen Pflegevater, dem Pfarrer, und andere Papiere, die unbestreitbar, wo nicht die Legitimität, doch die Legalität meiner Abkunft bewiesen.

„O wie gern verließ ich das mir verhaßte Toulouse! Ich hatte einen Freund, eine Geliebte verloren, nun aber eine Mutter wiedergefunden. Ich erinnerte mich aus meiner Knabenzeit, da ich noch beim alten Pfarrer gewohnt, zuweilen von der Gräfin im Schlosse zu Loubre gehört zu haben. Die Leute wußten damals nur, sie sei eben so schön, als unglücklich gewesen. Nun konnte ich mir dunkel deuten, daß ich selbst mehr oder minder Ursache oder Folge ihres Unglücks gewesen sein mochte.

„Ich kam an. Ich begab mich zitternd auf's Schloß. Ich ließ mich bei der Gräfin melden. Ich hatte auf der ganzen Reise die Rolle eingelernt, die ich nun spielen wollte, eh' ich meiner Mutter als wiedergefundener Sohn an die Brust sinken wollte. Ich zitterte, daß Schrecken und Entzücken der Mutter ihr Herz brechen könnte.

Man führte mich in ihr Zimmer. Die Gräfin kam; eine edle Gestalt, die mir Ehrfurcht einflößte, und welche noch von der Schönheit der Jugend so viel an sich trug, daß ich kaum glauben konnte, diese Frau habe mich geboren. Sie war noch nicht neununddreißig Jahre alt, aber sie glich einer Person, die kaum dreißig alt sein mochte.

„Ich trat zu ihr. Mein Herz war beklommen. Ich wollte zu ihr aufblicken; aber meine Augen verdunkelten sich in Freudenthränen. Ich wollte reden; aber meine Stimme brach im Uebermaß meiner Wehmuth. Ich stammelte meinen Namen. Ich sagte, woher ich komme. Ich fragte, ob sie nicht einen verlornen Sohn beklagt habe. Ich sank zu ihren Füßen auf die Knie, und stammelte den Muttern amen.

„Sie schien erschrocken, und sagte: „Junger Mann, fassen Sie sich. Was ist Ihr Begehren? Zu wem wollen Sie? Warum weinen Sie?" — Ich wiederholte ihr auf den Knieen meine Geschichte, und nannte sie Mutter.

„„Junger Mensch," antwortete sie gelassen, „Sie sind irre. Ich bin zwar die Gräfin, die Sie suchen; aber ich war nie vermählt, bin es noch jetzt nicht, und habe noch weniger einen Sohn gehabt, folglich auch keinen verloren. Ohne Zweifel hat man sich mit Ihrer Leichtgläubigkeit einen unanständigen Scherz erlaubt, oder Sie nur zum Werkzeug gebrauchen wollen, mich zu beleidigen. Stehen Sie auf."

„Ich stand auf, aber durch ihre Worte ganz verwirrt. Ich hatte Mühe, meine Besonnenheit wieder zu gewinnen. Ich sah sie nachdenkend und bewegt; aber in ihrer Miene lag nicht die süße Unruhe einer Mutter, die nahe daran war, einen verlornen Sohn zu umarmen, sondern die Unruhe der Verzweiflung und eines tödtlich-ver-

wundeten Stolzes. Sie behandelte mich, wie Einen, den man zum Besten gehabt habe, oder der vielleicht wirklich ein Halbnarr sei. Das kränkte mich. Doch maß ich mir, meiner Uebereilung, meiner Verwirrung die Schuld bei, daß die Gräfin solchen Ton annehmen mußte. Ich setzte ihr also sehr ruhig und gelassen meine Verhältnisse auseinander; ich zeigte ihr aus meinen Papieren einige ihrer eigenen Briefe, verschiedene Zertifikate, ihre eigene erste schriftliche Erklärung, daß, wenn ich das Alter der Mündigkeit erreiche, sie es übernehme, für mein Loos zu sorgen, und sie mir schon bei ihrem Leben einen guten Theil ihres Vermögens zusichern werde, damit ich nicht von ihrer Familie in der Erbschaft einst verkürzt werden könne. Ich zeigte ihr darauf eine von ihr ausgestellte förmliche Schenkung zu meinen Gunsten von fünfzehntausend Livres Renten jährlich, die sie vor ungefähr zehn Jahren auf Verlangen meines Vaters ihm für mich übersandt hatte. Doch erschien ich im Schenkungsakt nicht als ihr Sohn; das erhellte nur aus ihren Briefen und einigen andern beigelegten Zeugnissen. Nun verlangte ich ihre Willensäußerung zu wissen.

„Sie war in unbeschreiblicher Bestürzung. „Junger Mensch," sagte sie endlich: „ich war nie vermählt. Sie werden begreifen, daß ich Sie nicht für meinen Sohn erklären, und mich in meinem Alter dem öffentlichen Spott und der Schande preisgeben kann. Sie sind da im Besitz von Papieren, die — — Sie begreifen, daß ich mich erst von der Beschaffenheit dieser Papiere, wie von der Aechtheit Ihrer Person, genauer überzeugen muß. Lassen Sie mir Ihre Papiere für kurze Zeit zur Untersuchung. Ich werde Ihnen indessen in meinem Schlosse Wohnung geben."

„So sprach sie. Nun erst nahm ich wahr, daß sie mich nicht ableugnen könne, aber mich als einen Schandfleck ihres Lebens ansehen und verläugnen möchte; daß es ihr darum zu thun war, nur die Papiere, meine einzigen rechtsgültigen Beweise, in ihre Gewalt zu bekommen. Ich steckte die Papiere zu mir; erklärte ihr mein Erstaunen,

daß in ihrer Brust keine Empfindung für mich spreche; erklärte ihr, daß ich die Papiere nicht abgeben werde anders, als vor Gerichten; daß ich ihr acht Tage Bedenkzeit gäbe; daß ich zu Siegean ihren Entschluß abwarten, und dann meine Ansprüche rechtlich geltend machen würde, wenn sie bis dahin nicht die Gefühle einer Mutter über die Regungen ihres Familienstolzes herrschend werden ließe.

„Sie stand verstummt. Ich verließ sie mit empörtem Herzen. Wie ich die Schloßtreppe hinabging, hörte ich sie hinter mir schreien, allerlei Namen und die Befehle rufen: „Haltet den Menschen fest! Laßt ihn nicht aus dem Schlosse! Nehmt ihn in Verhaft! Setzt ihm nach!“ Einige Mägde sahen mich erschrocken an und riefen dem Thürhüter zu, er solle das Thor sperren. Ich warf den alten Kerl zu Boden, indem ich mein Pferd hinausführte. Ich setzte mich auf und jagte davon. Hinter mir her ward ein Schuß gethan. Ich sah mich um. Ich erblickte Bediente und Jäger vor dem Schloßthor, oben am Fenster die Gräfin, meine schändliche Mutter.

„In Siegean wollte ich in dem elenden Wirthshause die bestimmte Frist von acht Tagen abwarten. In der dritten Nacht erwachte ich von einem verworrenen Geräusch aus dem Schlafe. Ich horchte. Es waren Menschen in meinem Zimmer; vermuthlich Diebe. Ein Schimmer von Licht fuhr an der Decke umher. Es that sich eine Blendlaterne auf. Ich flog wie ein Rasender aus dem Bett auf, ergriff und schwang den Nachttisch und schlug um mich her. Die Laterne stürzte mit ihrem Träger zu Boden. Ein Anderer that einen dumpfen Schrei. Ich schlug noch lange wüthend herum, bis ich odemlos ward und bemerkte, ich müsse wohl allein sein. Ich nahm die Laterne und zündete meine Kerzen an. Im Wirthshause war Alles still im ersten Schlaf. Am Boden lag ein unbekannter Mensch. Ich hielt ihn für todt. Ich beschloß, Lärmen zu machen, kleidete mich in Eil an. Während dem bemerkte ich, daß der Unbekannte sich zu regen anfing. Er war nur von einem schweren Streich betäubt gefallen. Ich fiel

über ihn her, durchsuchte ihn. Er hatte ein geladenes Terzerol bei sich und ein langes Messer. Ich band ihm mit den Seilen meines Reisekoffers Hände und Füße, damit er mir nicht entlaufe. Darüber kam er ganz zu sich selbst. Er winselte, als er seinen Zustand sah. Mit dem Messer auf seine Brust zwang ich ihm das Geständniß dessen ab, was er bei mir gewollt. Nicht mein Geld, nicht mein Leben, sondern meine Papiere auf Befehl der Gräfin hatte er mit seinem Kameraden gewollt. Sie hatten gehofft, mich im Schlaf zu überrumpeln und zu schrecken. Am Boden lag auch eine Gesichtslarve.

„Der Gräfin zu schonen, machte ich keinen Lärmen. Der Kerl blieb mein Gefangener und Unterpfand. Der Gräfin schrieb ich durch einen Eilboten, sie müsse persönlich binnen vierundzwanzig Stunden in Siegean erscheinen und den Gefangenen durch Vergleich mit mir lösen. Statt ihrer erschien ein Bevollmächtigter. Der Vergleich wurde getroffen. Vor Notarien und Zeugen empfing ich in aller Form die Uebergabe der Schenkung, vermittelst welcher ich in den Besitz von fünfzehntausend Livres Renten kam. Aber alle meine Papiere mußte ich dagegen versiegelt in die Hände der Gräfin liefern.

„So schieden wir. Nun stand ich wieder einsamer, denn jemals in der Welt. Mein einziger Jugendfreund hatte mich betrogen; meine Geliebte hatte mich verrathen; meine Mutter hatte mich verachtet und verstoßen. Das geschah alles in den ersten Jahren unserer Staatsumwälzung. Ich bin seitdem viel in der Welt herumgefahren, und fand die Schlechtigkeit überall. In Paris entkam ich mit Noth dem Tode. Da war der Judas, mein ehemaliger Freund von Toulouse, ein wüthender Freiheitsapostel und Ankläger meiner Aristokratie geworden. Ich nahm Dienste unter den republikanischen Heeren. Ich machte einige Feldzüge mit. Am Rhein focht ich gegen die Condeer. In einem der Gefechte mit den Ausgewanderten erblickte ich unter denselben den Judas. Er erkannte mich. „Habe ich dich endlich?“ schrie er wüthend, und stürzte gegen mich; ich gegen ihn. Während

wir gegen einander fechten, schoß ihn ein Soldat meiner Kompagnie nieder, der mir zu Hilfe kam. — Da haben Sie meine Geschichte."

Wir waren während dieser Erzählung beim Posthause eines Städtchens vorgefahren. Wir beschlossen, einige Stunden der Ruhe zu genießen, und in aller Frühe weiter zu reisen. Der unglückliche Mann war mir durch seine Schicksale sehr werth geworden.

Folgenden Morgens, da wir beim Frühstück saßen, hob er plötzlich an: „Es bleibt dabei; ich reise nach Marseille, von da nach Italien. Ich verlasse Sie."

Ich bedauerte, seine Gesellschaft verlieren zu müssen, drang aber nicht in ihn, mich weiter zu begleiten. „Herr von Orny," sagte ich, „Sie haben mir durch Ihre vertrauliche Mittheilung die höchste Theilnahme eingeflößt. Ich wünschte im Stande zu sein, Ihnen durch irgend einen Dienst zu beweisen, wie sehr ich Sie schätze. Jetzt habe ich leider für Sie nichts Besseres, als einen guten Rath."

„Der wäre?" fragte er finster.

„Sie sind unglücklich, sehr unglücklich, weil Sie bei allen Ihren vortrefflichen Eigenschaften der ungerechteste Mann von der Welt geworden sind, nachdem Sie einst, als Jüngling, sich in einigen Personen getäuscht hatten, die Ihnen durch Zufall die nächsten gewesen waren. Es ist der gewöhnliche Gang aber, daß, wer anfangs zu viel und zu fest traut, nachher zu wenig glaubt und vertraut. Um einiger verächtlicher Menschen willen muß man keine Welt verachten. Wie manches edle Herz, das sich Ihnen seitdem gern genähert hätte, mögen Sie kalt zurückgestoßen haben!" — Gehen Sie nicht nach Marseille, nicht nach Italien; da werden Sie nicht genesen. Gehen Sie nach Cransac; da finden Sie in der vortrefflichen Familie Albret Arznei. Da kennt man Sie. Da hat man mit Ihren Schwächen Geduld; da ehrt man Ihre Tugenden. Und Sie

kennen diese Familie. Sagen Sie mir, welches Glied derselben ist von schlechterm Gemüth, als Sie? Sind die guten Menschen von Cransac Ihnen gleich, warum sträuben Sie sich gegen Ihre Ueberzeugung, sie liebenswürdig zu finden?"

Ich sagte das mit der reinsten Herzlichkeit. Er fühlte sich auch gar nicht dadurch beleidigt. Er murmelte nur ein paar Worte vor sich hin, und ging fort, Pferde zu bestellen. Er begleitete mich zum Wagen. Wir umarmten uns, wie alte Freunde. Er schien bewegt. Ich drückte ihn noch einmal an meine Brust und sagte leise zu ihm: „In Cransac ist Ihre Arznei." Dann verließ ich ihn.

Angekommen in Perpignan, erfuhr ich vom General, mein Regiment sei schon vor sechs Tagen nach Katalonien aufgebrochen. Zugleich überraschte er mich angenehm mit einem Brevet. Der Kaiser hatte mich zum Major gemacht. Ich eilte dem Regimente nach, und trat bei demselben sogleich meinen Dienst an.

Wir schlugen uns mit abwechselndem Glück ein paar Jahre lang mit den Spaniern. Ich will hier keine Geschichte unserer Feldzüge geben. Sie sind bekannt, und die Thaten der Einzelnen verschwinden in der ungeheuern Masse der Geschehenheiten. Nur das will ich sagen, weil ich es aus Erfahrung sagen kann, daß man der spanischen Nation, zumal den Katalaniern, die uns so lange widerstanden, viel zu viel Ehre anthut, wenn man ihr Heldenthum in den Himmel erhebt. Muth haben, ist gar kein Verdienst für Männer, und keiner Bewunderung werth. Die Katalonier, und so auch die übrigen Spanier, haben wahrhaftig nicht mehr Muth und Ausdauer, als andere Völker. Aber der große Haufe, besonders in den Dörfern, ist in Armuth und Entbehrung, Sittenlosigkeit und Arbeitsscheue, Unwissenheit und Vorurtheilen aufgewachsen. Solche Leute bekümmern sich wenig darum, wenn man ihre elenden Hütten wegbrennt. Die sind bald wieder aufgebaut. Haben sie ein paar Zwiebeln, eine Brodrinde, sind sie für den Tag zufrieden. Folglich fürchten sie keinen

Feind, und sehnen sich nach keinem Frieden, weil sie nichts zu verlieren haben. In zivilisirten Ländern ist das anders. Der gemeine Spanier kann im Kriege auf fremde Kosten leben, plündern, Beute machen. Da hat er mehr, als ihm der Friede verschafft. In wohlhabenden Ländern verliert auch der Sieger in der Länge des Krieges von seinem Wohlstand. Daher ist der Spanier im Kampf ausharrender gewesen, als es andere Völker waren. Es war nicht die Frucht seines Heldengeistes, seiner Gemüthsgröße, seiner Vaterlandsliebe. Er kennt die Sachen kaum. Er ist geborner Knecht seiner Obrigkeiten, seiner Pfaffen. Die bringen ihn mit einem Stück Geld und mit Hölle, Fegfeuer und Ablaß, wohin sie wollen. Sein ganzes Christenthum hängt in den Knoten des Rosenkranzes. Es sind unter den Spaniern herrliche, edle, o großsinnige Geister. Aber ihre Anzahl ist äußerst klein. Ich bedaure diese trefflichen Menschen, daß sie unter solchen Landsleuten leben müssen.

Wir hatten einen schweren Dienst; fast täglich Märsche und kleine Gefechte. Boden und Klima des Landes stritten gegen uns. Die angenehmsten Augenblicke genoß ich hier, wenn ich einsam sein und träumen konnte. Und wovon träumte ich? Von Cransac und Fanchon. Ihr Bild war so fest in meinem Gedächtniß, daß ich unzählige Male mir zum Vergnügen ihren Schattenriß mit der Scheere in Papier ausschnitt, und er war immer wohlgetroffen.

Ich lebte übrigens in Spanien, selbst in den langweiligen Garnisonen, sehr eingezogen. Meine Kameraden nannten mich oft den Menschenscheuen. In der That wäre ich beinahe das geworden, wovon ich den Herrn von Orny gern geheilt hätte. Ich war aber auf ganz entgegengesetztem Wege zu meiner Stimmung gelangt, als er. Ich war gleichgültig gegen die menschliche Gesellschaft geworden, ja ich mied sie, wie ich konnte, nicht weil ich von ihr betrogen worden war, sondern weil ich nie wieder so liebenswürdige Menschen finden zu können Hoffnung besaß, als ich in der Familie Albret angetroffen

hatte. Wer das Köstliche genossen, fragt dem Gemeinen nicht mehr nach. Der Tod meines Vaters, der mir ein anständiges Vermögen hinterließ, und die Unmöglichkeit, mich vom Kriegsdienst zurückzuziehen, vermehrten meine Verstimmung.

In dieser unbehaglichen Lage hielt ich noch ein paar Jahre aus. Sie waren reich an Begebenheiten und Thaten, die aber eher verdienen, vergessen, als erzählt zu werden. Eine Kugel endete unter den Wällen von Tarragona meine militärische Laufbahn. Kurz zuvor hatte ich den Orden der Ehrenlegion empfangen, bald nachher die Stelle eines Oberstlieutenants. Die Wälle von Tarragona wurden erstürmt. Ich führte mein Bataillon, und eine Flintenkugel, die mir den Fuß durchbohrte, warf mich zu Boden. Man hatte so viel Menschlichkeit, mich aus dem Getümmel hinwegzutragen. Meine Soldaten liebten mich. Ich verlor viel Blut und eine Zeit lang die Besinnung. Man brachte mich nach Barcelona. Es war anfangs die Frage, ob man mir den Untertheil des Fußes abnehmen wolle. Mir galt Alles gleich. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn man mir den Tod angekündigt haben würde. Der Gedanke, mich zeitlebens als Krüppel an den Krücken umherschleppen zu müssen, hatte durchaus für mich nichts Erquickendes.

Die Sachen änderten. Ein junger Wundarzt nahm sich meiner mit Vorliebe an, und widersprach keck seinen Vorgesetzten, die mir meinen Fuß nehmen wollten. Der junge Mann verstand mehr, als seine Obern, was in der Welt gar nichts Seltenes ist. Die Herren stritten lange. Die Oberärzte behaupteten, ich müsse den Fuß oder das Leben im Stich lassen; der Brand sei unvermeidlich. Der junge Unterarzt behauptete, man könne mir beides lassen; nur der verletzte Fuß würde steif und ich zum Militärdienst untauglich bleiben. Man ließ mir endlich die Wahl. Ich entschied, mit angedrohter Lebensgefahr, mich dem jungen Unterarzt anzuvertrauen. Und ich that wohl daran. Ich behielt den Fuß und das Leben.

Die Heilung zog sich in die Länge. Inzwischen erhielt ich den ehrenvollen Abschied mit Jahrgehalt. Man schleppte mich von Barcelona in die Bäder; von den Bädern nach Figueras und Perpignan. An einem Krückenstock konnte ich wieder wandern, ohne Schmerz, ohne hinken zu müssen. Der Fuß hatte nur eine große Schwäche behalten. Aber auch diese, bis auf eine gewisse Steifheit, verlor sich nach und nach.

Man gab mir den Rath zur Fortsetzung des Gebrauchs von Mineralbädern. Ich war entschlossen, in meine Heimath zu gehen, um mich in Besitz meines väterlichen Gutes zu setzen. Da mein Vermögen aber unter Aufsicht eines meiner Verwandten wohl besorgt war, dachte ich, nicht ohne Herzklopfen, an die Bäder von Cransac. Ach, ich hatte nur zu oft schon dahin gedacht! Doch dahin zu gehen, hielt mich mancherlei Besorgniß zurück. Fanchon war ohne Zweifel schon vermählt. Seit vier bis fünf Jahren hatte sich in der Familie Albret gewiß viel verändert. Und wäre Fanchon noch frei gewesen, was hatte ich von ihr zu erwarten? Ich liebte sie einst; sie aber hatte mich nie geliebt. Ich setzte von neuem meine Ruhe und Zufriedenheit für lange Zeit auf's Spiel. Fanchon konnte auch gestorben sein. Das Herz bebte mir bei dem Gedanken. Besser für mich, ich blieb in der Unwissenheit. Ich war jetzt so glücklich, so harmlos, als man es irgend mit einem steifen Fuße sein kann. Keine Leidenschaft quälte mich. Die Stürme der ersten Liebe hatten sich verloren. Ich war unabhängig, und die Welt stand mir offen.

Ich kämpfte lange mit mir, und entschied endlich, wogegen meine Vernunft kämpfte, wohin mein Herz mich zog, nach Cransac zu gehen.

In einem bequemen Wagen, den ich in Perpignan zu kaufen Gelegenheit fand, fuhr ich, begleitet von meinem vielgetreuen Thomas, nach Cransac.

Als ich nach einigen Tagen endlich den kleinen Ort, der meine Gedanken so oft beschäftigt hatte, in der Ferne vor mir liegen sah, ergriff mich eine seltsame Angst. Ich wünschte, weit davon zu sein;

und wenig fehlte, ich hätte dem Postknecht Befehl gegeben, wieder umzukehren. Es war mir, wie Ahnung, es sei nicht gut für mich, dahin zu gehen, — es erwarte mich ein Unglück. Umsonst suchte ich meine abergläubige Furcht zu überwinden. Ich fuhr durch den Ort, und hielt vor dem mir nur allzuwohl bekannten Wirthshause still mit Herzklopfen.

Es war eine liebliche Sonntagsfrühe. Die ganze Familie Albret befand sich in der Kirche, außer — — sie kam mir entgegen, wie ich in's Haus trat. Wem hätte da nicht das Herz klopfen müssen? Es war Fanchon. Es war nicht Fanchen, sondern eine lebendige Vergöttlichung Fanchons. Immer noch hatte ich mir das kaum sechszehnjährige Mädchen in meinen Einbildungen vorgestellt; — aber welche Verwandlungen können vier Jahre verursachen! Es war die vollendete Jungfrau, in einem Liebreiz, in einer Zartheit, in einer Würde — — ich kann den Eindruck nicht aussprechen, welchen dieser Anblick auf mich machte. Ich blieb nach einer stummen Verbeugung sprachlos vor ihr stehen. Sie begrüßte mich in ihrer freundlichen Weise, mit dem ihr eigenthümlichen unschuldig-verführerischen Lächeln.

„Gott, wie schön Sie geworden sind!" sagte ich endlich: „Aber mich kennen Sie nicht mehr."

Sie hatte mich freilich eben so schnell erkannt, als ich sie. Ihre Erröthung, der freudige Blick ihres Auges verrieth es. „Halten Sie uns für Leute von so kurzem Gedächtniß?" sagte sie: „Noch gestern Abend unterhielten wir uns von Ihnen. Wir hielten Sie für verloren und todt, wenigstens für uns. Welches Wunder führt Sie zu uns?"

„Wie können Sie so fragen?" sagte ich, und drückte ihre Hand an meine Lippen: „Welches Wunder könnte es sein, wenn es nicht das schönste aller Wunder unter dem Himmel wäre, wenn Sie es nicht selbst wären? Sie hätten auch, wäre ich in Spanien gefallen, meinen Geist wieder in die Oberwelt gerufen."

„Wäre das in meiner Gewalt gewesen," sagte sie schalkhaft lächelnd, „würde ich mich wohl gehütet haben, Sie zu früh aus dem Fegefeuer zu rufen, ehe Sie darin von aller Lust an Schmeichelei geläutert, die reinste Wahrheit geworden sein würden."

„Ach," rief ich, indem wir in's Zimmer traten, wo Alles noch in der mir wohlbekannten Ordnung stand und lag, „lassen Sie mir immerhin Spanien als ein Fegefeuer gelten, und mich hier meinen Himmel wiederfinden, den ich sonst nirgends fand, seit ich Sie verließ."

„Sie gehören also zu den gefallenen Engeln, die den Himmel aus Ehrgeiz verließen?" erwiederte sie: „Wer steht dafür, daß Sie nicht abermals Rebellion beginnen und den langweiligen Himmel für die spanische Hölle vertauschen wollen?"

„Dafür kann ich keinen andern Bürgen stellen, als die schöne Himmelkönigin selbst, wenn sie gnadenreich auf mich blicken will, der ich der getreueste Unterthan sein würde."

Sie hob drohend gegen mich den Finger auf und sagte: „Sie haben in der That noch viel vom gefallenen Engel an sich, und kehren böser heim, als Sie uns verließen."

„So heiligen Sie mich wieder durch Ihre Güte. Schon meine Wiederkehr verräth Ihnen die Sehnsucht nach Besserung. Wenn Sie mich nicht aus dem Himmel stoßen, verlasse ich ihn nie wieder. Werden Sie mich verstoßen?"

Sie erröthete, und konnte nicht antworten.

„Werden Sie mich verstoßen?" fragte ich, und sah forschend auf sie hin.

Sie nahm sogleich wieder ihre muntere Laune an, und erwiederte: „Je nachdem Sie fromm sind. Wir wollen sehen. Aber ich fürchte, Sie haben in der Schule der schönen Spanierinnen nicht viel Gutes gelernt."

Wie wir noch so sprachen, ging die Thür auf. Herr Albret mit seiner Frau und einigen seiner kleinen Töchter, alle wie Amoretten, traten in's Zimmer. Herr Albret und seine Frau umarmten mich, wie ich sie, mit freundlicher Herzlichkeit, mit Rührung. Ich mußte ihnen erzählen, wie ich hierher gekommen, wie es mir ergangen sei. Sie standen mit freudeglänzenden Gesichtern um mich her. Ich sah, wie willkommen ich den guten Menschen war. Die kleinen schüchternen Mädchen traten näher; doch suchte ich noch vergebens die liebenswürdige Annette unter denselben. Ich wagte kaum, nach ihr zu fragen. Ich fürchtete eine Antwort, die ich eben in der gegenwärtigen

Stimmung vermeiden wollte. Ich fürchtete, jener zarte Engel, zu schön, zu gut für diese Welt, sei in eine bessere hinübergeeilt. Und doch sah ich mich nach ihr überall um.

„Sie suchen, Herr Oberst . . .“ sagte Herr Albret.

„Es fehlt noch . . .“ sagte ich und stockte.

„Sie haben Recht!“ rief Frau Albret: „Spring, Juliette, und sage zu Fanchon, sie müsse sogleich kommen; der Freund sei bei uns, von dem wir gestern sprachen.“ — Juliette hüpfte davon. — „Mein Gott, welche Freude wird Fanchon haben!“ setzte Frau Albret hinzu.

Ich hörte diese Worte mit unglaublicher Verwirrung. Also mußte es Annette sein, die ich für Fanchon gehalten hatte. Ich hätte aber doch wohl berechnen können, daß Annette nicht mehr nach vier Jahren das vierzehnjährige Mädchen, sondern die achtzehnjährige Jungfrau sein müsse. Ich weiß nicht, wie mir bei dieser Ueberraschung ward. Aber man schien sie zu bemerken. Ich schlug die Augen seitwärts gegen die auf, die ich für Fanchon gehalten hatte. — Wohl war es Annette selbst; aber sie war in diesem Augenblick so ernst, so blaß geworden, daß ich erschrack.

„Ihnen ist nicht wohl?“ sagte ich, und trat zu ihr. Sie strich sich mit der Hand über das Gesicht und erzwang ein Lächeln. Die Mutter ward aufmerksamer, und nöthigte sie, in's Freie zu gehen. „Sie haben das Mädchen,“ sagte Herr Albret, „durch Ihr plötzliches Erscheinen zu sehr erschüttert. Es könnte der Fanchon nicht besser gehen. Man muß sie vorbereiten. In ihren Umständen wäre es gefährlicher. Ich hoffe, sie wird mich in einigen Monaten zum andernmal mit einem Enkel erfreuen.“

„Wie? Fanchon ist verheirathet?“ rief ich.

„Hat Ihnen denn noch Keiner von uns gesagt, daß sie seit einigen Jahren schon mit Herrn von Orny vermählt ist?“

„Mit dem Menschenfeind?“

„Allerdings!“ antwortete Herr Albret: „Aber sie hat den wunderlichen Kauz bekehrt, man kann nicht besser. Er ist ein ganz anderer Mann geworden. Er wohnt zu Cransac, hat sich das schönste

Landhaus gekauft, das wir im Orte haben, und seine Wohnung auf immer hier genommen. Denn ich lasse keine meiner Töchter aus Cransac ziehen. Die Mädchen wissen das aber auch."

„Herr Albret," sagte ich zu ihm leise, und führte ihn zum Fenster, „nur auf ein Wort! Gibt es in Cransac nicht vielleicht noch ein schönes Haus zu verkaufen?"

Er lachte aus vollem Halse bei der Frage, betrachtete mich eine Weile, und erwiederte endlich: „Man hat vor einigen Tagen von dem neuen Hause im Garten gesprochen, an dem Sie auf der Landstraße vorbeifuhren, ehe Sie zum Schlagbaum kamen. Es hieß damals, es werde feil sein. Fragen Sie nur Annetten, die weiß es besser, als ich."

Während ich noch meine Bekanntschaft mit den kleinen Mädchen erneuerte, oder vielmehr erst stiftete — denn alle waren seit meiner Abwesenheit gewachsen und verwandelt —, erschien mein Menschenfeind Orny; an seinem Arm eine schöne, junge Frau, mit einem Liebesgott von anderthalb Jahren auf ihrem Arm. Es war — nun erst erkannte ich sie — es war Fanchon.

Wir begrüßten uns gegenseitig mit einer Zärtlichkeit, als wären wir von jeher die innigsten Freunde gewesen.

„Ich bin Ihr großer Schuldner!" sagte Herr von Orny zu mir: „Ich hoffe, Sie werden mir wenigstens das Vergnügen gönnen, Ihnen meine Dankwilligkeit zu zeigen und Sie in meiner Wohnung zu bewirthen. Ich habe Ihren Rath auf gut Glück befolgt, den Sie mir beim Abschiede gaben. Wissen Sie noch, daß Sie mir empfahlen, statt nach Italien, nach Cransac zu gehen; hier würde ich Arznei für mich finden? Ich ging nach Italien und fand sie nicht. Da fielen mir in Florenz Ihre Worte bei. Ich ging nach Cransac, und fand die Arznei und genas, und sie war noch nicht gar übel zu nehmen." — Bei diesen Worten küßte er die erröthenden Wangen der schönen Frau.

„Glauben Sie ihm nur nicht!" rief Fanchon: „Er macht zuweilen noch krause Mienen und klagt, die Arznei sei doch auch bitter."

„Dafür ist's und bleibt's Arznei!" versetzte er lachend.

Es war ein glückliches Pärchen. Orny lud mich ein, bei ihm zu Mittag zu speisen. Alle Sonntage pflegte die Familie Albret bei ihm zu sein. Er erzählte mir, daß er sich mit seiner Mutter versöhnt und sie zu sich genommen habe. In den Jahren der Revolution war sie um den größten Theil ihres Vermögens gekommen. Das hatte ihn bewogen, gleich nach seiner Vermählung mit Fanchon, und zwar auf Fanchon's Verlangen, ihr zu schreiben und den Aufenthalt bei sich anzubieten. Ich lernte sie kennen. Sie war eine geistvolle Frau, der man im Umgang wohl noch den Ton der großen Welt und einen gewissen Adelsstolz anspürte, die aber unter mannigfaltigen Unglücksfällen eine gewisse Milde der Gesinnung, eine duldende Hingebung in den Ernst des Verhängnisses, eine religiöse Ansicht des Lebens gewonnen hatte, wodurch sie für Jeden um so anziehender wurde.

Es entstand bei Tische ein freundschaftlicher Streit zwischen den liebenswürdigsten Menschen von der Welt um meine Person. Orny und Fanchon verlangten, ich müsse, so lange ich in Cransac verweile, bei ihnen wohnen. Herr und Frau Albret aber behaupteten mit vieler Beredtsamkeit das Recht ihrer ältern Ansprüche. Selbst Juliette, Caton und Celestine, die jüngern Töchter Albrets, mit denen ich bald bekannt geworden war, mischten sich kindlich-lebhaft in den Wortwechsel. Nur die Eine, die ich am liebsten gehört, deren Stimme entscheidendes Ansehen gehabt haben würde, nur Annette schwieg. Ich blickte fragend, als möchte ich ihren Befehl vernehmen, zu ihr hinüber. Sie schien aber dabei so gleichgültig zu sein, daß es mich schmerzte. Sie belustigte sich nur an dem lauten Kampfe, als eine Zuhörerin, die dabei gar nicht interessirt war. Und da die junge Frau von Orny sie um Hilfe für ihr Haus rief, antwortete Annette lächelnd: „Du demuthsvolle Fanchon, warum zweifelst du an deinem Triumph? Wann hattest du je zu deinen Siegen den Beistand deiner Schwester nöthig?“ Aber wie lächelnd sie auch und wie lustig scherzend sie die Worte sprach, schien doch dabei, wenn ich mich nicht zu sehr betrog, eine kleine Bitterkeit — nein, nicht Bitterkeit — aber

ein leichter Schmerz um ihre holden Lippen zu schweben, den ich mir zum Vortheil gedeutet hätte.

Ich sah voraus, daß man am Ende mir selbst die schwierige Entscheidung übertragen würde. So bat ich um Erlaubniß, von Albrets zu Orny's Haus und wieder zurückflattern zu dürfen, soviel sich mit einem lahmen Fuß flattern ließe; für mich wären einige hundert Schritte keine Entfernung von geliebten Personen, denen ich auch in Katalonien immer mit dem Geiste nahe gewesen wäre.

Letzteres wollte man bezweifeln. Nun erst vernahm ich eine Reihe von Vorwürfen, daß ich in vier Jahren auch nicht ein einziges Wörtchen nach Cransac über die Pyrenäen geschickt habe. Alle machten mir Vorwürfe; nur Annette nicht. Vielmehr nahm sie, aber sehr boshaft, meiner sich an. „Eben weil der Herr Oberst beständig im Geiste bei uns war, schrieb er nicht," sagte sie: „man schreibt denen nicht, von denen man nicht getrennt ist."

Man ließ natürlich diese Vertheidigung nicht gelten. Da fiel mir mein Silhouetten-Schneiden ein, das ich in Spanien getrieben, und erzählte, wie mein schönster Zeitvertreib gewesen, mir die Familie auch dem Auge beständig zu vergegenwärtigen. Bei dieser Gelegenheit erlaubte ich mir eine kleine Lüge, und sagte zu Annetten, um sie für ihre Bosheit zu strafen: von allen Silhouetten aber sei mir die ihrige immer am besten gelungen. Auf der Stelle mache ich mich anheischig, ihren Schattenriß auszuschneiden, ohne sie anzusehen. Man ergriff mich beim Wort. Scheere und Papier wurden gebracht. Ich zählte auf Annettens Aehnlichkeit mit Fanchon. Ich ging zum Fenster. In wenigen Minuten war die Arbeit gemacht, in der ich Uebung genug gehabt hatte. Ich überreichte Annettens Schattenriß dem schönen Mädchen selbst.

Sie betrachtete ihn ein Weilchen, schüttelte das Köpfchen und sagte: „Das ist Fanchon!" Die Silhouette ging von Hand zu Hand, und Jeder sagte: „Das ist Fanchon!" — Ich gerieth in Verlegenheit. Fanchon machte mir einen Knix und sagte: „Das bin ich." Orny warnte mich mit drohendem Finger und sagte: „Ich wünsche mir Glück, daß ich nicht zu spät kam." Frau Albret machte die Sache

noch schlimmer, während sie sie gut machen wollte. „In der That finde ich doch darin viele Aehnlichkeit mit Annetten," sagte sie: „allein als der Herr Oberst von uns reisete, war sie ein vierzehnjähriges Kind; im Schattenriß gleicht sie mehr sich in gegenwärtigem Alter. Damals trug sie auch nicht das Haar so, sondern es war mehr Fanchons Art. Aber das sind Nebendinge."

„Hauptsachen!" rief Alles: „Beweis, daß er nur an Fanchon gedacht."

„Nein," erwiederte ich: „Beweis nur, daß das Bild beider in ihren Zügen allzuverwandten Schönheiten in meinem Gedächtniß zu einem Einzigen ward. Und würde ich meinen Koffer öffnen, könnte ich Ihnen noch die Rose wohlerhalten zeigen, die ich als das einzige Kleinod von Cransac mitnahm; die Rose, welche mir Fräulein Annette beim Abschiede gab."

Annettens Gesicht erglühte schamhaft. Sie warf einen zweifelhaften Blick zu mir herüber. Frau Albret sagte: „Wir haben die Ihrige noch unter Rahmen und Glas, von lieblicher Stickerei umkränzt."

Es war mir lieb, daß nun Jeder Beweise der ununterbrochenen Freundschaft und Erinnerung geben wollte. Damit entkam ich einer peinlichen Verlegenheit.

Denn Annetten hatte ich wohl einst wie ein Urbild kindlicher Schönheit bewundert; aber Fanchon hatte ich geliebt, Fanchon immer gedacht und in Cransac wieder gesucht. In den Augenblicken meiner Ankunft sah ich nur Fanchon in Annetten; nur weit reizender erblickte ich sie wieder, als ich sie je gesehen. Ich liebte sie von dem Augenblick an mit höherer Leidenschaft. Es war mir seltsam zu Muth geworden, als ich meines Irrthums inne ward, und mich überzeugte, Annette sei der Gegenstand meiner Achtung. Ich war in einer erwartungsvollen, ängstlichen Betäubung und Spannung, oder wie ich es nennen soll, ehe ich die wirkliche Fanchon wieder sah. Sobald sie aber an der Seite ihres Gemahls erschienen war, hatte sich Alles in mir geändert. Jede Empfindung in mir sprach nur für Annetten. Fanchon war noch jung, noch schön, noch liebenswürdig; aber neben Annetten schien sie nicht mehr Fanchon zu sein. Der Zauber war gelöst.

Fanchon galt mir noch als eine theure Freundin; aber ich selbst begriff nicht mehr, wie ich sie habe vergöttern können. Und wäre sie noch jetzt unvermählt gewesen, ich würde nur Annette geliebt haben, niemals Fanchon. Schon bei meinem ersten Aufenthalt empfand ich für Annetten eine eigene, dunkle und doch lebendige Neigung, die ich mir weder erklären noch deutlich machen konnte. Ich liebte Fanchon als Mädchen, Annetten wie ein himmlisches Gebilde, nicht geschaffen für diese Welt; wie ein Wesen höherer Art, dem man sich kaum mit irdischem Sinne nähern solle.

Fanchon war sehr glücklich mit ihrem Gatten; er genoß den Himmel durch sie. Das Landhaus, welches sie bewohnten, stand sehr angenehm, von großartigen Gartenanlagen umgeben, geräumig, hell, geschmackvoll aufgeführt. Orny hatte daran noch Vieles verschönert.

Ich war fast alle Tage dort und erging mich in den schattigen Wegen des Gartens, wenn ich aus dem Bade kam. Ich beneidete Orny's Glück, wenn ich ihn mit dem jungen Weibe Arm in Arm vertraulich durch die Gebüsche wandeln sah, oder ihn auf einer der saubern, grünen Bänke vor ihrem Wohngebäude neben ihr im Gespräch fand. Dann dachte ich mir wohl mein eigenes Glück, wenn ich so an der Seite der lieblichen Annette wandeln könnte — aber täglich mit gesunkeneren Hoffnungen. Annette liebte mich nicht. Vier Wochen hatte ich in Cransac gelebt, und nie fand ich sie in ihrem Verhältniß gegen mich geändert. Ich blieb noch vier Wochen, und fand keinen Augenblick, sie auch nur ein einziges Mal allein zu sehen. Das Vierteljahr verfloß, und ich stand, wie durch eine unsichtbare Macht gebunden, entfernter von ihr, als ich es in den ersten Tagen gewesen war.

Gleichwie einst mein Verhältniß mit Fanchon vor vier Jahren gewesen, war nun dasselbe mit ihrer Schwester. Wie jene, wußte auch diese jedes ernstere Wort hinwegzuscherzen, und jeden Versuch einer Annäherung zu vereiteln, ohne den Schein zu haben, dies eigentlich zu wollen. Was Fanchon vermittelst ihrer Schmetterlingshaftigkeit sonst bewirkt hatte, da sie nicht hörte, nicht verstand, was sie nicht wollte oder sollte: das ward Annetten noch unendlich leichter

durch die Unbefangenheit einer wahrhaft kindlichen Unschuld und eine gewisse Hoheit, die, mit allem Schönen, was sie war und that, wunderſam verbunden, Jedem, der ihr nahte, eine unwiderſtehliche Ehrfurcht einflößte. So groß war die Macht, welche sie über mich übte, daß ich, ſobald ich in ihrer Umgebung war, ſelbſt nicht anders ſein konnte, als ſie; daß ich mich, neben dem ruhigen, heitern, verklärten Engel meiner Liebe, meiner Leidenſchaft wie eines unheiligen Gefühls, wie eines Wahnſinns ſchämte.

Deſto zerriſſener aber war es in meinem Innern. Ich gab beim Annähern des Herbſtes meine Hoffnungen auf, und dachte nur durch Flucht größerm Leiden zu entgehen. Die Ruhe meines Lebens war verloren.

Ich gab vor, daß dringende Einladungen meiner Verwandten mich zu meinen väterlichen Gütern riefen, und bereitete Alles zur Abreiſe. Man bedauerte, mich zu verlieren; auch Annette that, wie die Uebrigen. Man wollte mir das Verſprechen abzwingen, im künftigen Frühjahr ſpäteſtens wieder einige Monate in Cranſac zuzubringen; nur Annette that hier nicht, wie die Uebrigen. Ich ward zweifelhaft, ob ſie mich vielleicht liebe, oder meiner wirklich los zu ſein wünſchte.

Eines Morgens ging ich mit ihr und Fanchon durch Orny's Garten. Ich blieb vor einem Roſenſtocke ſtehen, und ſagte ſcherzend zu ihr: „Als ich das erſte Mal Cranſac verließ, gaben Sie mir eine Roſe auf den Weg mit. Diesmal empfange ich auch nicht einmal dieſe mehr. Die Blumenkönigin iſt verſchwunden. Sie ließ nur, wie jede Freude, wenn ſie verblüht iſt, die Dornen zurück."

Annette erröthete, blickte verlegen ſeitwärts, ſammelte ſich aber ſchnell wieder aus ihrer Verwirrung, und verſetzte mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln: „Diesmal iſt die Reihe an meiner Schweſter." Fanchon war im Begriff zu antworten, als ein Mädchen kam, ſie unterbrach und von uns abrief. Annette ſchien ihrer Schweſter folgen zu wollen. Dieſe aber ging und ſagte: „Ich bin

den Augenblick wieder bei euch. Vereinigt euch indessen über die wichtige Streitfrage!"

„So werde ich diesmal ohne Andenken von Ihnen scheiden!" sagte ich.

„Bedürfen Sie dessen?" fragte sie zurück.

„Nicht eben der Erinnerung willen an Sie — leider, mich wird Alles erinnern, daß ich fern von Annetten bin! — aber doch dies Etwas, aus Ihrer eigenen Hand, würde Sie mir gewissermaßen mehr vergegenwärtigen. Es läge darin für mich vielleicht ein kleiner Trost."

Schalkhaft lächelte sie mir in die Augen und sagte: „Annette, die Ihnen die Rose gab, war Ihnen doch in Spanien nicht so gegenwärtig, als Fanchon, die Ihnen keine gegeben. Darum wünschte ich mit Fanchen zu wechseln. Sie sehen, ich bin nur eigennützig."

„Und nebenbei auch etwas ungerecht und sehr grausam. Sie wissen dies, Sie fühlen dies, und doch können Sie es sein. Darum wünsche ich jetzt, daß ich nie wieder nach Cransac gekommen wäre — denn das war mein Unglück, vielleicht auf immer. Darum werde ich Cransac nie wiedersehen."

„Sie erschrecken mich, mein lieber Oberst. Wessen wollen Sie mich beschuldigen?"

„Daß Sie mich aus dem Orte vertreiben, welcher mir der liebste Fleck des Erdbodens ist."

„Mein Gott, was schwärmen Sie da? Ich Sie vertreiben? Da sei Gott für! Die ganze Familie beklagt es, und ich nicht weniger, daß Sie uns verlassen müssen."

„Während es allein von Ihnen abhängt, daß ich bleiben könnte. Nicht für Fanchon, nicht für Ihre ganze Familie, nur für Sie möchte ich und könnte ich bleiben. Nur Ihr Wink entscheidet über mich. Sie wissen das. Ich athme nur für Sie; ich liebe nur Sie. Die Welt hat für mich nichts Liebenswürdigeres. Soll ich bleiben?"

Annette schlug die Augen nieder, und ging schweigend vor sich hin durch die Gänge zwischen den geschornen Buchenwänden.

„Soll ich bleiben?" fragte ich dringender, und nahm ihre Hand.

Sie sah mich mit einer ernsten Hoheit an und sprach: „Herr

Oberst, täuschen Sie mich nicht, oder sich nicht. Wozu das? Bekennen Sie sich es selbst offen: Sie hatten in Spanien Annetten vergessen, und nur an Fanchon gedacht."

„Nein, ich habe an Annetten gedacht, und Fanchon nicht vergessen. Annettens Rose ist noch mein Heiligthum geblieben, und soll einmal zu mir in den Sarg."

„Herr Oberst, als Sie wieder aus Spanien kamen, hielten sie mich für Fanchon. Seien Sie redlich gegen sich."

„Ja, theure Annette, ich hielt Sie für Fanchon, aber ich fand Sie schöner, als Fanchon; fesselnder, bezaubernder, als Fanchon. Ich freute mich des Preises, den ich vor vier Jahren schon in der Rose Ihnen vor Ihrer Schwester gegeben hatte. Ach, Annette, ich verehrte Sie in Spanien nicht wie ein irdisches Mädchen, sondern wie einen nicht in diese Welt gehörigen Engel. Glauben Sie mir, und beklagen Sie wenigstens mein Schicksal, daß es mich nun von Ihnen trennt, da ich Ihnen nichts — nichts gelten kann."

„Wer sagt das?" fragte sie, und hob einen thränenvollen Blick zu mir auf.

Mich durchschauerte Entzücken bei dieser aus der Tiefe ihrer Seele hervorgehenden Frage, bei diesen Thränen. „O, Annette, soll ich bleiben?"

„Fragen Sie das noch, da ich schwach genug bin, mich Ihnen verrathen zu geben?" sagte sie, und legte sich stillweinend an meine Brust.

Noch hielten wir uns stumm umschlungen, da umfaßten uns noch andere Arme. Fanchon war herzugeschlichen, schlug ihre beiden Arme um uns, und küßte erst ihre Schwester, dann mich. „Ich hoffe, Annette, du wirst nicht zürnen," sagte sie, „wenn ich deinem blöden Schäfer nun endlich auch den Schwesterkuß gebe?"

So ward billig aus der Abreise nichts. Unter Fanchon's muthwilligen, liebkosenden Scherzen erholten wir uns von der ersten heftigen Bewegung. Wir kamen zum Herrn von Orny zurück. Der

sagte: „Nun lebe ich erst ein ganzes Leben!“ Ein Ausdruck, worüber ihm Fanchon natürlich die strengste Strafpredigt hielt. Während sie noch zankten, entfernte ich mich auf einen Augenblick, und flog in die Nachbarschaft zum Besitzer des mir einst vom Herrn Albret als verkäuflich angedeuteten Hauses. Ich hatte dasselbe schon einige Male besucht und besichtigt. Ich wäre mit dem Eigenthümer, der eine billige Summe forderte, schon längst darüber einig geworden, hätte ich Annettens Entscheidung früher gehabt. Diese war da, und der Kauf war im Augenblick gethan und geschrieben. So kam ich zurück.

Annette streckte mir die Hand entgegen und fragte, über meine plötzliche und etwas lange Entfernung verwundert: „Wo sind Sie gewesen?“

„Ich habe in der Geschwindigkeit,“ flüsterte ich ihr in's Ohr, „ein hübsches Haus und einen Garten voll der schönsten Rosen gekauft. Es gehört mit heut' Ihnen.“

Sie erröthete freudig und rief: „Denkt auch, er hat uns das Dinantische Haus gekauft!“

Nun ging es im fröhlichen Zuge mit Orny zum Wirthshause zurück. Da erzählte ich Herrn Albret mit seiner Gattin von meinem Hauskauf. Herr Albret sah Annetten ein Weilchen scharf an. Sie flog ihrem Vater, dann ihrer Mutter mit unnennbarer Seligkeit an die Brust.

Von diesem Tage an zähle ich meine Himmelstage auf Erden. Annette ist mein Weib. Das Wirthshaus von Cransac machte Orny's und mein Glück. Noch kann es vier Andere einst glücklich machen.

LG
Z923

Zschokke, Heinrich
Ausgewählte Novellen und Dichtungen.
Vol.5

379806

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED